

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Ausdrucksformen der Spiritualität und das Ideal zu Helfen bei Jugendlichen in Schulen kirchlicher Trägerschaft (A. Büssing, K. Baumann)	4
Anti-Bias? Noch nie gehört! Ein Ansatz zur Verbreitung vorurteilsbewusster Pädagogik (K. Joggerst)	10
Welche Bildung braucht die Demokratie? (V. Ladenthin)	15
Zum Wesen der christlichen Auffassung über die Geschichtlichkeit des Menschen – Randbemerkungen zu De Civitate Dei des Augustinus (J. Uscatescu Barrón)	22
Die Werte, die Wahrheit und das Glück (M. Lütz)	39
Natur – Was sie ist und was sie wert ist (K. Scherzinger)	50
Vom Umgang mit Kriegerdenkmälern – Anmerkungen zu ihrer Erfassung, Recherche und Deutung (D. Schindelbeck)	71
Die lange Geschichte eines Heldengedenkens – Das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten für Gefallene und Vermisste des I. Weltkriegs 1914-1918 (H. und H. Kaiser)	78
Was ich schon immer vom Markenartikel wissen wollte – eine ungewöhnliche Lerneinheit zu einem gewöhnlichen Thema (D. Schindelbeck)	100
Spirituelle Impuls: Freundschaften (U. Amann)	121
Aus den Schulen und der Stiftungsverwaltung	
<i>Heimschule Kloster Wald</i> – 800 Jahre Kloster Wald. Festakt und Eucharistiefeier mit Erzbischof Dr. Robert Zollitsch (J. Hermann)	123
Ein „Gotteshaus im Wandel der Geschichte“ – Ein Jubiläum (Sr M. Csordás)	125
<i>Ursulinen-Gymnasium Mannheim</i> – Damit es nicht beim Aufbruch bleibt. Erfahrungen und Perspektiven des Katholikentags für das Mannheimer Ursulinen-Gymnasium (M. Ohl)	129
<i>Netzwerk BioEthik</i> – Goldener Reis und leuchtende Bakterien – Schülergruppe der Schulstiftung diskutiert in Freiburg über Facetten der Synthetischen Biologie (A. Kollefrath-Persch)	135
<i>Klosterschule Unserer Lieben Frau Offenburg</i> – Gemeinschaftskunde-Kurs des Klostersgymnasiums befragt Bundespräsident Joachim Gauck und Altkanzler Helmut Schmidt bei Maybrit Illner (C. Brunner)	140
<i>Klosterschule vom Heiligen Grab Baden-Baden</i> – Demokratie lernen und demokratisch handeln – Projekt „Auch DU kannst etwas verändern!“ – Klosterschüler kämpfen für die Menschenrechte (T. Kessler)	142
<i>Heimschule Lender Sasbach</i> – Im Zeichen des Regenbogens: Die Rap-Gruppe Lender Rainbow Minds gewinnt den vom Bundesjustizministerium ausgeschriebenen Schülerwettbewerb gegen Rechtsextremismus (S. Mühlön)	151
<i>St. Raphael Schule -Gymnasium- Heidelberg</i> – Landespreisverleihung des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen 2012 (U. Gutmacher)	158

<i>Ursulinen-Gymnasium Mannheim – Corazones para Perú: Herzen für eine neue Welt. Tagebuch eines sehr außergewöhnliches Compassion-Erlebnisses (C. Diering)</i>	160
<i>St. Ursula Schulen Hildastraße Freiburg – Besuch auf dem Heiligen Berg Athos. Es muss nicht immer der Jakobsweg sein. Vier Kollegen der St. Ursula Schulen auf Pilgerschaft (W. Köhler)</i>	169
Meldungen vom Sport aus Stiftungsschulen – ein Bilderbogen	177
Orte für Gebet und Stille – Kirchen, Kapellen und Meditationsräume an Stiftungsschulen	
Die Kapelle an der Liebfrauenschule in Sigmaringen (R.M. Gut)	178
Die Klosterkirche St. Ursula in VS-Villingen (K. Nagel)	183
Personalnachrichten	
Wechsel im Vorstand der Schulstiftung	185
Verabschiedung von OStD Ernst Jostkleigrewé und Amtseinführung von OStR Pfister (D. Scherer)	186
In memoriam Prof. Dr. Josef A. Mayer (D. Scherer)	188
Neues auf dem Markt der Bücher	
Hans Georg Wehrens: <i>Der Totentanz im alemannischen Sprachraum, Regensburg 2012 (W. Gauer)</i>	189
Ewald Terhart, Hedda Bennewitz, Martin Rothland (Hg.): <i>Handbuch der Forschung zum Lehrerberuf, Münster 2011 (G. Kleinschmid)</i>	191
Ernst Pallenbach: <i>Die stille Sucht. Missbrauch und Abhängigkeit von Arzneimitteln, Stuttgart 2009 (J. Kaiser).</i>	193
Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 57	195

Editorial

Es sind unruhige Monate, die wir zur Zeit bildungspolitisch in Baden-Württemberg erleben. Neben einer intensiven Diskussion um Änderungen in der Schulstruktur hin zu einem zweigliedrigen Schulwesen wird die Zukunft des Gymnasiums heftig diskutiert. Langsam schälen sich die ersten Grundlinien des neuen Bildungsplans 2015 heraus, wobei man offensichtlich davon ausgehen muss, dass in diesem Bildungsplan die einzelnen Schularten in den Hintergrund treten werden. Somit stellt sich eine ganze Reihe von Fragen für die künftige Arbeit vor allem am Gymnasium. Angesichts der Tatsache, dass in Bayern und Baden-Württemberg das beste Verhältnis von Auf- und Absteigern bei den Schulformen besteht (1 Aufsteiger auf 1,5 Absteiger im Unterschied zu anderen Bundesländern mit dem Verhältnis 1:10!), besteht in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob eine andere Schulstruktur tatsächlich den individuellen Voraussetzungen besser entsprechen kann.



Große Sorgen macht den meisten freien Schulträgern die Absicht der grün-roten Landesregierung, künftig bei den Schulträgern einen Versorgungsbeitrag für beurlaubte Landesbeamte zu erheben. Durch eine solche neue Abgabe müssten die freien Schulträger die Erhöhung der Privatschulzuschüsse auf 80 % der Kosten eines staatlichen Schülers zu einem erheblichen Teil selbst finanzieren, obwohl die 80 % seinerzeit im Blick auf die bis heute geltenden Rahmenbedingungen (keine Versorgungsabgabe für beurlaubte Beamte) vereinbart wurde. Eine Erhöhung, die mittel- oder langfristig eine Verminderung der Zuschüsse bewirkt, ist für uns nicht akzeptabel. Ein solches Vorgehen wäre sowohl bildungspolitisch als auch finanzpolitisch kurzsichtig und fragwürdig. Das Land hat die gesetzliche Verpflichtung, die freien Träger auf eine faire Art und Weise in die Lage zu versetzen, Schülerinnen und Schüler des Landes Baden-Württemberg angemessen ausgestattet zu unterrichten. Die Eltern dieser Kinder und Jugendlichen bezahlen neben dem Schulgeld mit ihren Steuern das staatliche Bildungssystem, ohne dass der Staat die Schüler an freien Schulen über den Zuschuss in gleicher Höhe wie staatliche Schüler finanziert.

Genau um dieses Kerngeschäft von schulischer Bildung und Erziehung an den katholischen Schulen geht es in den weiteren Beiträgen dieser Ausgabe von FORUM-Schulstiftung. Baumann und Büssing haben sich in einer Studie intensiv mit den Ausdrucksformen der Spiritualität und dem Ideal des Helfens bei Jugendlichen an Schulen in kirchlicher Trägerschaft befasst. Joggerst präsentiert einen interessanten Ansatz im Blick auf den Umgang mit Vorurteilen. Ladenthin reflektiert über den Stellenwert und die Inhalte von Bildung angesichts unserer demokratischen Gesellschaftsverfassung. Dies sind nur einige Schlaglichter auf eine Fülle von interessanten Artikeln, die Sie in diesem Heft finden können.

Darüber hinaus sei auf das vielfältige Schulleben verwiesen, das in dieser Ausgabe ausführlich dokumentiert ist und seinen Bogen vom Katholikentag in Mannheim über 800 Jahre Kloster Wald bis hin zu einem Interview von Stiftungsschülerinnen mit dem Bundespräsidenten schlägt. Hinweisen möchte ich Sie auch auf die Personennachrichten, die wichtige Veränderungen in der Schulstiftung dokumentieren.

Ihnen allen eine besinnliche Adventszeit, ein gesegnetes Weihnachtsfest für Sie und Ihre Lieben und ein gutes friedvolles und erfülltes neues Jahr!

Ihr Dietfried Schwab

Arndt Büssing

Klaus Baumann



Ausdrucksformen der Spiritualität und das Ideal zu Helfen bei Jugendlichen in Schulen kirchlicher Trägerschaft

*Im Rahmen einer anonymen Querschnittsuntersuchung wurden mit Hilfe standardisierter Fragebogeninstrumente spezifische Ausdrucksformen der Spiritualität, das Ideal zu Helfen und die Lebenszufriedenheit von 17-18jährigen Jugendlichen aus Schulen der Schulstiftung oder anderer kirchlicher Trägerschaft im Bereich der Erzdiözese Freiburg untersucht. Erste Ergebnisse aus dieser Untersuchung wurden 2012 im *International Journal of Children's Spirituality* veröffentlicht,¹ weitere Auswertungen (etwa zu Altruismus) sind in Vorbereitung. Der Schwerpunkt dieses Kurzberichtes liegt auf der Auswertung der Ausdrucksformen von Spiritualität und auf dem Zusammenhang mit Idealen des Helfens.*

Ergebnisse

In die Auswertung wurden 900 Schüler (m/w) der Klassen 11 und 12 einbezogen. Sie erhielten standardisierte Fragebogeninstrumente, die sie selbständig und ohne identifizierende Merkmale (anonymisiert) ausfüllten, z.B. ein Modul zu Ausdrucksformen der Spiritualität (ASP), das folgende Dimensionen erfasst: 1) *Religiöse Orientierung* (Gebet / Gottvertrauen), 2) *Suche nach Einsicht / Weisheit* (philosophische und existentielle Einstellungen mit zwei Subkonstrukten), 3.1) *Bewusster Umgang* (mit sich, den anderen, der Umwelt), 3.2) *Mitgefühl / Großzügigkeit* und 4) *Transzendenz-Überzeugungen*. Die entsprechenden Ideale des Helfens wurden mit sechs Einzel-Statements angesprochen, wobei die Schüler das Ausmaß ihrer Zustimmung bzw. Ablehnung gestuft angeben konnten.

Das mittlere Alter der Schüler betrug 17.6 ± 0.9 Jahre; Mädchen waren mit einem Anteil von 73% vertreten, Jungen mit einem Anteil von 27%. 77% der Schüler lebten mit beiden Elternteilen zusammen, 20% nur mit der Mutter, 2% mit ihrem Vater und 1% mit anderen. Die Lebenszufriedenheit der Schüler war sehr hoch, signifi-

¹ Büssing A, Kerksieck P, Föller-Mancini A, Baumann K: Aspects of Spirituality and Ideals to Help in Adolescents from Christian Academic High Schools. *International Journal of Children's Spirituality* 2012 (im Druck); online bereits publiziert: ,DOI:10.1080/1364436X.2012.680882.

kant höher jedoch bei männlichen als bei weiblichen Schülern ($p < .05$). Die Schulen unterschieden sich nur geringfügig hinsichtlich der Lebenszufriedenheit oder Selbstwirksamkeitserwartung ihrer Schüler.

Nicht überraschend bei der kirchlichen Trägerschaft der Schulen dominierten Schüler mit einer christlichen Konfession (61% katholisch, 31% evangelisch); 1% waren Muslime, 2% hatten andere Religionszugehörigkeit, während 4% keine hatten. Trotz der nominell überwiegend christlichen Religionszugehörigkeit schätzten sich 53% der Schüler als weder religiös noch spirituell ein (R-S-), 23% als religiös, aber nicht spirituell (R+S-), 11% als religiös und spirituell (R+S+) und 12% als nicht religiös, aber spirituell (R-S+). In der Summe würden sich mit 65% rund zwei Drittel der Schüler aus den untersuchten Schulen kirchlicher Trägerschaft als „nicht religiös“ einschätzen.

Stattdessen waren eher säkulare bzw. nicht explizit religiöse Dimensionen von Spiritualität deutlich stärker ausgeprägt (z.B. *Bewusster Umgang*, *Mitgefühl / Großzügigkeit* und *Suche nach Schönheit / Einsicht*), während für eine existentielle *Quest-Einstellung* sowie eine *Transzendenz-Überzeugung* lediglich moderate bzw. indifferente Score-Werte erzielt wurden; eine *Religiöse Orientierung* war nur gering ausgeprägt, was für eine eher negativ-indifferente Haltung spricht (Abbildung 1). Mädchen hatten hier für fast alle Dimensionen geringfügig, aber signifikant höhere Zustimmungswerte als Jungen.

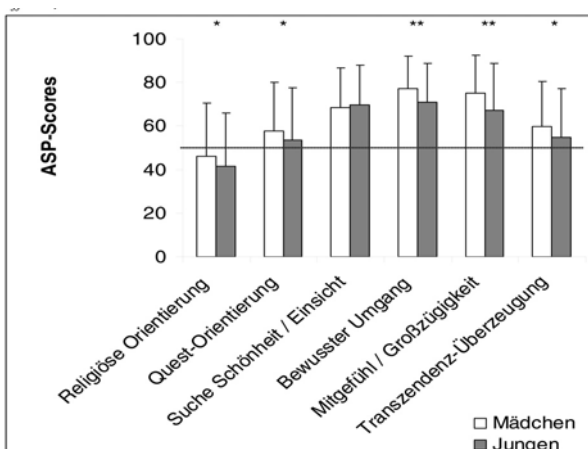


Abbildung 1: Mittelwerte für die entsprechenden Ausdrucksformen der Spiritualität (ASP) differenziert nach Geschlecht

Scores > 60 sprechen für eine zustimmende Haltung, während Scores zwischen 40 und 60 für eine indifferente Haltung und Scores < 40 für eine Ablehnung sprechen. Die entsprechenden Unterschiede zwischen den Scores von Jungen und Mädchen sind statistisch signifikant (** $p < .01$; * $p < .05$; ANOVA).

Wie hängen diese Aspekte von Spiritualität mit der Lebenszufriedenheit und Selbstwirksamkeitserwartung der Schüler zusammen? Signifikante Zusammenhänge hinsichtlich der Lebenszufriedenheit fanden sich moderat ausgeprägt für einen Bewussten Umgang ($r = .30$) und schwach für die Religiöse Orientierung ($r = .16$), die beide schwach assoziiert sind ($r = .29$), nicht jedoch für die anderen Aspekte. Dieser Bewusste Umgang hing zudem schwach auch mit der Selbstwirksamkeitserwartung der Schüler zusammen ($r = .22$). Es sind somit stärker säkulare Einstellungen einer achtsamen Bewusstheit mit sich, den anderen und der Umwelt, die mit der Zufriedenheit der Schüler assoziiert sind. Diese können selber gestaltet werden und sind auch für Schüler nachvollziehbar, die keinen dezidierten Bezug zu einer bestimmten Religionstradition haben.

Da dieser bewusste Umgang auch in anderen Studien mit Idealen des Helfens zusammenhängt, sollten diese differenziert nach Geschlecht näher erhoben werden. Negative Aussagen wie: „Das Ideal des Mitleids passt nicht mehr in die moderne Gesellschaft“ oder „Mitleid verhindert, dass die anderen ihr Leben selber aktiv in die Hand nehmen“ (nach Nietzsche), wurden von Jungen und Mädchen gleichermaßen abgelehnt. Sowohl die kognitiv geprägte Aussage, dass man an dem Ideal des Helfens festhalte, auch wenn man dafür belächelt würde, als auch konkretes ehrenamtliche Engagement für andere wurden von allen Schülern zustimmend beantwortet. Die Aussage, dass man auch schon einmal wegschauen würde anstatt zu helfen, wenn es einem selber schade, wurde überwiegend abgelehnt – signifikant stärker von Mädchen als von Jungen ($p = .0001$). Insbesondere Mädchen würden am Ideal des Helfens festhalten, soweit es möglich sei (59% Zustimmung, 29% unentschlossen, 12% Ablehnung), deutlich weniger jedoch Jungen (42% Zustimmung, 32% unentschieden, 27% Ablehnung). Diese Unterschiede sind statistisch signifikant ($p < .0001$; Pearson Chi^2).

Da diese Aussage natürlich hypothetisch ist und konkretes Verhalten im Rahmen der Befragung nicht verifiziert werden konnte, wurden Jungen und Mädchen nach ihrem tatsächlichen ehrenamtlichen Engagement für andere gefragt. Dieses wurde von 56% der Mädchen positiv beantwortet (32% engagierten sich nicht, 12% unsi-

cher/unklar), während sich mit einem Anteil von 45%, gemäß ihrer Selbstauskunft, deutlich weniger Jungen ehrenamtlich engagierten (41% engagierten sich nicht, 14% unsicher/unklar). Auch diese Unterschiede waren statistisch signifikant ($p=.007$; Chi^2). Der relative Anteil männlicher Schüler mit dem Ideal zu helfen, wenn dabei das Risiko besteht „das Gesicht zu verlieren“, ist geringer als bei Mädchen dieser Altersstufe.

Das Ideal des Helfens sowie das ehrenamtliche Engagement waren positiv mit spezifischen Aspekten von Spiritualität assoziiert, sowohl mit eher säkularen Formen wie *Mitgefühl / Großzügigkeit* und einem *Bewussten Umgang*, als auch mit einer *Religiösen Orientierung*; sie hingen jedoch *nicht* mit der Lebenszufriedenheit oder Selbstwirksamkeitserwartung der befragten Schüler zusammen.

Welche Variablen kommen als Prädiktoren dieser Einstellungen bzw. Verhaltensweisen in Frage? Mit Hilfe von Regressionsanalysen ließ sich zeigen, dass das Ideal zu helfen insbesondere durch die Haltung *Mitgefühl / Großzügigkeit* vorhergesagt werden kann, gefolgt von einem *Bewussten Umgang*, *der Religiösen Orientierung* und – als negativer Prädiktor – vom männlichen Geschlecht. Im Gegensatz hierzu war die Religiöse Orientierung der beste Prädiktor für *konkreten* Einsatz für andere ($r=.328$; $p<.01$), gefolgt von *Mitgefühl / Großzügigkeit* ($r=.295$; $p<.01$) und *Bewusster Umgang* ($r=.243$, $p<.01$), der Zufriedenheit mit der Schulsituation sowie, wenn auch schwächer, Zufriedenheit mit dem Familienleben.

Diskussion

Das Statement, dass das Ideal des Mitleids nicht mehr in die moderne Gesellschaft passe, wurde von der Mehrheit der untersuchten Schüler abgelehnt (63% Ablehnung, 25% unentschieden, 13% Zustimmung) und findet sich in ähnlicher Weise auch in der Shell Jugend Studie, in der 76% das Statement ablehnten, dass man sich Mitleid und Mitgefühl mit anderen Menschen in der heutigen Welt einfach nicht mehr leisten könne (11% unentschieden, 13% Zustimmung). Gensicke beschrieb dort, dass 2/3 der Jugendlichen meinten, dass es sich am Ende auszahle, wenn man sich um andere Menschen kümmert.² In unserer Untersuchung, bei der nur Schüler der 11./12. Klassen untersucht wurden³, teilten 55% das Ideal zu helfen, und 53% gaben auch an, sich konkret (ehrenamtlich) für andere zu engagieren. Trotz der unterschiedlichen Forschungsansätze und Fragestellungen weisen beide Untersuchungen in die gleiche Richtung, wobei jedoch Mädchen in unserer Stichprobe eine dezidiert positivere Haltung einnahmen. Möglicherweise haben

Mädchen und junge Frauen eine größere Bereitschaft oder sogar Fähigkeit für Mitgefühl, eine bewusste und achtsame Zuwendung sowie altruistische Grundhaltung als Jungen bzw. junge Männer. Bestätigt wird diese vorsichtige Vermutung durch Befunde aus der Shell Jugend-Studie, dass insbesondere Mädchen eher idealistische Einstellungen aufwiesen, während Jungen eher eine materialistische Orientierung hatten (Gensicke 2010).

Insbesondere eine spezifische Ausdrucksform von Spiritualität, der Bewusste Umgang zeigte eine hohe Ausprägung bei den Schülern und hing auch auf signifikante Weise moderat mit ihrer Lebenszufriedenheit zusammen. Gensicke (2010) beschrieb im Unterschied dazu, dass der idealistische Trend sich um sozial Benachteiligte zu kümmern, mit einer geringeren Lebenszufriedenheit einherging, und vermutete, dass ein ausgeprägtes Bewusstsein für soziale Missstände auch zu eigenem Unbehagen führen könnte. Eine mögliche Reaktion auf dieses Unbehagen könnte, nach Gensicke, bei einem Teil der Schüler auch zu einem eigenem sozialen Engagement geführt haben. In der Tat waren bei den von uns untersuchten Schülern ein bewusster Umgang mit sich, den anderen und der Umwelt sowie konkretes Handeln von größerer Bedeutung für die Lebenszufriedenheit als die abstrakten Ideale von Mitgefühl oder Großzügigkeit alleine. Wenn ihr Engagement für andere positive Reaktionen hervorruft, werden die Schüler darin positiv verstärkt und erzielen auch eine höhere Zufriedenheit.

Auch wenn der Zusammenhang zwischen *Bewusstem Umgang* und der Selbstwirksamkeitserwartung nur schwach (jedoch statistisch signifikant) ausgeprägt war, so ist dieser dennoch vor dem beschriebenen Hintergrund nachvollziehbar. Das Konstrukt der Selbstwirksamkeit beschreibt das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, selbst gewählte Vorsätze und Ziele im Leben zu erreichen und mit (positiven und negativen) Lebensereignissen umgehen zu können. Solches Selbstvertrauen beeinflusst die sozialen Interaktionen der Schüler – und damit ihre Fähigkeiten, mit anderen bewusst respekt- und verantwortungsvoll umzugehen. Die dazu notwendigen Kompetenzen entwickeln sich in den jeweiligen sozialen Bezügen und können ins-

² Gensicke T.: Werteorientierung, Befinden und Problembewältigung. In: 16. Shell Jugendstudie - Jugend 2010, Albert M, Hurrelmann K, Quenzel G, und TNS Infratest Sozialforschung (Hrsg.) Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M., 2010; S. 187-242.

³ Die Stichprobe der Shell-Studie (2010, S. 363) umfasste junge Menschen zwischen 15 und 25 Jahren, 1966 aus den alten Bundesländern, 838 aus den neuen Bundesländern mit ganz Berlin, zusammen 2804. Das verdeutlicht die Aussagekraft unserer Stichprobe.

besondere in Schulen mit einer dezidierten Ausrichtung gefördert werden, welche Wert auf Identitätsbildung, Freiheit in sozialer Verantwortung und Sensibilität für die Bedürfnisse oder Nöte anderer legen. Dies führt bei Schulen in kirchlicher Trägerschaft gemäß unserer Befragung keineswegs zu einer expliziten kirchlichen Identifikation der Schüler, vielleicht sogar eher zu einer erhöhten Scheu, sich selbst ausdrücklich als „religiös“ oder „spirituell“ zu bezeichnen.

Schließlich ist ein Zusammenhang bemerkenswert, der mit ausdrücklicher religiöser Orientierung zu tun hat. Unter den „Spiritualitätsfaktoren“ ist derjenige der religiösen Orientierung (Gebet / Gottvertrauen) am stärksten mit tatsächlichem ehrenamtlichem Engagement (über die proklamierte Bereitschaft oder das „Gut finden“ hinaus) assoziiert. Beide Faktoren stehen eher in Wechselwirkung als in einem eindeutigen kausalen Zusammenhang, in dem das eine das andere „verursache“; sie können sich gegenseitig verstärken. Ebenso wirken weitere Faktoren in diesen Zusammenhang hinein. Fakt jedoch ist, dass in dieser sehr aussagekräftigen Stichprobe bei Schülerinnen und Schülern mit der religiösen Orientierung eher konkret entsprechendes Handeln einhergeht als nur mit dem Bejahen des Wertes von prosozialem Verhalten.

Karin Joggerst

Anti-Bias? Noch nie gehört! Ein Ansatz zur Verbreitung vorurteilsbewusster Pädagogik



„Sei Dir der Gegenwart bewusst, die du schaffst, es sollte die Zukunft sein, die du willst“ (Alice Walker)

Was ist Anti-Bias?

Anti-Bias? Noch nie gehört?!

Das englische Wort „bias“ bedeutet übersetzt „Voreingenommenheit“ oder auch „Schiefelage“. Der Ansatz des Anti-Bias zielt darauf, eine Schiefelage, die aufgrund von einseitigen Sichtweisen, Normvorstellungen oder Vorurteilen entstanden ist, ins Gleichgewicht zu bringen. Ziel ist es, sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Diskriminierung in den Blick zu nehmen und diese abzubauen.

Dabei geht der Ansatz davon aus, dass Menschen Vorurteile erlernen und somit auch wieder verlernen können. In der Anti-Bias-Arbeit geht es also nicht darum, Vorurteile zu leugnen, sondern bewusst zu werden für Vorurteile, sich für Diskriminierung und die eigene Verwobenheit damit zu sensibilisieren und ein aktives und solidarische Verhalten gegen Diskriminierung zu erlernen: *„Anti-Bias ist der Versuch, Kinder, Jugendliche und Erwachsene in ihrem Wissen, ihren Fähigkeiten und ihren Gefühlen zu bestärken, die notwendig sind, damit wir gemeinsam Einrichtungen aufbauen können, in denen jeder sich zugehörig fühlt, in allen Aspekten seiner Identität wahrgenommen wird, über kulturelle Grenzen hinweg von anderen lernt sowie durch eine offene Kommunikation und der Bereitschaft zu wachsen zu einem vorurteilsbewussten Klima beiträgt.“ (Derman-Sparks, 2001:1)*

Im Lebensraum Schule treffen Menschen unterschiedlichster Herkunft und Lebenserfahrung aufeinander. Das Konzept der vorurteilsbewussten Pädagogik geht auf die vielfältigen Lebensweltrealitäten und Befähigungen von Kindern ein und sucht nach Antworten auf Fragen, wie Kinder gemeinsam unterrichtet werden können, ohne Einzelne auszugrenzen. Kooperatives Lehren und gemeinsames Lernen sind dabei nicht nur Fragen subjektiver Bereitschaft. Vielmehr haben wir gesellschaftliche Vorstellungen von Normalität bezüglich Aussehen, Leistung, Ästhetik, sozialem Verhalten etc. verinnerlicht und transportieren diese oft unbewusst weiter.

In Schulen sind es also nicht nur explizit geäußerte Vorurteile oder Stigmatisierungen der Erwachsenen oder der Kinder und Jugendlichen untereinander, sondern auch die „heimlichen“ Lehrpläne und subtilen Gesetze, denen Kinder und Jugendliche Botschaften darüber entnehmen, welche Merkmale von Menschen anerkannt oder abgelehnt werden, was wichtig ist und was nicht. Die Integration von Menschen unterschiedlicher sozialer und ethnischer Herkunft, unterschiedlichen Aussehens und unterschiedlicher Befähigung hängt demnach maßgeblich von der Fähigkeit der Mehrheit ab, „kulturelle Fremdheit“ sowie eigene, erlernte Denk- und Verhaltensmuster in Frage zu stellen. Die Sensibilisierung für Heterogenität und die Auseinandersetzung mit eigenen Haltungen und Normvorstellungen sind somit wichtige Voraussetzungen für die Umsetzung einer vorurteilsbewussten Schule.

Herkunft des Anti-Bias-Ansatzes

Der Anti-Bias-Ansatz wurde Mitte der 1980er Jahre von einer Gruppe von KleinkindpädagogInnen unter der Leitung von Louise Derman-Sparks in Kalifornien/USA entwickelt. Louise Derman-Sparks war bis zu ihrer Emeritierung 2006 Professorin am Pacific Oaks College in Kalifornien. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassten Bildung der frühen Kindheit, zum anderen Fragen der interkulturellen Pädagogik. In der Konzeption des Anti-Bias-Ansatzes hat sie ihre beiden Forschungsfelder verbunden und ein Konzept entwickelt, in dessen Mittelpunkt die frühe Bildung in Kindertageseinrichtungen unter Berücksichtigung kultureller Unterschiede steht. Die bis dato vorliegenden Ansätze interkultureller Erziehung gingen Derman-Sparks und ihren KollegInnen nicht weit genug, um angehende ErzieherInnen und LehrerInnen auf die Arbeit mit Kindern unterschiedlicher kultureller und ethnischer Herkunft vorzubereiten. Das Team wollte mehr darüber erfahren, was kleine Kinder über die verschiedenen Aspekte menschlicher Vielfalt denken und wie sich gängige Vorurteile und Diskriminierungen auf ihre Entwicklung auswirken. So entwickelten sie antirassistische Erziehungskonzepte, um Fragen von Vielfalt und Akzeptanz zu beantworten. Schon damals wurde deutlich, dass Kultur weit mehr beinhaltet als die ethnische Herkunft eines Menschen. Äußere Erscheinungsmerkmale wie Hautfarbe, körperliche Befähigung aber auch das soziale und religiöse Milieu, das Geschlecht der Kinder sowie ihre Familienherkünfte wurden in das Anti-Bias-Curriculum mit einbezogen.

Noch heute zeichnet Anti-Bias aus, verschiedene Unterscheidungslinien zu betrachten und unterschiedliche Formen von Diskriminierung mit ihren Mechanismen der Ein- und Ausgrenzung in den Blick zu nehmen.

Über Kooperationen mit Louise Derman-Sparks wurde der Anti-Bias-Ansatz in den 1990er Jahren in pädagogischen Einrichtungen in Südafrika eingeführt und nach dem Ende der Apartheid von PädagogInnen aufgegriffen. Sie erkannten die Notwendigkeit, nach jahrzehntelanger „Rassentrennung“ die Apartheid in den Köpfen der Menschen und die daraus resultierenden Haltungen der Betroffenen zur Sprache zu bringen und zu bearbeiten. Im Zuge der politischen Anstrengungen, das Unrecht des Apartheid-Regimes aufzuarbeiten und der multiethnischen Realität in Südafrika gerecht zu werden, entwickelten verschiedene Organisationen Anti-Bias-Trainingseinheiten für Jugendliche und Erwachsene, hier vor allem die Fortbildungseinrichtung ELRU (Early Learning Ressource Unit) in Kapstadt.

Während der Apartheid waren schwarze Menschen von politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen ausgeschlossen, sie wurden räumlich von Weißen getrennt und hatten keine Zugangsmöglichkeiten zu gesellschaftlicher Teilhabe. Mit dieser Politik wurde ihnen gezeigt, dass Weiße mehr wert seien als Schwarze. Das Aufwachsen in solch einem System hatte Auswirkungen auf die Wahrnehmung, auf die eigene Identität. Die damit zusammenhängenden Gefühle wurden zu Überzeugungen. Nelson Mandela beschreibt in seinem Buch „Der lange Weg zur Freiheit“ eine Situation am Flughafen, als er einige Jahre nach seiner Entlassung aus der Haft auf dem Weg nach Europa war: *„Als ich in das Flugzeug stieg, sah ich, dass der Pilot schwarz war. Ich hatte noch nie einen schwarzen Piloten gesehen, und in diesem Moment musste ich ein Gefühl der Panik unterdrücken. Wie konnte ein Schwarzer ein Flugzeug fliegen. Doch einen Augenblick später hatte ich mich wieder gefangen. Ich war in ein Denkmuster der Apartheid gefallen, nachdem schwarze Afrikaner minderwertig waren und nur Weiße fliegen konnten“* (Mandela, 1997: 393). Die Methoden des Anti-Bias konnten im Post-Apartheid-Südafrika genutzt werden, um es Menschen zu ermöglichen, sich bewusst zu werden über die Ausdrucksformen und Auswirkungen von Unterdrückung und ungerechter Teilhabe.

Seit Ende der 1990er Jahre wird das Konzept der Pädagogik nach dem Anti-Bias-Ansatz auch in Deutschland angewandt und zwar in ganz unterschiedlichen Kontexten. Dies hängt damit zusammen, dass Anti-Bias-TrainerInnen in Deutschland auf unterschiedlichen Wegen in Kontakt mit dem Ansatz kamen. Die einen über Kooperation mit den US-AmerikanerInnen, die anderen über südafrikanische Kooperationsprojekte, sodass der Ansatz sich sowohl im Zusammenhang mit Kleinkindpädagogik als auch in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen weiter entwickelt hat.

So entwickelte das Berliner Projekt „Kinderwelten“ in den Jahren 2000 bis 2003 ein Konzept zur vorurteilsbewussten Arbeit in sechs Kreuzberger Kindertageseinrichtungen, der Fortbildungsträger FIPP e.V. in Berlin (Fortbildungsinstitut für die pädagogische Praxis) arbeitet kontinuierlich daran, den Ansatz sowohl für den Lebensraum Schule als auch für die Offene Kinder- und Jugendarbeit nutzbar zu machen, die Anti-Bias-Werkstatt bietet Fortbildungen für Erwachsene an und auch in Freiburg arbeiten wir seit zwei Jahren im Rahmen des Bundesprogrammes „Toleranz fördern – Kompetenz stärken“ mit dem Anti-Bias-Ansatz.

Hier bilden wir pädagogische Fachkräfte fort, arbeiten an einer Förderschule direkt mit Kindern und Jugendlichen, begleiten eine Kindertageseinrichtung und sind momentan dabei, LeiterInnen von Kindertageseinrichtungen und Freiburger Grundschulen fortzubilden. Darüber hinaus bieten wir Seminare für alle Menschen an, die in pädagogischen, sozialen, therapeutischen und entwicklungspolitischen Handlungsfeldern tätig sind.

Umsetzung

In all diesen unterschiedlichen Arbeitskontexten orientiert sich der Anti-Bias-Ansatz an der Umsetzung von vier Zielen, die aufeinander aufbauen und sich wechselseitig verstärken. Diese gelten sowohl für Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu vorurteilsbewussten Menschen als auch für pädagogische und sonstige Fachkräfte:

1. Stärkung der Identität

Jedes Kind muss Anerkennung und Wertschätzung finden – als Individuum und als Mitglied einer sozialen Gruppe. Dazu gehören die Entwicklung von Selbstvertrauen und ein Wissen um den eigenen (familiären) Hintergrund. Pädagogische Fachkräfte und andere werden sich ihrer eigenen Bezugsgruppenzugehörigkeit bewusst und erkennen, welchen Einfluss ihr eigener kultureller Hintergrund auf ihr berufliches Handeln hat.

2. Entwicklung von Empathie

Auf dieser Basis muss Kindern ermöglicht werden, Erfahrungen mit Menschen zu machen, die anders aussehen und sich anders verhalten, so dass sie Empathie entwickeln können. Dabei geht der Ansatz des Anti-Bias immer von Gemeinsamkeiten aus, um von dort aus auf Unterschiede zu sprechen zu kommen. Wir gehen zum Beispiel davon aus, dass alle Kinder und Jugendlichen essen, schlafen, spielen, trauern etc. Wie dies Kinder und Jugendliche jedoch tun hängt maßgeblich von den Erfahrungen im familiären oder kulturellen Kontext ab, in dem sie aufwachsen. Dass

jede Art und Weise zu trauern, zu essen, zu spielen etc. ihre Berechtigung hat, wird den Kindern und Jugendlichen auf diese Art und Weise sehr deutlich. Statt Abgrenzung voneinander werden unterschiedliche Formen des Tuns für ein und die selbe „Sache“ erlernt. Für Erwachsene geht es hierbei nicht nur um allgemeine Erfahrungen mit kultureller Vielfalt, sie setzen sich vielmehr mit den unterschiedlichen Vorstellungen und Werten ihres Gegenübers auseinander und machen sich Gedanken darüber, wie sie „kulturelle Wissensbestände“ Anderer in Erfahrung bringen und Wert schätzen lernen.

3. Kritisches Denken

Das kritische Denken von Kindern über Vorurteile, Einseitigkeiten und Diskriminierung anzuregen heißt, sich mit ihnen darüber verständigen zu können, was gerecht und ungerecht, was fair und unfair ist. Hierfür müssen Erwachsene selbst kritisch sein gegenüber Vorurteilen und Diskriminierung, diese als solche wahr nehmen lernen und erkennen.

4. Handeln

Von hier aus können Kinder ermutigt werden, sich aktiv und gemeinsam gegen einseitige oder diskriminierende Verhaltensweisen zur Wehr zu setzen, die gegen sie selbst und andere gerichtet sind. Dafür braucht es Erwachsene, die fähig sind, Dialoge über Vorurteile und Diskriminierung zu initiieren und sich aktiv gegen Einseitigkeiten und Diskriminierung einzumischen. Diskriminierung in diesem Sinn meint nicht nur die Benachteiligung von Menschen aufgrund von äußeren Erscheinungsmerkmalen, sondern auch die fehlende Teilhabe aller Menschen an gesellschaftlichen Strukturen. Oder anders formuliert beinhaltet der Ansatz des Anti-Bias die Repräsentanz von Vielfalt in allen Bereichen.

Anti-Bias-Arbeit ermöglicht also, eigene Haltungs- und Verhaltensmuster kritisch zu hinterfragen. Eine Schlüsselkompetenz ist dabei die Fähigkeit, die eigene pädagogische Praxis systematisch zu reflektieren, d.h. sich bewusst zu machen welche Vorurteile existieren und wie diese sich auf das Leben von Betroffenen auswirken.

Eine vorurteilsbewusste, diskriminierungsfreie Gesellschaft, in der alle Mitglieder gleiche Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten haben ist demnach das formulierte Leitbild der Anti-Bias-Arbeit. In diesem Sinn ist *„Anti-Bias eine lebenslange Reise, die in uns selbst beginnt“* (Louise-Derman Sparks).

Email-Kontakt: karin.joggerst@web.de

Volker Ladenthin

Welche Bildung braucht die Demokratie?

Kompetenzen scheinen politisch neutral zu sein: Jeder Staat braucht Menschen, die lesen, schreiben und rechnen können. Und eben das, was eine Gesellschaft in Betrieb hält. Aber – so ist doch zu fragen – was hält unsere demokratische Gesellschaft in Gang? Reichen da formale Kompetenzen?

Ein Blick zurück

Ein Blick in die Vergangenheit lässt die Besonderheit der Gegenwart besser erkennen: Besonders Aristoteles hat über das Verhältnis Politik und Bildung nachgedacht. Dabei unterschied er zuerst einmal drei Staatsformen: Herrschaft durch einen, durch eine Gruppe, durch alle. Er findet nun bei *jeder* dieser Formen etwas Gutes, aber auch etwas Schlechtes – so dass er am Ende zu einer Wertung kommen muss. Wonach wird er werten?



Prof. Ladenthin in der Universität Bonn

Kriterium für seine Bewertung war die Glückseligkeit seiner Bürger: „Wer über die beste Verfassung die Untersuchung in sachgemäßer Weise anstellen will, der muss notwendig zuerst bestimmen, welches das wünschenswerte Leben ist.“¹

Aristoteles glaubt nun, das wünschenswerte Leben – wir würden sagen: „Lebensqualität“ – aus der Anlage des Menschen bestimmen zu können. Dies ist die Glückseligkeit. Aber was ist Glückseligkeit? Aristoteles benennt nun öffentliche *Verwalter* der Glückseligkeit, nämlich die Philosophen. Sie sollen bestimmen, was für alle Menschen glücklich zu sein hat. Aus diesen philosophischen Bestimmungen soll sich dann die Bewertung des Regierungssystems ableiten lassen, das diese Glückseligkeit am ehesten ermöglicht.

Das ist auf eine mechanische Art sehr logisch gedacht, setzt aber voraus, e i n Mensch könne für alle anderen bestimmen, worin Glückseligkeit – oder der Sinn des

¹ Aristoteles, Politik 1323 a15 (S.226)

Lebens – besteht. Oder man könne allgemein bestimmen, was Lebensglück für jeden heißt.

Gibt eine Glückswissenschaft Auskunft?

Nun würden wir fragen: Mit welcher Methode, mit welcher Wissenschaft sollte man das Glück bestimmen? Gibt es eine neutrale Glückswissenschaft, die wissenschaftlich nachprüfbar darlegt, was Glückseligkeit ist – und was demnach für alle ein geglücktes Leben zu sein hat?

Niemand vermag *heute* allgemein zu sagen, worin das Glück des Lebens für alle Menschen besteht. Auch die Wissenschaften können das nicht. Unsere modernen Wissenschaften sind in einem unabschließbaren Prozess begriffen, in dem immer nur vorläufig herausgefunden werden soll, was glückliches Leben sein könnte.

Schon zeitlich würde es nicht klappen, zuerst von Wissenschaftlern bestimmen zu lassen, was Glück ist, und dann im Staat zu planen. Wir müssen uns heute, jetzt, gleich, sofort entscheiden, wie hoch die Steuern sind, wie lange die Schulzeit dauern soll, mit welchen Staaten wir welche Verträge schließen und ob und wie wir den Euro retten.

Politik kann nicht darauf warten, bis die Philosophen einen Diskurs für beendet erklären und dann erst handeln. Der Diskurs um das, was Glück ist, ist aber nicht beendet. Er ist in vollem Gange – weil die Wissenschaften und Künste, und weil die Menschen in ihrem Alltag in vollem Gange sind herauszufinden, was geglücktes Leben sein könnte. Ein Ende der Versuche ist nicht abzusehen.

Wir müssen jetzt und hier handeln

Die Frage lautet: Wie kann man politisch handeln unter der Maßgabe, dass alles Wissen vorläufig ist – nicht nur das Wissen über das, was geglücktes Leben ist, sondern auch über das was richtig ist?

Aristoteles wollte die Demokratie, weil sie dem am besten diene, was er als Glück der Menschen ansah. *Wir* heute wollen die Demokratie, gerade weil wir nicht allgemein angeben und allgemeinverbindlich verordnen können, was das Glück des Menschen ist. Wir haben die philosophische Antwort durch ein *Verfahren* ersetzt.

Es soll sichern, dass wir trotz Uneinigkeit im letzten Ziel handlungsfähig bleiben. Die moderne Demokratie ersetzt Inhalte durch Verfahren.

Weil wir nicht wissenschaftlich fundiert angeben können, was Glück ist, ersetzen wir die Zielangabe durch ein Verfahren, in dem um dieses Ziel debattiert wird. Die historische Suche nach dem Glück, der literarische Diskurs um das Glück, die Erprobung von Glück in der Musik, kann, die alltagskulturelle Umsetzung von Glücksentwürfen, die Begrenzung von Glücksentwürfen auf eine Wahlperiode werden zur Spezifik der Moderne.

Demokratie dient nicht dem Glück, wie es sich Aristoteles dachte, sondern ist ein Verfahren für gemeinschaftliches verantwortliches Handeln, ohne vorab geklärt zu haben, was Glück ist.

Statt Glück zu verordnen, stellt der demokratische Staat die Aufgabe, nach Glück zu suchen. Die Suche selbst ist aber nun nicht das Glück (so, wie eine Speisekarte nicht satt macht).

Der Motor Demokratie

Demokratie ist insofern inhaltsfrei. Sie ist ein Verfahren. Ein Mechanismus. Wie jedem Mechanismus wohnt auch der Demokratie kein Ziel inne. Vergleichen wir sie mit dem Motor in einem Auto: Man kann mit einem Auto in die Berge fahren oder vor eine Mauer. Eine Demokratie kann in der Tat an die Wand fahren – im Begriff des Populismus wird das ja auch diskutiert. Demokratie als Mechanismus ist inhaltsneutral. Sie *wird* erst zu einem Wert, wenn sie sinnvoll genutzt wird. Diesen sinnvollen Nutzen kann sie allerdings nicht beschließen: Eben weil Mehrheitsbeschlüsse nicht *per se* moralisch oder auch nur nützlich sind.

Damit Demokratie funktioniert, setzt sie Menschen voraus, die *wollen*, dass sie funktioniert. Der Mechanismus einer Demokratie funktioniert nur, wenn die Menschen, die ihn nutzen, ihn sinnvoll nutzen wollen.

Weder ist es möglich, außerhalb von Demokratie für alle festzulegen, wie man Demokratie zu nutzen habe: das wäre genuin undemokratisch. Noch kann man einfach Mehrheitsbeschlüsse als Ausdruck von Gerechtigkeit nehmen – man würde ein richtungsloses perpetuum mobile schaffen, in dem die Statistik bestimmt, was gerecht ist.

Was die Demokratie braucht

Um zu funktionieren braucht die Demokratie also Bürger, die sie zum *Gelingen ihres Lebens* gebrauchen wollen. Nicht die Mechanik der Demokratie schafft Sittlichkeit, sondern die Mechanik setzt Sittlichkeit voraus. Nicht die Mechanik schafft Sinn, sondern sie setzt sinnhaftes Handeln voraus. Also Bildung.

Wer also umfassende Bildung einschränkt: Wer Bildung beeinträchtigt, zerstört Demokratie in ihrem innersten Gefüge. Er riskiert eine undemokratische Gesellschaft.

Wir können keine blinden Mehrheiten entscheiden lassen. Das zeigt sich im Alltag: Was ist wichtiger, eine Einkaufszeile oder ein Konzertsaal? Wer dies entscheiden will, muss wissen, wozu eine Einkaufszeile (volkswirtschaftlich) gut ist – aber eben auch, wozu wir Musik brauchen. Wer über eine Bevorzugung von Straße oder Bahn entscheiden soll, muss die Vorzüge und Nachteile auch kennen. Muss man nicht auch eine Vorstellung darüber haben, wie sich eine humane Gesellschaft gestalten soll? Muss man nicht eine Vorstellung darüber haben, wie Leben in der Gemeinschaft gelingt?

Man muss – andernfalls entscheidet man kurzfristig interessengelenkt oder willkürlich – und verlässt sich auf Zufall oder Schicksal. Eine funktionierende Demokratie setzt also den gebildeten Bürger voraus. Nicht den, der nur gehorcht. Und nicht den, der nicht weiß, was er tut. Sondern den, der aus Einsicht richtig und verantwortungsvoll handelt. Besser kann man eigentlich Bildung nicht umschreiben: Die Fähigkeit, aus Einsicht richtig und gerecht zu handeln.

Demokratie braucht gebildete Bürger

Diese Fähigkeit muss in einer Demokratie allen Bürgern im gleichen Maße zukommen. Eine Demokratie würde zerstört, wenn sich Teile der Bürgerschaft für gerechter hielten als andere. Gerechtigkeit kann man weder quantifizieren noch qualifizieren. Jeder Mensch muss beurteilen können, was gerecht ist: Wenn man diesen Satz ablehnte, hätte man sich auch von der Demokratie verabschiedet.

Und alle Bürger müssen die gleiche Einsicht haben: Damit meine ich nicht, dass jeder Bürger gleich viel leisten und gleich in allem Wissen bewandert sind. Das geht gar nicht. Damit meine ich, dass jedes Wissen jedem *prinzipiell* zugänglich sein

muss und *faktisch* zugänglich ist. Eine Herrschaft der Experten würde die Demokratie außer Kraft setzen.

Daher benötigt Demokratie Bürger, die in einem erheblichen Maße mit dem Wissen der Welt vertraut sind. Sie müssen sich nicht nur in dem auskennen, was einmal ihr Beruf sein wird. Sie müssen, da sie für die gesamte Gesellschaft mitbestimmen, auch das Wissen haben, das man benötigt, um sachlich und sittlich mit bestimmen zu können: Über das Verkehrs- und Gesundheitswesen, Umweltschutz, Ökonomie Kunst, Musik, Literatur, Mathematik usw.

Die Demokratie braucht keine Bürger, die ein paar Grundkompetenzen besitzen und ansonsten in ihrem Spezialgebiet zu Hause sind. Anders als jede andere Regierungsform braucht die Demokratie Bürger, die sich in der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Aufgaben auskennen.

Ohne Bildung nimmt die Demokratie Schaden

Berufsfähig wird man vielleicht schon nach zehn Jahren Schule... Aber demokratiefähig? Kann man nach zehn Jahren Schule wirklich entscheiden, ob man Atomkraftwerke braucht oder auf Bioenergie vertrauen kann. Genau diese Entscheidung muten wir aber unseren 18-Jährigen bei den Wahlen zu.

Eine Demokratie nähme Schaden, wenn die nachwachsende Generation nur das lernte, was sie für ihren Berufsalltag braucht. Man ist, gerade in der Demokratie, zoon politikon, politisches Wesen; man entscheidet mit – also muss man kennen, worüber man entscheidet.

Demokratie braucht den umfassend gebildeten Bürger

Berufsfähigkeit ist daher kein letztes Ziel von Bildung. Mit Demokratiefähigkeit lässt sich das Ziel von Bildung in Demokratien konkretisieren: Jeder muss imstande sein, die zentralen gesellschaftlichen Aufgaben zu verstehen und mitzugestalten. Wer dieses Ziel ablehnt, lehnt damit auch die Idee der Demokratie ab. Eine Demokratie schafft nur dann Gutes, wenn die, die abstimmen, *kundig* abstimmen. Demokratie braucht kluge Bürger – sonst ist sie leere Mechanik.



Und daher müssen Bildungsprozesse in einer Demokratie so organisiert sein, dass sie prinzipiell jedem die Einsicht in prinzipiell jeden Sachverhalt ermöglichen. Dies ist möglich, weil moderne Wissenschaft kein Geheimwissen ist, sondern methodisch, d.h. für jeden nachvollziehbar gewonnen wurde.

Das war ja gerade der Inhalt der kopernikanischen Wende zum modernen Wissen: Wahr ist nur, was mit allgemein von allen kontrollierbaren Methoden erkannt wurde. Jedes Wissen in der Moderne ist also *prinzipiell* von jedem nachzuvollziehen und einzusehen. Ob sich Jedermann dieser Anstrengung auch tatsächlich aussetzt, hängt von vielerlei äußeren Umständen ab, die hier nicht zu diskutieren sind: Aber jeder muss *prinzipiell* alles verstehen, d.h. lernen können. Von diesem Grundsatz aus muss man Lehrpläne schreiben.

Bildung umschreibt also nicht den Erwerb von Handlungswissen. Man ist nicht schon gebildet, nur weil man weiß, wie man ein Handy oder Auto bedient. Man soll wissen, warum es wie funktioniert *und* welchen Sinn es hat. Und welchen Unsinn man damit machen kann.

Nur dann kann der Einzelne verantwortungsvoll entscheiden, wann er es ein- oder ausschaltet, wann er es wozu benutzt. Wenn Schüler im Unterricht – oder Besucher im Theater – ihr Handy klingen lassen, dann haben sie sehr wohl gelernt, es zu bedienen. Aber sie gehen nicht gebildet mit dem Gerät um, denn sonst wüssten sie, wie man es wozu gebraucht – und hätten es während des Unterrichts oder des Theaterstücks abgestellt. Der Gebrauch allein, Kompetenzen im Umgang, sind gerade kein Indiz für Bildung.

Demokratie braucht fachkundige und wertbezogene Bürger: Wenn alle Bürger gemäß dieser Maxime handeln, dann muss die demokratische Entscheidung nicht nur Mehrheiten hervorbringen, sondern Gerechtigkeit. Dann ist die Demokratie kein blinder Mechanismus mehr, sondern eine humane Möglichkeit des Zusammenlebens. Freilich ist sie dies nur unter der Voraussetzung der Gutwilligkeit der Mehrheit ihrer Bürger.

Demokratie ist also bei Gefahr ihres Scheiterns an Bildung gebunden. Sie kann ohne gebildete Bürger nur im Zufall gelingen. Sie wird zum Spielball für Demagogen oder zum Ort der Beliebigkeit.

Nicht die Demokratie regelt also unser Zusammenleben. Sondern die Mechanik der Demokratie kann unser Zusammenleben nur dann in einem humanen Sinn regeln, wenn die Menschen in einer Demokratie fähig sind, das Richtige zu erkennen und das Gute zu wollen.

Bildung braucht Demokratie

Nur zusammen mit Bildung funktioniert eine Demokratie – und umgekehrt: Bildung ohne die Möglichkeit, das Wissen und Können zur Gestaltung der Gesellschaft zu nutzen, wird zur leeren Innerlichkeit. Mangelnde Demokratie begrenzt den Einzelnen auf die Existenz der „schönen Seele“.

Wer gebildet ist, sucht den Kontakt mit anderen, will sie erreichen, überzeugen. Denn er erhebt ja für sich den Anspruch, das Richtige zu kennen und das Gute zu wollen. Genau das ist ja Bildung! Wenn jeder gleich viel weiß und kann, muss er auch die Möglichkeit haben, dieses Wissen und Können zur Geltung zu bringen.

Unsere Demokratie bedarf der gebildeten Bürger als Voraussetzung. Als reine Mehrheitsmechanik steht die Demokratie der Barbarei eben so nahe wie der Humanität. Demokratie bedarf der Voraussetzungen, über die man demokratisch nicht bestimmen kann: Sie bedarf also der Urteile der Einzelnen, die ihr Bemühen um das Gelingen auch in einen sozialen Prozess einspeisen.

Bildung in der Moderne beerbt das, was Aristoteles „Glück“ genannt und als Philosoph bestimmt hat: Den Versuch, das Leben gelingen zu lassen.

Jorge Uscatescu Barrón

Zum Wesen der christlichen Auffassung über die Geschichtlichkeit des Menschen – Randbemerkungen zu *DE CIVITATE DEI* des Augustinus



Die althergebrachte Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Kultur erfährt in der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Christentum und Geschichte die höchste Brisanz, weil die eschatologische Dimension des Christentums eine ganz bestimmte Auffassung der Geschichte der Kultur und ihres Verlaufs erfordert. Dass das Christentum auch eine geschichtliche Dimension hat, steht außer Frage, aber was für ein Geschichtsbewusstsein entfaltet das Christentum? Wie deutet der Christ sein historisches Geschehen?

Die Ausarbeitung des christlichen Geschichtsbewusstseins ist eigentlich die Grundlage für die Auffassung der Geschichte als einer Heilsgeschichte (*historia sacra*) und steht diesseits aller Konzeptionen der Universalgeschichte, obwohl das christliche Geschichtsbewusstsein eine Universalgeschichte im Sinne der Heilsgeschichte vorzeichnet und Gottes Einwirkung in den Geschehensverlauf und Vorsehung mit einbezieht, ohne jedoch mit beiden Sachbereichen zusammenzufallen. Bevor eine Geschichtstheologie überhaupt entfaltet werden kann, soll zuerst untersucht werden, wie die christliche Existenz das geschichtliche Geschehen, in das sie eingebunden ist, erfasst wird. Wie erfährt der Christ die Geschichte? Die folgenden Überlegungen verstehen sich jedoch nur als eine Randbemerkung zu einer Theologie der Geschichte. Deren Ausbildung fußt auf dem christlichen Verständnis vom historischen Geschehen.

In drei Schritten soll das Vorhaben entfaltet werden. Zuerst werde ich den Ursprung des christlichen Geschichtsbewusstseins zu fassen suchen. Der zweite Schritt zielt darauf ab, Augustinus' Ausbildung des christlichen Geschichtsbewusstseins nachzuzeichnen. Zuletzt werden die Gedanken zusammengefasst und zu einer möglichen Synthese zusammengeführt, in der das christliche Geschichtsbewusstsein kurz umrissen werden kann.

§ 1. Die Entstehung des Geschichtsbewusstseins aus der Mitte der christlichen Religion

In der Botschaft Christi liegen nicht nur ethisch-religiöse Verhaltensmuster und Gebote, die das alltägliche Leben des Christen bestimmen sollen, sondern auch

Aussagen über zukünftige Dinge beschlossen. Eine kaum zu überbietende Rolle in der Botschaft Christi spielt die Ankündigung des zukünftigen Anbrechens vom Reich Gottes und des Abhaltens vom Jüngsten Gericht als Abschluss der Menschheitsgeschichte. Mit dem Gedanken der Wiederankunft Christi verbindet sich ferner die Vorstellung von der Einrichtung einer Gottesherrschaft im Jenseits, d. h. über das von Mühsal geprägte, alltägliche Leben in der Welt hinaus. Jesus verkündigt also eine Endzeit, in der Gott die uneingeschränkte Herrschaft über alle anderen feindseligen Mächte (Satan und die Dämonen) erringen (Mt. 12, 28) und sodann das Heil über die Welt bringen wird. In der Gottesherrschaft wird die ganze Schöpfung in den Heilzustand endgültig übergeführt, nachdem allerdings in einem Weltgericht Gutes und Böses voneinander getrennt worden sind.

Aus den Evangelien ist das Aussehen der Gottesherrschaft einigermaßen zu rekonstruieren. In den Seligpreisungen der Bergpredigt sind ethische Verhaltensweisen angesprochen, die mit der Teilnahme an der Gottesherrschaft belohnt werden: geistlich Armen, Leid Tragenden, Sanftmütigen, nach Gerechtigkeit Dürstenden, Barmherzigen, die des reinen Herzens, Friedensstifter und schließlich die, welche um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden (Mt. 5, 3-10). An anderen Stellen sind Verhaltensmuster von der Gottesherrschaft ausdrücklich ausgeschlossen, wie etwa die Götzendienst, Ehebruch, Weichheit, Knabenschändung, Diebstahl, Geiz, Trunkenheit, Gotteslästerung und Hurerei (1 Kor. 6, 9-10, Eph. 5, 5).

Der Heilzustand, den die Gottesherrschaft über die Welt bringen wird, malt Paulus so aus: "Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist" (Röm 14, 17), wenn man auch diesen Heilzustand als eine Mahlzeit vorgestellt hat (Mk 14, 25).

Obwohl das Reich Gottes mit dessen Verkündigung durch Jesus den Menschen näher gekommen und sogar mitten unten den Menschen bereits angekommen ist: "Das Reich Gottes kommt mit äußerlichen Gebärden; man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder: da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch" (Lk 17, 20-21), ist sie noch nicht angebrochen.

Die Naherwartung von Gottes Reich ist jedoch keine den ersten Christen vorschwebende Vorstellung, sondern ein bestimmender Teil ihres Ethos. Ihr Leben ist völlig auf das demnächst zu erwartende Anbrechen der Gottesherrschaft ausgerichtet, worauf sie vorbereitet sein sollen, wenn sie an dem von ihr herbeizuführenden Heilzustand teilhaben wollen. Aufgrund der höchst angespannten Erwartung hat das Ausbleiben der Wiederankunft Christi die Urchristen tief enttäuscht, sogar tiefgehende Krisen im Urchristentum ausgelöst, in denen das ganze Weltbild zu schwanken drohte.

In einem Brief beschreibt Paulus besonders eingehend, wie die christliche Existenz, in diesem Fall das Leben der Thessaloniker, von der Erwartung der unmittelbar

bevorstehenden Anknf Christi in die Welt gekennzeichnet ist (1 Thess. 5, 2). Das plötzliche Antreffen Christi wird mit dem Einbrechen eines Diebes in der Nacht verglichen, mit dem man nicht rechnen kann. Nüchternheit und Wachsamkeit zeichnen das Ethos der auf die plötzliche Wiederankunft Christi gespannten Urchristen von Thessaloniki aus (1 Thess. 5, 5-11).

Im 2. Brief an die Thessaloniker führt Paulus über den Zustand der Urchristen weiter aus, die vom Trübsal bestimmt sind, für den aber die Verantwortlichen nach der zu erwartenden Wiederankunft Christi zur Rechenschaft gezogen werden sollen (2 Thess. 1, 6 ff.). Zwischen dem ersten Brief an die Thessaloniker, die angesichts der unmittelbar herannahenden Wiederankunft Christi zur Nüchternheit und Wachsamkeit angehalten werden (1 Thess., 5, 6), und dem zweiten, in dem die Verzögerung der Anknft Christi nicht nur bestätigt, sondern sine die aufgeschoben wird, ist nur der Trübsal angewachsen: die Krise hat sich bloß verschärft. An ihrer Bewältigung arbeitend liefert der Apostel Paulus eine Erklärung dafür, aber keinen Trost, wenn er eine böartige Kraft, nennt, welche die Anknft Christ verhindert oder zurückhält (Aufhalter: katechon; vgl. 2 Thess. 2, 7-8). An dieser Stelle wird die sich deh nende Zeit zwischen dem Tod Jesu und der zweiten Anknft Christi das "Geheimnis der Ungerechtigkeit" (*mysterion tes anomias: mysterium iniquitatis*) genannt.

In den Evangelien begegnen andere Erklärungsmodelle¹. Lukas interpretiert die Zeit des Ausbleibens der Parusia Christi als Zeit der Kirche (Lk 24, 46 ff.)². Markus seinerseits weist auf die noch nicht erledigte Aufgabe nachdrücklich hin, den Heiden die neue frohe Botschaft zu überbringen (Mk. 13, 10). Johannes bittet nur um Geduld (2 Joh. 14, 1-3): „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott und glaubt an mich. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten“.

Sicherlich nicht ohne die Vorarbeit der früheren Kirchenväter hat Augustinus in seiner besonderen historischen Lage eine ansonsten ganz eigene Form der Endzeiter-

¹ Zum Sachverhalt vgl. Erich Gräber: *Das Problem der Parousieverzögerung in den synoptischen Evangelien und in der Apostelgeschichte* (BZNW 22), 3. durch eine ausführliche Einleitung und ein Literaturverzeichnis ergänzte Auflage, Walter De Gruyter, Berlin 1977; Kurt Erlemann: *Naherwartung und Parousieverzögerung im Neuen Testament. Ein Beitrag zur Frage religiöser Zeiterfahrung* (Texte und Arbeiten zum neuen testamentlichen Zeitalter 17), Francke Verlag, Bern 1995.

² Vgl. Gräber, ebenda, 200-204.

wartung entwickelt und sie so in eine christliche Deutung der Weltgeschichte verwandelt. Im folgenden sollen die Grundzüge des christlichen Geschichtsbewusstseins nach Augustinus sichtbar gemacht werden. Das ist jedoch keine rein interpretatorische Übung über einen der Vergangenheit angehörenden christlichen Autor, der uns Heutigen nichts mehr zu sagen hat, sondern eine Einübung in die christliche Auffassung der Geschichte. Denn alle geschichtsphilosophischen Entwürfe im Christentum, oder überhaupt im Abendland wurden im Ausgang von Augustinus in Angriff genommen.

§ 2. Augustinus' *De civitate Dei* als geschichtsphilosophisches Werk und die Bildung des christlichen Geschichtsbewusstseins

Neben den *Confessiones* ist *De civitate Dei* wohl das bekannteste Werk des Augustinus. Während die *Confessiones* Biographisches mit Lehrvorträgen auf eine wunderbare Weise miteinander verbinden, ist sein umfangreichstes Werk eine theoretische, jedoch nicht ohne rhetorisches Geschick abgefasste Schrift, in der wiederum auf eine literarische anspruchsvolle Weise Theologisches, Geschichtliches und Philosophisches vereint sind.

Der Anlass für die Abfassung von *De civitate Dei* war, die Christen von der unmittelbaren Verantwortung für den in den Augen der Römer völlig unerwarteten Fall und die anschließende Plünderung Roms am 24. August 410 durch die Truppen des Gotenkönigs Alarich freizusprechen³. Ausgehend vom apologetischen und tröstenden Charakter seines Ansatzes entwickelte jedoch Augustinus darin nicht nur ein christliches Bild der Weltgeschichte, sondern er schlug auch eine neue Deutung von der Geschichte der Menschheit vor.

Das riesige, aus 22 Büchern oder großen Abschnitten bestehende Werk, an dem Augustinus über ein Jahrzehnt gearbeitet hatte, weist eine doppelteilige Struktur auf. Ein erster Teil, der die ersten zehn Bücher umfasst, erweist sich als eine Kritik am Heidentum. In den ersten fünf Büchern bemüht sich Augustinus um die Darlegung

³ *Retractationes* II, Kap. 43. Deutsche Übersetzung: Aurelius Augustinus: *Die Retraktionen in zwei Büchern/Retractationes libri duo*, übersetzt von Carl Johann Perl, Schöningh, Paderborn 1971, hier 208-213. Augustinus sah in den Vorwürfen der Heiden, die das Christentum für diese Katastrophe verantwortlich machten, den Anlaß für die Abfassung von *De civitate Dei*.

und Widerlegung des heidnischen Götterkultes, der sich letzten Endes weder als staatsgründend noch als staatsfördernd erweist, und kommt schließlich zu dem Fazit, dass der Untergang Roms auf keine Weise mit dem durch das Christentum begünstigten Verfall des Götterkultes verknüpft sei, sondern vielmehr darauf zurückzuführen sei, dass die Römer vom Tugendpfad abgekommen sind. In den Büchern 6. bis 10. weist Augustinus die Unhaltbarkeit der These nach, der Götterkult sei besser dafür geeignet, den Weg zum ewigen Leben zu weisen, und unterzieht die heidnische Theologie einschließlich des Dämonenglaubens einer vernichtenden Kritik. Nach diesem negativen, auf Widerlegung der Gegenpartei ausgerichteten Teil folgt eine dreigliedrige *pars construens*, die auf eine Darlegung und Verteidigung des christlichen Glaubens hinausläuft. In den Büchern 11. bis 14. wird der Ursprung der Stadt Gottes und der irdischen Stadt im Rahmen der Heilsgeschichte seit dem Engelfall eingehend behandelt, während in den Büchern 15. bis 18. vor dem Leser der Verlauf beider Städte in der Weltgeschichte ausgebreitet wird. In den Büchern 15. bis 18. stellt Augustinus eine Geschichte der Menschheit als Geschichte von zwei Städten vor. Schließlich kommt das Ziel beider Städte (Eschatologie) in den letzten drei Büchern (19. bis 22.) ausführlich zur Sprache.

Augustinus will jedoch keine Geschichtsabhandlung oder gar eine Geschichtsphilosophie schreiben, sondern ein rundweg apologetisches, von einer christlichen Ansicht über die Weltgeschichte durchtränktes Werk. Denn ihm ging es nicht so sehr, Rechenschaft über den christlichen Glauben abzulegen, sondern vielmehr wegen der hereingebrochenen Katastrophe den Christen Trost zu spenden⁴ und sie in ihrem wahren Glauben und Kultus zu stärken⁵. Wie auch aus der bereits zitierten Stelle aus den *Retractationes* II, 43 hervorgeht, dient der zweite Teil des Buches der Stärkung der Glaubenswahrheiten, um somit dem Vorwurf zu entgegentreten, die eigenen Argumente nicht vorgelegt zu haben.

Wenn man aber in *De civitate Dei* die einzelnen Partien genauer betrachtet, dann findet man im ganzen Werk auch ein Bild des christlichen Geschichtsbewusstseins

⁴ *De civitate Dei* I, Kap. 16, ed. Hoffmann, CSEL 40/1, 30-31. Vgl. deutsche Ausgabe: Aurelius Augustinus: Vom Gottesstaat (2 Bände) eingeleitet und übertragen von Wilhem Thimme, Artemis-Verlag Zürich 1955, hier I 70-71.

⁵ *De civitate Dei* I, Kap. 36, ed. Hoffmann, (CSEL 40), Tempusky, Wien 1900-1901, hier CSEL 40/1, 58-59; Vom Gottesstaat, I 98-99.

vor, das in Auseinandersetzung mit drei Faktoren: dem Chiliasmus, der Reichstheologie und dem Utopie-Gedanken, gewonnen wird. Obwohl im Urchristentum der Gedanke der unmittelbar bevorstehenden Wiederankunft Christi und der damit verbundenen Einrichtung des Jüngsten Gerichts recht lebendig war und die Parousieverzögerung immer wieder neue Strategien zur Überbrückung der noch nicht verflissenen Zeit verlangte, was zur Entschärfung der angespannten Lage führte, ist das Christentum wesentlich von dieser Spannung geprägt. Augustinus musste den christlichen Endzeitvorstellungen Rechnung tragen und entwickelte vollends ein Erklärungsmodell, welches das Ausbleiben der Wiederankunft Christi in eine Weltgeschichte als dann die sich bis ans Ende aller Zeiten hinziehende Zeitspanne umdeutete.

Ganz früh ging im Urchristentum die Kraftentfaltung nach außen, jenseits des jüdischen Kulturkreises. Das Christentum breitete sich im Milieu des Römischen Reiches im rasanten Tempo aus, obwohl es zugleich den Gefahren der Verfolgungen ausgesetzt war, die in regelmäßigen Abständen immer wieder stattfanden, bis der Kaiser Konstantin endlich einen Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reiches einleitete, als er nämlich das sogenannte Toleranzedikt verabschiedete, das den Christen die freie Ausübung ihrer Religion gewährte. Es soll deshalb nicht verwundern, dass viele Christen, die in ihrem Herzen treue Bürger des Römischen Reiches waren, und nicht wenige Theologen oder Kirchenväter in der Herrschaft des Konstantin irgendwie eine Erfüllung der lang erhofften christlichen Verheißung erblickten und somit die Zusammenschmelzung vom Römischen Reich und Christentum in einem historischen Gebilde christlicher Prägung (Reich Gottes) herbeisehnten. Allen voran Eusebius von Cäsarea, der stets bemüht war, die Entstehung und Entfaltung des Römischen Reiches mit dem Ursprung des Christentum und seiner Ausbreitung in Zusammenhang zu bringen; er scheute deswegen nicht, die Einrichtung der Weltmonarchie des Augustus mit dem Auftreten Christi in Verbindung zu bringen⁶, weil er die Vorsehung Gottes am Werk sah, der alle Völker unter eine Herrschaft vereinigen wollte. Und diese Überzeugung verbindet sich mit seiner Geringschätzung

⁶ Eusebius: *Kirchengeschichte*, I 5, in Eusebius Werke 2. 1: *Kirchengeschichte*, hrsg. von Eduard Schwarz (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte), J.C. Hinrichsche Buchhandlung, Leipzig 1903: S. 44-47; deutsche Übersetzung: Eusebius von Caesarea: *Kirchengeschichte*, übersetzt von Philipp Haeser, durchgesehen von Hans Arnim Gärtner, Kösel-Verlag, München 1967: S. 96-97.

wikimedia commons



Der heilige Augustinus liest den Brief des Apostel Paulus: Fresko von Benozzo Gozzoli in San Gimignano (1420-1497)

der Polis oder Stadt, die dem Polytheismus anheim gefallen ist. Mit dem Sieg des Konstantinus über Licinius verknüpfte Eusebius zuletzt die Wiederherstellung der göttlichen Monarchie⁷.

Augustinus aber konnte sich mit diesem ansonsten in der christlichen Elite weit verbreiteten Optimismus in Anbetracht der innerkirchlichen Spaltungen, der immer wieder tobenden Kriege keineswegs anfreunden und verknüpfte daher das Anbrechen von Gottes Reich nicht mehr mit dem Schicksal des Römischen Reiches, das nun durch den immer größer werdenden Druck der Völkerwanderung zusammenzubrechen drohte.

Aufgrund seiner Eschatologie und vor allem seines Menschenbildes entwickelte Augustinus schließlich eine Geschichtsauffassung, in der es keinen Platz für eine Utopie oder ein revolutionäres Sozialmodell gab, indem er das Reich Gottes in die Ferne rücken ließ.

⁷ Eusebius: *De vita Constantini*, II 19, in Eusebius Werke 1. 1: *Über das Leben des Kaisers Konstantin*, hrsg. von Friedhelm Winkelmann (Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte). Akademie-Verlag, Berlin 1975; S. 55, Z. 22-56, 17. Vgl. dazu Erik Peterson: *Der Monotheismus als politisches Problem* (1935), jetzt in Erik Peterson: *Ausgewählte Schriften*, hg. von Barbara Nichtweiß, Bd. I: *Theologische Traktate*, mit einer Einleitung von Barbara Nichtweiß, Echter, Würzburg 1994, S.- 23-82, hier S. 47-51. Über Anselm von Miland und Orosius S. 51 ff. Peterson bemerkt ebenda (S. 58), daß Augustinus von solchen Vereinhamungsversuchen seitens der Reichstheologen Abstand nahm.

§ 3. Das Subjekt der Geschichte: Mensch als Stadtbürger

In jeder Geschichtsphilosophie gibt es einen Träger der Geschichte: Städte, Reiche, Völker, Nationen, Rassen, Klassen, Kulturkreise, Zivilisationen. Wenn man nach dem Handelnden in der Geschichte fragt, stößt man gleich im Text auf die Termini *civitas* und *cives*. Der Mensch, von dem *De civitate Dei* handelt, ist zunächst weder ein Christ noch ein Heide, weder eine Nation noch ein Kulturkreis, sondern in erster Linie ein *cives*. Der Stadtbürger überhaupt steht im Mittelpunkt der Geschichte.

Der Stadtbürger ist allerdings stets im Sinne der Antike als jemand zu verstehen, der in einer Stadt wohnte, in der antiken Kultur erzogen worden ist, zugleich Pietät gegenüber den Stadtgöttern übte und *libertas* besaß, was auch mit Pflichten verbunden war, die seiner Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft entsprungen waren. In seinem Werk erachtet Augustinus die *civitas* für den wahren Handelnden in der Weltgeschichte, die als eine Auseinandersetzung zwischen zwei Städten: der *civitas Dei* und der *civitas terrena*, auf dem Weg zum Heil bzw. Unheil gedeutet wird. *Civitas* wie Polis bezeichnet dementsprechend insgesamt eine Einheit von mehr oder weniger ethnisch gleichen Menschen oder Bürgern mit einer ebenfalls gemeinsamen Religion eigener Götter, mit gemeinsamen Sitten und Bräuchen und auch mit einer gemeinsamen Sprache. Vor allem aber in der Eintracht erblickt Augustinus den Grundzug der *civitas*, wenn er von der *civitas* als einer *concoris hominum multitudo* („eine in Eintracht lebende menschliche Gemeinschaft“) spricht⁸, und nicht in der Gerechtigkeit, der die *civitas terrena* entbehrt⁹. In der zweiten Definition wird dagegen das Organisatorische unterstrichen: *hominum multitudo aliquo societatis vinculo colligata* („eine menschliche, durch ein soziales Band zusammengehaltene Gemeinschaft“) ¹⁰. Was verbindet die Menschen miteinander innerhalb der *civitas*? Nicht die Gerechtigkeit, sondern der gemeinsame Gegenstand für die Liebe und die

⁸ *De civitate Dei* I, Kap. 15, ed. Hoffmann, CSEL 40/1, 29, 16-17; *Vom Gottesstaat*, I 67-70; vgl. *Epist.* 155, 3, 9, ed. Goldbacher, CSEL 44, 440,1-2.

⁹ *De civitate Dei* XIX, Kap. 24, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 419-420; *Vom Gottesstaat*, II 582-583. Auch die Eintracht ist die Grundlage für die *civitas Dei*; vgl. auch den Brief an Volusianus, *ep.* 137, 3, 17, ed. Goldbacher, CSEL 44, 122, 4-9

¹⁰ *De civitate Dei* XV, Kap. 8, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 74, 11-12; *Vom Gottesstaat*, II 230-233. Vgl. auch *Epist.* 138, 2, 10, ed. Goldbacher, CSEL 44, 135,10-11. An der Stelle will Augustinus diese Definition der *civitas* in der römischen Republik auch nicht bestätigt sehen.

daraus entstandene Eintracht (*concordia*), die als Konsens hinsichtlich des Politischen sowohl im Befehlen als auch im Herrschen näher gekennzeichnet wird¹¹.

Augustinus ist sich der Grundbedeutung des Wortes *civitas* im Lateinischen bewusst. Die Bedeutung von Staat, der besser durch *res publica* wiedergegeben wird, ist von *civitas* weit entfernt. Wenn Augustinus Staat meint, dann benutzt er *regnum, imperium*. Mit dem Terminus *civitas* macht Augustinus das Subjekt, den Handelnden in der Weltgeschichte namhaft, mit dem Begriff *civitas terrena* aber reduziert er die Anzahl und Vielfalt von politischen Gebilden, denen Menschen jeweils mit unterschiedlichen Gewohnheiten, Verhaltensweisen, Sprachen, Kleidern und Waffen angehören¹².

Augustinus sprach von einer Stadt gemäß dem Fleisch und einer Stadt gemäß dem Geist im Anklang an Paulus' Entgegensetzung (*Röm 8, 4*) und gab zugleich eine kurze Charakterisierung jeweils von der *civitas terrena* und der *civitas Dei*. Fleisch und Geist werden nicht ohne Rückgriff auf Paulus' Theologie die Grundausrichtungen des Menschen ausgegeben, denn der Mensch als Geschöpf Gottes kann sich in seinem Leben entweder gottabgewandt und gottzugewandt verhalten. In dem einen Fall lebt er gemäß dem Fleisch, in dem anderen Fall jedoch gemäß dem Geist. Die *civitas Dei* wird genauer als diejenige Stadt definiert, welche sich selbst der göttlichen Vorsehung gefügig macht. Die *civitas terrena* hingegen richtet sich auf ihre Götter aus¹³. Auf diese Weise hat Augustinus die christliche, auf Paulus zurückgehende Anthropologie in eine geschichtsphilosophische Ebene erhoben, indem er aus dem der Sinnlichkeit verschriebenen Menschen sowie aus dem am Geistigen orientierten Menschen jeweils eine göttliche und eine irdische Stadt gemacht hat. Wie beide Menschenarten sind beide Städte auch einander entgegengesetzt. Diese vollständige Entgegensetzung lässt zudem kein Drittes

¹¹ De civitate Dei XIX, 13, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 395, 12-13; Vom Gottesstaat, II 556-559. Vgl. Gabriel del Estal/Juan José B. Rosado: "Equivalencia de civitas en el *De civitate Dei*", *La Ciudad de Dios* 157. 2 (1954), 367-454, dazu insbesondere 386-390.

¹² De civitate Dei 14, 1, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 1; Vom Gottesstaat, I 158.

¹³ De civitate Dei XI, 1, ed. Hoffmann, CSEL 40/1, 510-511; Vom Gottesstaat, II 7: «Wir sprechen vom Gottesstaat. Ihn bezeugt die Heilige Schrift, die hoch über dem ganzen Schrifttum aller Völker stehend, nicht etwa infolge zufälliger Regungen in menschlichen Gemütern, sondern kraft der Anordnung der höchsten Vorsehung die Menschengeister ausnahmslos durch ihr göttliches Ansehen sich unterworfen hat ... Diesem Begründer des heiligen Staates ziehen die Bürger des irdischen Staates ihre Götter vor. Denn sie wissen nicht, daß er der Gott der Götter ist, nicht der falschen ...».

zwischen beiden zu, welches eine Mittelstellung zwischen beiden Extremen einnahme, wie man vorgeschlagen hat¹⁴.

Einerseits sind sie Glaubensgrößen, insofern sie Glaubensgemeinden mit eigenem Kultus und Ritus formal darstellen. Andererseits sind sie keine Glaubensgrößen allein, weil der Glaube sich nicht auf Kultus und Ritus beschränkt. Wenn etwa der Bürger der Gottesstadt in Sakramentalunion mit den anderen Glaubensgenossen steht und historisch mit ihnen wirkt, aber immer noch gemäß dem Fleisch lebt, ist er vielmehr ein Bürger der irdischen Stadt. Da die ausdrückliche Hingeordnetheit auf Gott den Menschen zum Bürger der christlichen Glaubensgröße allein macht, ist die Rede von offensichtlichen und verborgenen Bürgern der Gottesstadt völlig berechtigt.

Augustinus setzt sich mit der historischen Dimension des Menschen ausgehend von einem christlich geprägten, in den *Confessiones* dargelegten Menschenbild auseinander, das nun in das Historische transponiert wird, weil er von der fortlaufenden Kontinuität vom einzelnen Menschen zu den vergemeinschafteten Lebensformen überzeugt ist. Daher ist für Augustinus die Übertragung sowohl der auf den Menschen zugeschnittenen Kategorien auf die Menschheit als auch der Zeit des einzelnen Menschen auf die Zeit der Menschheit einwandfrei¹⁵.

Die *civitas terrena* als eine in der Weltzeit verfangene Stadt spiegelt die menschliche Existenz in ihrer Abkehr von Gott (*peccatum*) auch in dreifacher Weise wider. Denn die *amor sui* definiert die irdische Stadt, die sich dann zwei Sünden explizit hingibt: die *cupido dominandi* und die Ruhmessucht oder *superbia*¹⁶. Augustinus wie Sallustius wirft der römischen Republik eine unermessliche Herrschsucht vor, mit welcher der Hochmut im Sinne einer Ruhmessucht notwendig einhergeht. Die *concupiscentia oculorum* wird zwar explizit als Laster bzw. Sünde der *civitas terrena* nicht genannt, wenn man aber den Tatbestand in Rechnung stellt, daß ihre Bür-

¹⁴ *De civitate Dei* XIV, Kap. 13, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 32, 26-28; *Vom Gottesstaat*, II 187-190. Charles Journet: "Les trois cités", *Nova et Vetera* 33 (1958), 25-48 spricht von einer dritten Stadt: *la cité de l'homme (civitas terrena)*, welche zwischen der Stadt Gottes und der Stadt des Teufels schwebt, an der *civitas Dei* irgendwie teilnimmt.

¹⁵ *De vera religione*, 27, 50: "Universum genus humanum, cuius tamquam unius hominis vita est".

¹⁶ *De civitate Dei* XIV, 28, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 57, 1-7; *Vom Gottesstaat*, II 214-215.

ger am Sichtlichen festhalten und eine Vorliebe für die Spektakel haben¹⁷, dann findet man diese Laster auch in der irdischen Stadt.

Da der *amor* Dei die *civitas* Dei bestimmt, bewegt sie sich grundsätzlich von den Dingen weg zu Gott hin und beschreibt wie der zu Gott zurückkehrende Mensch die Bewegung der *continentia*. Eine Entsprechung der Bewegtheit beider *civitates* und Weisen des Menschseins ist nur möglich, weil für Augustinus das Menschenbild für die geschichtsphilosophische Betrachtung einen Vorbildcharakter hat. Beide Formen des Friedens sind zugleich die *fines debiti* oder angemessene Ziele beider Städte und entsprechen im Menschen der *beatitudo*. Das Gute für die irdische Stadt ist der nach den Schlachten errungene Friede, der zugleich mit dem daraus entstandenen Ruhm verknüpft wird¹⁸, das Gute für die himmlische Stadt dagegen ist der ewige und vollkommene Friede¹⁹. Somit findet hier eine weitere Entsprechung zwischen Menschen und historisch gegebener Gemeinschaft (*civitas*) statt.

In all diesen Entsprechungen zeigt sich, wie Augustinus die *civitas* an seinem Menschenbild modelliert und den historischen Handelnden nicht als einen kollektiven im Sinne einer Nation, eines Kulturkreises etc. versteht. Die *civitas* ist demnach eine Vollzugsform der menschlichen Existenz, die sich in einem Glauben, der wiederum in Kultus und Ritus Ausdruck findet, einem in *amor* auskristallisierten Willen, und in einer menschlichen Vernunft artikuliert, die ihrerseits auf dem Glauben aufbauend die Theologie ausbildet. Schließlich geschieht die historisch verfaßte Existenz handelnd als Austrag des Kampfes der einen Stadt gegen die andere, an dessen Ende ein Friede erwartet wird.

§ 4. Das christliche geschichtliche Dasein als Unterwegs in der Weltzeit zum Reich Gottes: Pilgercharakter der christlichen Geschichtlichkeit

Konstitutiv für die christliche Auffassung der Geschichte ist eine dem Eschatologischen im Christentum gerechte Auffassung des geschichtlichen Verlaufs. Im Unterschied zu anderen antiken Autoren analysiert Augustinus die zeitliche Dimension der Geschichte und stellt sich eindeutig gegen die in der Antike weit verbreitete,

¹⁷ *De civitate Dei* II, Kap. 8-11; *Vom Gottesstaat*, I 110-113.

¹⁸ *De civitate Dei* XV, Kap. 4, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 63-64; *Vom Gottesstaat*, II 221-222.

¹⁹ *De civitate Dei* XIX, Kap. 20, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 407; *Vom Gottesstaat*, II 569-570.

Älteste bekannte Darstellung von Augustinus in der Tradition des Autorbildes (Lateranbasilika, 6. Jahrhundert)



wikimedia commons

jedoch nicht alleinige²⁰ Auffassung der Zeit im Sinne eines Zyklus, so wie sie seit Hesiods Vierweltalter-Lehre vorliegt²¹.

Im Rahmen dieser neuen, christlichen Interpretation der Geschichte liegt der Ursprung in der Vergangenheit, und zwischen ihm und dem Ziel der Geschichte (*finis*) schiebt sich eine langegezogene Gegenwart als *procurus* ein. Der *procurus* (Verlauf) erstreckt sich zwischen Anfang und Ende und ist aus der Sicht des Augustinus von der Aufeinanderfolge vierer Weltreiche: Assyrien, Persien, Makedonien und Rom²², oder von der in sechs Lebensaltern gegliederten Periodisierung der *civitas Dei* belegt²³. Am Anfang stehen je nach Stelle die Gründer beider Städte: Abel und Kain zurückgeht²⁴ und die Engeln, die guten und die bösen. Am Ende ist das Jüngste Gericht anzusetzen, an dem die endgültige Trennung von beiden Städten vollzogen wird.

²⁰ Inzwischen ist in der Forschung einstimmig hervorgehoben worden, daß die Antike nicht nur eine zyklische Zeittheorie kannte und sich vor allen die Stoiker an einer lineal ausgerichteten Geschichtsauffassung abgearbeitet haben. Vgl. Christoph Horn (hrsg.): *Augustinus: De civitate Dei* (Klassiker Auslegen 11), Akademie-Verlag, Berlin 1997, insbesondere den Beitrag von Christoph Horn: „Geschichtsdarstellung, Geschichtsphilosophie und Geschichtsbewußtsein (Buch XII 10-XVIII)“, S. 171-193.

²¹ *De civitate Dei* XII, Kap. 13; *Vom Gottesstaat*, II 81-83; Gegen die Stoa. VIII, Kap. 12; *Vom Gottesstaat*, I 431-432; gegen Apuleius.

²² *De civitate Dei* XX, 23, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 488, 26 ff.; *Vom Gottesstaat*, II 652-655.

²³ Zur Periodisierung in *De civitate Dei* vgl. Alois Waechtel: *Beiträge zur Geschichtstheologie des Aurelius Augustinus* (Bonner historische Forschungen 17), Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1960, S. 48-78.

²⁴ *De civitate Dei* XV, 1, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 58-60; *Vom Gottesstaat*, II 216-218.

Im Ausgang von der Heilsperspektive her, die ihren unverrückbaren Anhaltspunkt im heilbringenden Eingriff Christi in die Geschichte der Menschheit hat, wird der *procurus* oder *excursus* in eine Zeit des Verfalls durch die Gründung beider Städte, anders ausgedrückt: in die Vorzeit, und in eine Zeit nach der Ankunft Christi eingeteilt, welche in der Geschichte bis zur Wiederankunft Christi fortwirkt. Die vor der Zeitenwende sich erstreckende Vorzeit ist kein Wirrwarr von Ereignissen, sondern wiederum ein aus der Heilsperspektive gegliederter Zeitablauf, in dem die Ankunft Christi stets verkündet und gleichsam vorgezeichnet wird. Die Vorzeit begreift sich dann als eine Zeit der Verkündigung Christi.

In seinem Geschichtsbild hat Augustinus die sich lang hinziehende Vorbereitung auf die Parusia Christi im Urchristentum in eine Zeitspanne der Gegenwart umgewandelt, die nun als Geschichte der Menschheit interpretiert wird. Mit dieser Wendung ist die dem Christentum eigene Eschatologie in eine weltgeschichtliche Konzeption eingegangen, welche die christliche Geschichtsauffassung grundlegend geprägt hat.

Bei Augustinus, der mit den lateinischen Übersetzungen des Neuen Testaments vertraut war, insbesondere mit den Briefen des Apostels Paulus, dürfte das griechische, auch negativ belastete Wort *aion* im Lateinischen *saeculum* nachklingen, dem Wort andererseits positive Bedeutungen wie „Geisteshaltung“, „Einstellung“ etc. zuwachsen. Da die abwertende Nuance erhalten bleibt, ist das augustiniische *saeculum* als eine an die Welt verfallende Zeit zu verstehen, in der beide Städte vom Anfang (Eintritt der Erbsünde) bis zum Ende der Zeit (Jüngstes Gericht) miteinander verwickelt sind (*perplexae*). Diese Weltzeit ist im Sinne eines Zeitraums zwischen Ursprung und Ende des Verlaufs beider Städte²⁵ keine neutrale Zeit, sondern die Zeit des Vergänglichen, die die Menschen an die Welt (*mundus*²⁶) fesselt.

Die räumliche Bedeutung, die sich bei Augustinus allerdings nicht unmittelbar ergibt, wird erst deutlich, wenn man sich seinen Begriff der Kirche als *corpus permixtum* und den Tatbestand der *permixtio* beider Städte und deren Bürger miteinander vergegenwärtigt. Hier ist *saeculum* als das Wo des Miteinanderverwickeltseins zu verstehen. Gerade weil *saeculum* die Zeit in ihrem Sicherstrecken von der

²⁵ *De civitate Dei* 15, 1, ed. Hoffmann, CSEL 40/2, 58, 30-59, 2; *Vom Gottesstaat*, II 216-218.

²⁶ Vgl. dazu Á. P. Orbán: *Les dénominations du monde chez les premiers auteurs chrétiens* (*Graecitas christianorum primaeva* 4), Dekker & Vna de Negt, Nijmegen 1970: S. 204-208.

Vergangenheit bis in die Zukunft die Aufeinanderfolge von Menschen oder von Menschengenerationen oder von historischen Gebilden ermöglicht, ist es zugleich der Raum, der seinerseits die Möglichkeit des Ortes für die Verwicklung gewährt.

In seiner ausdrücklichen Polemik gegen die Donatisten setzt er den allerdings von ihnen selbst entliehenen Begriff des *corpus permixtum* ihrer eigenen Vorstellung einer doppelten Kirche entgegen. Während nämlich der Donatist Tyconius²⁷ von einer zweigeteilten Kirche, in deren Mitte das Böse liegt (Paulus, 2 Thess. 2, 7-12), spricht²⁸ und die Scheidung zwischen Guten und Bösen überhaupt und in der Kirche im besonderen im Jüngsten Gericht erfolgen läßt²⁹, verfißt Augustinus das Vorhandensein einer und derselben heiligen katholischen Kirche mit zwei verschiedenen Varianten einmal mit den Böswilligen in diesem Zeitalter und dann ohne Böswillige am Ende der Zeiten. Dementsprechend hat die *civitas Dei* zwei Ebenen. In der ersten Ebene ist sie die Gemeinschaft der in der *communio sacramentorum* zusammengefassten Menschen, ihr gegenüber steht die *civitas Dei* als Gemeinschaft von den *in aeterna sorte sanctorum* („im ewigen Schicksal der Heiligen“) stehenden Menschen. Andererseits sind beide Städte keine voneinander klar abgrenzbaren, historischen Größen wie Nationen oder Kulturkreise, deren jeweilige Innere irgendwie homogen gehalten wird, sondern sie sind historisch gesehen miteinander verwickelt, so daß weder die *civitas Dei* mit der sichtbaren katholischen Kirche noch die *civitas terrena* mit der römischen Republik oder dem römischen Reich zusammenfällt.

Die *civitas Dei* wandert nur in der Weltzeit (*saeculum*), die *civitas terrena* aber bleibt in ihr verhaftet. Im Weltzeitalter (*saeculum*) sind beide Städte miteinander verwoben bzw. vermischt, erst im Jüngsten Gericht werden sie voneinander geschieden bzw. entmischt³⁰.

Der Pilgercharakter der *civitas Dei* drückt sich darin aus, dass sie sich an die Weltzeit als die dem Verfallen an die Dinge anheim gegebene Zeit nicht binden lässt. Ande-

²⁷ Vgl. die neue kritische Ausgabe von *Liber regularum*: Ticonio: *Libro de las reglas*. Introducción, texto crítico, traducción y notas de Juan José Ayán Calvo, Ciudad Nueva, Madrid 2009.

²⁸ *Liber regularum* 2, ed. Ayán Calvo, S. 113-123.

²⁹ *Liber regularum* 4, ed. Ayán Calvo, S. 174-229.

³⁰ *De civitate Dei* I, Kap. 35, ed. Hoffmann, CSEL 40/1, 57, 26-28; *Vom Gottesstaat*, I 97: «Denn ineinandergeschoben sind die beiden Staaten in dieser Weltzeit und miteinander verwirrt, bis sie beim letzten Gericht getrennt werden».

rerseits ist sie mit der jedoch an die Weltzeit verfallenden *civitas terrena* im Sinne eines Miteinanderverwickeltseins (*permixtio*) verknüpft. In diesem Spannungsfeld zwischen Ausrichtung auf das himmlische, jenseitige Reich Gottes und dem engeren Zusammenhang mit der *civitas terrena* im historischen Geschehen zeigt sich der Pilgercharakter der christlichen Geschichtlichkeit³¹. Mehr noch: die heutigen Feinde der Christen werden zum Teil zukünftige Bürger der Gottesstadt sein. In der Weltzeit (*saeculum*) sind beide Städte miteinander verwoben und miteinander vermischt, erst im Jüngsten Gericht werden sie voneinander getrennt. In diesem bei Augustinus oft anzutreffenden Gedanken liegt eine weitere Einsicht beschlossen, nämlich die, dass sich die Geschichte beider Städte nur auf Erden abspielen kann, weil die *civitas Dei* trotz ihrer Zugehörigkeit zum Himmel geschichtlich mit der *civitas terrena*, mit der Erde verwickelt ist. Der irdische Ort ist nämlich beiden Städten gemeinsam.

§ 5. Christliche Geschichtlichkeit als Spannung einer doppelten Stadtzugehörigkeit

Für den Christen ist das historische Geschehen kein Ablauf von Prozessen, in die er selbst in kleinerem oder größerem Maße als ein Rad in ein Räderwerk einer Maschine eingefügt ist oder von denen er vom weiten her als unbeteiligter Beobachter Kenntnis nimmt und sie erst dann untersucht. Der Christ ist ins historische Geschehen eingebunden. Wenn Augustinus den Begriff des Bürgers (*cives*) einführt, hat er vor allem statt eines historischen ein politisches Gebilde im Auge, denn der Bürger ist als Glied im städtischen Verband wesensgemäß politisch. Das Verhältnis zwischen dem Christen und dem Politischen ähnelt dem Verhältnis zwischen dem Christen und der Geschichte. Der Christ ist nämlich als Bürger zweier Städte von der Spannung beider Bürgerschaften bestimmt. Obwohl er sich zudem als Mitglied der Kirche zugleich Mitglied der *civitas Dei* fühlt oder ihr zugehörig weiß, ist er auch Mitglied der *civitas terrena*, weil er in ihrem jeweiligen Gefüge: Volk, Nation etc. geschichtlich agiert. Diese Dimension hat Augustinus in seinen großen Ausführungen nicht präzise genug dargestellt, weil er vielleicht allzusehr das Eschatologische im Christentum ins Auge gefasst hat und vor allem, weil er den (wahren) Christen schon mit dem in der Vorsehung vorgezeichneten Auserwählten, d. h. dem Bürger der Gottesstadt identifiziert hatte.

³¹ *De civitate Dei* X, Kap. 17, ed. Hoffmann, CSEL 40/1, 457; *Vom Gottesstaat*, I 535-537.



Augustinus als Kirchen-
lehrer, Stadtkirche
Langenzenn, um 1440

Wolfgang Sauber,
wikimedia commons

Die Spannung zwischen dem Christsein mit dem Anspruch auf Bürgerschaft in der Gottesstadt und der Zugehörigkeit zur irdischen Stadt beherrscht das Verhältnis des Christen sowohl im Politischen als auch im Geschichtlichen, denn beide sind Aspekte der menschlichen, hier christlich verstandenen Existenz.

Das Utopische hat in dem hier skizzierten Bild keinen Platz. Vielmehr schließt die geschichtlich verfasste menschliche Existenz das „U-topische“ grundsätzlich aus, weil sie vom Grund auf räumlich, in die Verbände mit ihren Gegebenheiten und Ordnungsgefügen eingebunden ist. Will man Augustinus etwa zum Ahnherr der Idee einer am „Ende der Geschichte“ vorzeichneten, vollkommenen Weltgesellschaft machen, so verfehlt man die Idee der *civitas Dei* als einer in der Geschichte wandernden Gemeinschaft der Christen vom Grund auf. Das Erlöschen der irdischen Stadt und die Durchsetzung der göttlichen gehören in die eschatologische Ebene, nicht mehr in die historische. Im Christentum sind zwar unleugbare Tendenzen zur Einrichtung einer universalistisch konzipierten Weltstadt, diese können sich nicht völlig behaupten, ohne die Zweireichenlehre völlig aufzugeben und ins Utopische überzugehen. An der Grundverschiedenheit der Gottesstadt und der irdischen Stadt scheitern notwendig alle denkbar zu unternehmenden Anstrengungen zum Herunterholen der „Gottesstadt“ auf die Erde auf vielfältige Weise, wie die Geschichte uns lehrt.

Im Verständnis der christlichen geschichtlichen Existenz gehört jedoch das Reich Gottes, das Anbrechen der Gottesherrschaft, in das Eschatologische, ins Eschaton, und von da aus bestimmt dieses wesentlich die christliche Existenz. Der Pilgercharakter des christlichen Geschehens bedeutet andererseits keinen Fatalismus, kein Sichtragenlassen von den Ereignissen, sondern gerade ein Wandern auf dem Weg zum ewigen Leben. Allein die geschichtliche Erfahrung, die Augustinus nur bestä-

tigte, zeigt, wie labil und sogar manchmal täuschend die nicht selten nahegelegte Ansicht eigentlich ist, dass die Verheißung schon eingelöst worden ist. Der Christ kann der Versuchung erliegen, die Einrichtung vom Reich Gottes in einer bestimmten historischen Phase erlebt zu haben, mögen einige Zustände dafür sprechen, oder mag sich in welcher Hinsicht auch immer die geschichtliche Lage gegenüber der anderen verbessert haben. Der Pilgercharakter der historischen Existenz des Christen bleibt hingegen davon unberührt, dessen Geschehen ein Durchwandern durch die verschiedenen Gestalten der irdischen Stadt bis zum Ende aller Zeiten ist. Das von vielen Utopien herbeigesehnte Ende der Geschichte ist ihre Vollendung. Das Eschaton im christlichen Sinne ist jedoch kein krönender Abschluss eines unaufhaltsamen Vervollkommnungsprozesses, bei dem die Geschichte in eine metahistorische, keine Veränderung mehr duldende Ebene übergeführt wird, sondern die Auflösung des Geschehens und der Geschichte selbst.

Manfred Lütz

Die Werte, die Wahrheit und das Glück

Die Frage, ob Gott existiert oder nicht, ist entweder eine Frage für alle oder für keinen. Jürgen Habermas, der Atheist, hat in seiner berühmten Paulskirchenrede 2003 dafür plädiert, den jüdisch-christlichen Begriff der „Gottbebildlichkeit“ wieder in den öffentlichen Diskurs einzubeziehen – als Fundament für den Begriff der Menschenwürde, der für unsere Gesellschaften zentral ist. Wenn wir aber öffentlich von Gottbebildlichkeit reden sollen, dann müssen wir auch wieder öffentlich von Gott reden. Doch wir sollten es in einer Sprache tun, die auch alle verstehen. Die Frage nach der Existenz Gottes ist keine Expertenfrage. Denn ein Leben sieht anders aus, wenn man an die Existenz Gottes glaubt oder wenn man nicht daran glaubt. Die Gottesfrage steht letztlich hinter allen relevanten öffentlichen Debatten der vergangenen Jahre, hinter der Wertedebatte, dem Streit um die Evolutionstheorie und hinter den bioethischen Diskussionen.



Jana Kay

Gewiss wir wollen unseren Kindern Werte vermitteln. Aber die Menschen sind da häufig ambivalent. Zum einen sollen die eigenen Kinder sich durchsetzen, zum anderen sollen sie nicht zurückschlagen; zum einen sollen sie auch an sich denken, zum anderen sollen sie sozial sein; zum einen will man sie religiös-neutral erziehen, zum anderen überlegt man, dass man ihnen doch auch Werte und religiöse Inhalte vermitteln muss. Erziehung ist heute sehr schwierig geworden und manchmal gewinnt man den Eindruck, Eltern fühlten sich nur noch dafür verantwortlich, sozusagen die „Hardware“ herzustellen: Man gibt dem Zögling genug zu essen, sorgt dafür, dass der Knochenbau gesund ist, und erst mit 18 wird dann die Software aufgespielt, dann vermittelt man Werte, Religion und das alles. Aber dann ist es häufig, wie wir wissen, viel zu spät. Denn ohne Vorbilder funktioniert das nicht. Doch Eltern scheinen von einer solchen Vorbildfunktion oft überfordert, denn auch sie sind Opfer des Trends: Eltern müssen sich durchsetzen im Beruf, achten akribisch auf die Unversehrtheit ihres Privateigentums – das ist mein Garten! – und in religiöser Hinsicht suchen sie ihren Gott irgendwie im Wald, möglichst unverbindlich eben.

Aber auch Ersatzvorbilder sind ein Reinfluss. Dieter Bohlen zum Beispiel ist ein berühmter Mann geworden, weil er aus seiner Beziehungsbehinderung ein tolles Geschäft gemacht hat. Aber ist wirtschaftlicher Erfolg schon Erfolg? Der Ausdruck ‚Wert‘ kommt ethymologisch von Geldwert. Doch begrifflich ist diese Wortgeschichte eher eine Sackgasse. Dennoch glauben Menschen unverdrossen, Glück sei sozusagen machbar, durch Geld etwa. Die Vorstellung der Machbarkeit von Glück

steckt auch hinter der überfließenden Ratgeber-Literatur, die eine Schneise der Verwüstung durch Deutschland schlägt, so dass niemand sich mehr sicher ist, wie er eigentlich jemanden ansprechen soll, wenn er nicht einige Tipps zu diesem komplizierten Vorgang in einem Buch nachgelesen hat. Dahinter steckt die Meldung, Glück sei machbar. Doch diese Meldung ist eine Falschmeldung. Dass Glück machbar sei, ist letztlich der tragische Irrtum aller Drogenabhängigen.

Glück ist nicht machbar, weder durch Chemie noch durch Geld. Man hat einmal zu erheben versucht, wie glücklich Menschen in unterschiedlichen Ländern seien. Und da kam heraus, dass eines der glücklichsten Länder der Welt Bangladesch ist. Bangladesch ist eines der ärmsten Länder der Welt. Das heißt gewiss nicht, dass Armut glücklich macht. Doch es kann vielleicht bedeuten, dass in verlässlichen Beziehungen zu leben manchmal sehr viel wichtiger sein kann als Geld. So ist die Mentalität, die in unserer Gesellschaft herrscht, in manchem eine Anleitung zum Unglücklichsein, und alle laufen mit. Es ist eine Gesellschaft, die keine Geborgenheit mehr gibt, für die eine intakte Familienstruktur nicht mehr selbstverständlich ist und in der das Scheitern von Beziehungen keine tragische Ausnahme, sondern mehr und mehr der Normalfall zu werden droht. Dabei leben wir in einer Arbeitsgesellschaft, wo die Arbeit alles bestimmt. Doch Arbeit ist eigentlich nur Rahmenbedingung fürs Leben.

Schon Aristoteles hat gewusst: Wir arbeiten, um Muße zu haben, um also wirklich leben zu können. Angeblich sind wir heute liberal, modern, frei. Doch in Wirklichkeit wird es immer enger. Ich habe einen Priester gekannt, der oft Kontakte mit führenden Managern hatte, und er sagte mir, das Gefühl, das bei Top-Managern am häufigsten sei, das sei die Angst. Das mag verwundern, nimmt man doch an, die da oben haben doch nun gar nichts mehr zu befürchten. Doch die Erfolgreichsten rennen weiter auf ein Ziel zu, das irgendwie „Noch mehr“ heißt und doch nie wirklich erreichbar ist. So wird das Leben im Grunde immer enger.

Die leer laufende Unruhe hat damit zu tun, dass das Leben heute im Grunde kürzer dauert als für Menschen im Mittelalter. Die lebten im Bewusstsein, dass auf ihre kurze Zeit hier auf Erden das ewige Leben folgte. Demgegenüber bleibt den meisten Menschen heute in ihrem Verständnis bloß noch diese kurze irdische Lebenszeit, und da muss sich dann alles zusammendrängen.

Und genau genommen leben wir sowieso nur noch im Alter zwischen 18 und 28 wirklich. Bis zum 18. Lebensjahr bereiten wir uns sozusagen vor auf die erwachse-

ne Lebenszeit und tun so, als seien wir schon etwas älter. Ab dem 28. Lebensjahr tun wir so, als seien wir noch etwas jünger, weil unser Marktwert sonst sinkt. Das heißt, das eigentliche Leben ist zusammengeschrumpft und der Rest nach dem 28. Lebensjahr ist nur noch ein luxuriöser Niedergang mit Zeitvertreib, wie auf der Titanic. Man lebt im Trend, man tut das, was man so tut, und schließlich steht irgendwann auf dem Grabstein: „Er lebte still und unscheinbar, er starb, weil es so üblich war“. Doch wäre ein solches Leben nicht enttäuschend? Wenn ich Ihnen jetzt das genaue Datum Ihres Todes nennen könnte, dann bin ich sicher, dass Sie schon morgen anders leben werden, weil Ihnen klar ist: Das ist ein unwiederholbarer Tag weniger auf der Rechnung, den bekomme ich nie wieder! Nun ist es aber so, dass wir alle sterben und dass der morgige Tag tatsächlich ein unwiederholbarer Tag weniger auf der Rechnung ist. Nichts können wir wiederholen! Wir leben heute in einer Video-Mentalität, als könne man alles auf Video aufzeichnen und wiederholen. Das ist Voraussetzung für fröhlichen Atheismus. In Wahrheit können wir nichts wiederholen. Der jetzige Moment ist unwiederholbar. Im Bewusstsein der Unwiederholbarkeit jedes Augenblicks kann man sich ergreifen lassen von Musik, von Kunst überhaupt, und von anderem. Und man erlebt vielleicht dann auch das merkwürdige Bewusstsein der Unwiederholbarkeit jeder Person, das merkwürdige Bewusstsein, „Ich“ zu sein, einmalig zu sein, in diesem einmaligen Moment.

In einem solchen Bewusstsein können sich merkwürdige Fragen stellen. Warum überfallen Sie eigentlich keine Bank, wenn Sie sicher sein können, dass sie nicht erwischt werden? Die Frage scheint etwas salopp formuliert, aber es ist eine sehr ernste Frage, die Dostojewski umgetrieben hat. Es geht um die philosophische Frage nach dem perfekten Verbrechen. Wenn mit dem Tod alles aus wäre und wenn es keinen Gott gibt und man hat wenig Geld – warum soll man eigentlich dann keine Bank überfallen, wenn man sicher ist, dass man nicht erwischt wird. Mag sein, dass man kein Blut sehen kann oder, dass die Eltern einem beigebracht haben, Banken zu überfallen gehöre sich nicht. Aber solche irrationalen Hemmungen könnte man durch Therapie oder Emanzipation von autoritären Elternbildern überwinden. Rationale Gründe gibt es eigentlich nicht. Oder doch?



Schülerbild, Stufe 12

Gottesglaube, Gottesbilder. Ein Versuch,
IRP-Freiburg/Foto Wolfgang Rein

Immanuel Kant jedenfalls war da anderer Meinung. Er war der Auffassung, jeder Mensch sei in seinem tiefsten Inneren moralisch. Jeder Mensch spüre in sich, dass er gut sein solle, auch wenn er es nicht immer schafft. Daraus zieht Kant einige vernünftige Konsequenzen:

- 1.) Wenn wirklich das Gut-Sein eine Pflicht für alle Menschen ist, dann muss es so etwas geben wie die Freiheit des Menschen, sonst gäbe es gar kein „gut“ und „böse“.
- 2.) Wir wissen aber, dass in diesem Leben gute Menschen, die moralisch handeln, häufig Nachteile haben. Das heißt, gut zu sein, wäre sehr unvernünftig, wenn es nicht so etwas geben würde wie die Unsterblichkeit der Seele, so dass nach dem Tod ein gerechter Ausgleich erfolgen könne. Damit Moral vernünftig ist, so Kant, muss es also die Unsterblichkeit der Seele geben.
- 3.) Damit solche Gerechtigkeit dann aber auch wirklich geschehen könne, müsse es eine Instanz geben, die die pflichtgemäß lebenden Guten zur Glückseligkeit führt. Und diese Instanz nennt Kant Gott.

Dostojewski ist in gewisser Weise angewandter Kant. Er hat die möglichen Folgen der Irrationalität einer gottlosen Moral in seinen beeindruckenden Romanen, zum Beispiel in „Die Gebrüder Karamasow“ oder in „Schuld und Sühne“, thematisiert. „Wenn es Gott nicht gibt, ist alles erlaubt!“ Dieser Satz Iwan Karamasows ist das zentrale Thema dieses Romans. Und auch Max Horkheimer, der Gründer der Frankfurter Schule, hat gegen Ende seines Lebens einen Satz formuliert, den man aus dieser Richtung vielleicht nicht erwartet hätte: Warum soll ich gut sein, wenn es keinen Gott gibt?

Kann das *Glück* für Menschen funktionieren, wenn alles zerfällt und verwest? – Doch es gibt Musik, es gibt Kunst, die uns erhebt über all diese materiellen Aspekte unserer Existenz. Die Beisetzung von Lady Diana war eigentlich die größte Beerdigung seit Menschengedenken. Die ganze Menschheit nahm daran Anteil. Es war eine heidnische Veranstaltung unter Einsatz einiger christlicher Ornamente. Denn es gab keine Hoffnung. Es herrschte hilflose Verzweiflung, Verzweiflung darüber, dass diese junge, vitale, lebendige Frau plötzlich zur Leiche geworden war. Und Elton John sang dazu einen heidnischen Text: „Wie eine Kerze im Wind“. Doch da war Musik. Und diese Musik erhob die Menschheit in diesem Moment über alle mate-

riellen Grundlagen hinaus und sie einte die Menschheit in einer Hoffnung, dass es irgendetwas über den Tod hinaus gibt.

Sind *Werte* nicht vielleicht bloß eine Straßenverkehrsordnung mit Chancen für clevere Falschparker? – Doch es gibt in uns allen, wie Kant sagt, die tiefe Überzeugung, dass wir gerecht sein sollen, dass wir Opfer bringen sollen für andere, wenn die hilfsbedürftig sind, dass wir Mitgefühl haben sollen. Auf dieser Überzeugung beruht unsere Würde.

Und auf was schließlich kann ich mich verlassen, wenn alles bloß Ansichtssache ist? Wenn es also keine *Wahrheit* gibt, über die wir gemeinsam reden können? In der Psychotherapie erlebt man häufig getrennte Paare, die sich überhaupt nicht mehr verständigen können, weil es sozusagen keine Wahrheit mehr „über“ ihnen gibt, sondern nur noch sich krass widersprechende Ansichten. – Dennoch gibt es Liebe zwischen Menschen und wahrhaftiges, tiefes Einverständnis. Die Werte, die Wahrheit und das Glück, sie wären ohne Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott letztlich nur Dummheiten oder Illusionen.

Natürlich kann man versuchen, die ganze Welt evolutionsbiologisch zu sehen, wie das der missionarische Atheist Richard Dawkins tut. Evolutionsbiologisch kann es für das Überleben des Menschen nützlich sein, die totale Sinnlosigkeit dieses Lebens zu verdrängen, mit Religion bis zur Ekstase, mit Gesundheitskult bis zum Umfallen, mit Unterhaltung bis zur Besinnungslosigkeit. Doch warum soll ich bei so einer beschränkten Weltsicht tun, was evolutionär sinnvoll ist? Was interessiert mich persönlich eigentlich die Evolution, wenn doch in Wahrheit alles sinnlos ist? Es bleiben also die unerbittlich vernünftigen Kantischen Fragen: Gibt es die Freiheit nicht vielleicht doch? Oder ist alles hormonell bedingt? Gibt es nicht vielleicht doch die Unsterblichkeit der Seele? Oder gibt es nur Leichen und Würmer? Gibt es nicht vielleicht doch so etwas wie Gott? Doch über Geld, Sex und Gott redet man eigentlich nicht. Insofern müsste man das Ganze auf sich beruhen lassen. Doch das wäre unbefriedigend, wenn die Frage nach Gott tatsächlich hinter all unseren grundlegenden Debatten steckt.

Freilich gibt es offenbar einige Gegenargumente gegen Gott. Berühmt ist der Kirchenvater des Atheismus, Ludwig Feuerbach. Feuerbach hat scheinbar einen Anti-Gottesbeweis erfunden. Dabei geht er einfach davon aus, dass Gott nicht existiert. Dann aber ist es in der Tat höchst merkwürdig, wie sich religiöse Menschen verhal-



Schülerbild, Stufe 12

Gottesglaube, Gottesbilder. Ein Versuch,
IRP-Freiburg/Foto Wolfgang Rein

ten. Mit jemandem zu reden, den es gar nicht gibt, langweilige zwecklose Ritusveranstaltungen zu besuchen und auf schweißtreibende Wallfahrten zu gehen, das ist alles wirklich höchst merkwürdig. Ein solches Verhalten schreit geradezu nach psychiatrischer oder psychologischer Erklärung. Und da hat der Philosoph Ludwig Feuerbach eine gute Idee: Nehmen wir einmal an, Menschen haben Wünsche und Sehnsüchte, und sie sehen, dass all dies in dieser Welt nicht in Erfüllung geht. Und so phantasieren sie sich sozusagen einen Gott im Himmel zusammen, der all ihre Wünsche erfüllt. Doch sagt das etwas aus zur Frage, ob Gott existiert oder nicht? Gewiss, man

kann sich Sahnetorte wünschen, man kann sich nach Sahnetorte sehnen. Das heißt natürlich nicht, dass es Sahnetorte gibt – da hat Feuerbach recht – ,aber das heißt glücklicherweise auch nicht, dass es Sahnetorte nicht gibt! Mit den Mitteln der Psychologie kann man weder die Existenz von Sahnetorte noch die Existenz Gottes beweisen oder widerlegen. Denn man könnte auch die Feuerbachsche Argumentation einfach einmal umdrehen und probeweise davon ausgehen, dass Gott existiert. Dann aber ist das Verhalten von Atheisten höchst merkwürdig. Psychiatrisch könnte man von Realitätsverlust, schwerer tiefgreifender Beziehungsstörung oder depressivem Nihilismus sprechen. Auch dafür kann man sofort gute psychologische Gründe finden. Denn es gibt genügend psychologische Gründe, Atheist zu sein, obwohl es Gott gibt: Man hat zum Beispiel mal gerne sturmfreie Bude, nicht dauernd einen Chef, der einem reinredet. In der Wirtschaft ist Atheismus viel förderlicher, denn man muss nicht ständig lästige Rücksicht auf Konkurrenten nehmen. Gregor Gysi hat bei der Vorstellung meines Buches ähnlich argumentiert: Er sei zwar Atheist, aber auch er habe Sorge vor einer gottlosen Gesellschaft, weil der die Solidarität abhanden kommen könnte. Wenn man schließlich narzisstisch veranlagt ist, ist ohnehin eine Stellenbeschreibung über dem eigenen aufgeblähten Ego undenkbar. Karl Lagerfeld wurde einmal gefragt, ob er an Gott glaube. Seine Antwort: „Es beginnt mit mir, es endet mit mir – basta!“ Aber diese psychologischen Gründe für den Atheismus beweisen natürlich auch umgekehrt keineswegs die Existenz Gottes!

Die Psychologie hat also zur Frage nach der Existenz Gottes nichts Substantielles beizutragen. Auch die Argumente Sigmund Freuds sind längst wissenschaftlich

überholt. C. G. Jung und Viktor Frankl haben dann versucht, Religion in die Psychotherapie hineinzuholen, mit höchst bezweifelbarem Erfolg. Denn Psychotherapie ist im besten Fall eine manipulative, künstliche Beziehung auf Zeit für Geld. Wer aber behaupten würde, für Geld den Sinn des Lebens vermitteln zu können, der betriebe im Grunde doch nichts anderes als existenzielle Zuhälterei.

Den Sinn des Lebens erfährt man auf andere Weise. Zum Beispiel in existentiellen freien Begegnungen mit Menschen, im Erlebnis der Schönheit der Musik, der bildenden Kunst, der Natur.

Der bekannte Psychotherapeut Steve de Shazer hat Patienten höchst erfolgreich lösungsorientiert therapiert. Er hat sie dabei vor allem auf ihre Ressourcen, auf ihre Fähigkeiten hin angesprochen und ihnen präzise formulierte „Komplimente“ gemacht. Als ich ihn eines Tages fragte, wie er eigentlich noch seiner Frau, die auch Psychotherapeutin war, echte Komplimente machen könne, sah er mich unverwandt an und antwortete nach kurzem Nachdenken: „Keine Worte! Ich würde ihr einen Blumenstrauß schenken.“ Die Liebe zwischen Mann und Frau und der Glaube an Gott sind existentielle Erfahrungen, sie sind nicht künstlich herstellbar.

In dem Buch „Gott – Eine kleine Geschichte des Größten“ habe ich zu Anfang versucht, die spannende Geschichte des „Gottes der Atheisten“ zu schreiben. Die frühen Atheisten, insbesondere die vorsokratischen Philosophen, galten den späteren Christen als höchst achtbar, denn sie hatten gegen das unernste polytheistische Göttergewimmel auf dem Olymp polemisiert. Schon im Mittelalter und dann in der Neuzeit entwickelte sich ein Atheismus vor allem aus Protest gegen die mächtige Kirche und den mächtigen Staat. Um nicht völlig gottlos zu sein, bastelte man sich sozusagen seinen eigenen Gott, den „deistischen“ Gott der Aufklärer. Das war nun ein Gott, der zwar die Welt geschaffen hatte, doch anschließend sofort in Rente gegangen war, um nicht die von ihm geschaffene nach offensichtlich ehernen Gesetzen ablaufende Weltmechanik durch dumme Eingriffe wieder durcheinander zu bringen. Dieser Atheismus war schon 1755 durch das Erdbeben von Lissabon in die Krise gekommen, das offensichtlich machte, dass ein solcher Gott mit der Erschaffung einer solchen Welt wahrhaftig kein Meisterwerk abgeliefert haben konnte. Das ganze endete in dumpfer atheistischer Vereinsmeierei im 19. Jahrhundert. Erst am Ende dieses Jahrhunderts trat dann Friedrich Nietzsche auf, der die unerbittlichen Konsequenzen aus einem radikalen Atheismus zog. Doch sogar er sehnte sich leidenschaftlich über dieses irdische Leben hinaus: „Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.“

Am 25. August 1900 stirbt Friedrich Nietzsche. Drei Monate später hält Max Planck in Berlin seinen berühmten Vortrag über die Quantentheorie, und damit bricht argumentativ das deterministische Weltbild des Atheismus in sich zusammen. Ein Eingreifen Gottes ist für Quantentheoretiker plötzlich kein Problem mehr. Die Relativitätstheorie des Albert Einstein vernichtet die Grundlagen des Materialismus, da nun plötzlich Materie in Energie verwandelbar ist und die Urknall-Theorie zerstört die alte atheistische Überzeugung von der Ewigkeit der Welt und nähert sich wie schon vorher die Evolutionstheorie christlichem Schöpfungsdenken.

Als im Jahr 1918 die letzten prekären Bündnisse zwischen Thron und Altar zusammenbrechen, fällt auch die wichtige psychologische Motivation für einen Atheismus als Rebellion gegen die Macht. Im 20. Jahrhundert findet man noch ein paar morbide Nachblüten: Den Staatsatheismus der Nazis und der Marxisten. Und in jüngster Zeit drängt ein argumentativ dünner, schriller Atheismus auf die Bühne, der sich im Wesentlichen aus nostalgischen Reminiszenzen des 19. Jahrhunderts speist.

Wie kann man Gott erfahren? Kinder sind keine Atheisten – nie. Weil Kinder, so wie vielleicht sonst nur Künstler, die selbstverständliche Geborgenheit in einer sinnvollen Welt erleben oder ersehnen können. Natürlich sind Kinder in manchem naiv, doch sie haben die Fähigkeit, die Welt als ganze wahrzunehmen. Dagegen sieht manch abgeklärter Erwachsener die Welt nur noch unter bestimmten Perspektiven. Unter wissenschaftlichen Aspekten zum Beispiel, unter den Aspekten der finanziellen Verwertbarkeit oder unter politischen Gesichtspunkten. Das Kind jedoch erlebt die Welt ganzheitlich und vermag in diesem Erleben Glück zu erfahren. Erwachsene haben verlernt, am Strand versonnen den Sand durch die Hände rinnen zu sehen, in Muße Schmetterlinge zu bewundern und staunend den Schiffen zuzusehen, die am Horizont vorbeiziehen. Denn sie meinen zu wissen, was Sand ist, wie Schmetterlinge zoologisch einzuordnen sind und wozu die Schiffe da sind. Doch in Wirklichkeit wissen sie dadurch reichlich wenig von der ganzen Wirklichkeit. Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Auf diese tiefe Frage ahnt man in ruhigen Momenten eine Antwort, in denen man eine Sicht auf die Welt zustande bringt, die Kindern und Künstlern geläufig ist.

Die vielen Naturreligionen, der Hinduismus, der Buddhismus und die vielen anderen Religionen bezeugen, dass die Menschen seit Anbeginn eine Ahnung von Gott hatten. Doch man darf all das nicht romantisch verklären. Viele Naturreligionen waren getrieben von der Angst vor der unheimlichen Welt und auch der Buddhismus löst

nicht die Frage nach dem Sinn von Leid. Dennoch weisen all diese Religionen auf Gott hin, wie es Michelangelo großartig in der Sixtinischen Kapelle dargestellt hat, wo nicht nur die jüdischen Propheten, sondern auch die heidnischen Sibyllen an der Decke die Ankunft des Erlösers ahnen. Die alte christliche Tradition sprach von einer „Pädagogik Gottes“, davon, dass Gott die Menschheit über die Erkenntnisse der Heiden und der anderen Religionen behutsam zur wahren Gotteserkenntnis geführt hat.

Der Gott der Wissenschaft ist ein spannendes Thema, bei dem Aufklärung besonders not tut. Denn wer weiß schon, dass letztlich das Christentum die moderne Wissenschaft „erfunden“ hat. Nur der jüdisch-christliche transzendente Gott, der die Welt aus dem Nichts erschaffen hat, ist den Gewalten der Natur so überlegen, dass er die Natur in die Hände des homo faber legen kann. Gewiss, wir hören heute genauer hin, was nach dem Auftrag Gottes „Macht euch die Natur untertan“ in der Bibel steht, nämlich dass die Menschen für diese Schöpfung sorgen sollen wie für einen Garten. Doch entscheidend war, dass man vor den „bösen Geistern“ der eifersüchtigen Natur oder gar vor einem Gott, der pantheistisch mit der Natur identisch war, keine Angst mehr haben musste. So konnte man die Natur frohgemut erforschen, zumal der Mensch im Christentum sozusagen als Bruder und Schwester des menschengewordenen Gottes in einen unvergleichlich hohen Rang gehoben worden war. Insofern ist der Fall Galilei ein eklatantes Missverständnis gewesen, sozusagen der größte Medien-Coup aller Zeiten. Es ging dabei nämlich gar nicht um das Kopernikanische Weltbild, wie auch heute noch schlecht informierte Menschen glauben. Dieses Weltbild war de facto längst von der Kirche akzeptiert worden. Es ging um Medien, um Macht und um sehr viel Psychologie. Es ist bezeichnend, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts gerade die großen Wissenschaftler wieder fromm und gläubig wurden. Max Planck beendet seine berühmte Rede über Naturwissenschaft und Religion mit dem programmatischen Satz: „Hin zu Gott“. Albert Einstein findet vom Atheismus wieder hin zum Gottesglauben.

Der Philosoph Robert Spaemann hat die These aufgestellt, Atheismus sei unter heutiger Perspektive unvernünftig. Denn wenn das vernünftig ist, was alle Menschen glauben, dann war der Glaube an Gott oder Götter und an ein Leben nach dem Tod in all den Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte für alle Menschen selbstverständlich. Erst in den vergangenen 300 Jahren beginnen einige wenige zu zweifeln und auch heute stellen die Gottgläubigen die erdrückende Mehrheit der Menschheit. Der Atheismus ist also eine kleine Insel in den letzten 200 Jahren in Mitteleu-

ropa. Damit ist nicht schon gesagt, dass der Glaube an Gott zwingend zutreffend ist. Doch begründungsbedürftig ist zunächst einmal der Atheismus. Der Glaube an Gott dagegen ist das mehr oder weniger Selbstverständliche in der Menschheitsgeschichte. Die Vorstellung eines Gottes der Philosophen ist so alt wie die Philosophie selbst. Die Gedanken des Sokrates des Aristoteles wurden im Mittelalter weitergeführt. Augustinus hat in der Schönheit der Schöpfung den größten Gottesbeweis gesehen.

Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, schließlich führt die Menschen dann zum Glauben an Jesus Christus, der nach christlicher Überzeugung der Sohn Gottes und die Antwort auf die Sehnsucht der Menschen nach Ewigem Leben, nach Auferstehung ist, die die Menschheit seit Urzeiten umtreibt. Mit der Geburt Christi, die Weihnachten erinnernd begangen wird, beginnt nach christlicher Überzeugung eine neue Epoche der Weltgeschichte und Gottgläubige wie Atheisten rechnen ihre Jahre noch heute „nach Christi Geburt“.

„Die Schönheit wird die Welt retten“, hat Dostojewski gesagt. Wer Sinn dafür hat, kann wohl den Sinn des Lebens und eine Ahnung Gottes am intensivsten in der Kunst erleben, so bei der Betrachtung der Assunta von Tizian in I Frari in Venedig oder der Pietà von Michelangelo in Sankt Peter in Rom. Wer einmal ein Konzert in der Sainte-Chapelle in Paris, diesem wunderbaren gläsernen Reliquienschrein des Mittelalters, erlebt hat, der mag durch das Leuchten der Glasfenster hindurch die Ewigkeit Gottes ahnen. Auch im Film „Das Leben der Anderen“ von Florian Henckel von Donnersmarck ist es letztlich das Erlebnis ergreifender Musik, das den Stasi-Funktionär umkehrt und zum guten Menschen macht.

Robert Spaemann hat jüngst einen „grammatikalischen Gottesbeweis“ vorgelegt. „Sie werden morgen diesen Artikel gelesen haben“ ist Futur II. Doch irgendwann wird es niemand mehr geben, der davon weiß, irgendwann wird es überhaupt keine Menschen mehr geben, keine Erde mehr..Nur wenn es dann und auf ewig Gott gibt, werden Sie auch dann noch diesen Artikel gelesen haben. Nur wenn es Gott gibt, wird keine Freude un gespürt, kein Leid unerlitten, keine Liebe unerlebt sein. Wenn es Gott nicht gibt, wird es Sinn, Schönheit und all das, was wir jetzt erleben, nicht gegeben haben.

Der Literatur-Nobelpreisträger Francois Mauriac hat gesagt: „Das Erscheinen des Lebens, aufquellend aus dem ewigen Stoff an einer umrissenen Stelle der Zeit und

des Raumes, und seine Entwicklung von der Urzelle bis zu diesem Gesicht auf der Lichtspieleinwand meines Quartiers, bis zu diesem Kinderblick, der sich zu mir aufschlägt, bis zu diesem Larghetto von Mozart, zu dieser Ellipse Rimbauds. An diesem Weltgeheimnis vorbeizugehen, scheint mir ebenso unfolgerichtig, als es der Schiffbrüchige wäre, wenn er ungerührt auf dem Sand den Abdruck eines Menschenfußes erblickte.“¹



¹ In seinem Buch „Gott – eine kleine Geschichte des Größten“ hat Manfred Lütz die Thesen dieses Artikels vertieft.

Klaus Scherzinger

Natur – Was sie ist und was sie wert ist



Welch Schauspiel! Aber ach! ein Schauspiel nur! Wo fass ich dich, unendliche Natur? Wer kennt sie nicht, Fausts berühmte Worte beim Anblick des Hexagramms, des Zeichens für den Makrokosmos, für das Ganze von Natur und Welt. Man könnte das, was Faust heimsucht und zu seinem nächtlichen Monolog motiviert, die große Forscher-Müdigkeit nennen. Viele, der Wissenschaft geweihte Jahre liegen hinter ihm, doch die ordnenden Gesetze und zugrunde liegenden Prinzipien dieses Ganzen hat er noch immer nicht durchschaut. Seitdem hat sich einiges getan. Die Entschlüsselung der Gesetze der Natur ist weiter fortgeschritten und die Manipulationsmöglichkeiten im Umgang mit ihr sind gestiegen. Die naturphilosophische Frage danach aber, was Natur eigentlich ist und die Frage nach ihrem moralischen Wert werden heute – 200 Wissenschaftsjahre nach Faust alias Goethe – noch genauso kontrovers diskutiert, wie damals. Ihre Beantwortung ist sogar noch dringlicher geworden. Der zunehmende Wille zur Bewältigung der ökologischen Krisen

der Gegenwart würde sich um das letztlich entscheidende Orientierungswissen betrügen, würde er sich nicht auch – neben allen wirtschaftlichen, klimatischen, biologischen usw. Strategien, die er zur Rettung der Natur auf den Weg bringt – mit den Antworten auf diese beiden Fragen befassen. Nachfolgend sollen einige dieser Antworten – es sind die wohl prominentesten – vorgestellt und damit zugleich in die Naturphilosophie und Naturethik eingeführt werden.

Beleuchten wir zunächst die immergrüne Frage nach dem Wesen der Natur. Sie lohnt einen Blick auf das Naturverständnis der Alten. Dasjenige des Aristoteles etwa war eines der wirkmäch-



Dr. Faust im Studierzimmer – Gemälde von Georg Friedrich Kersting 1829

tigsten, und hätte Goethe den Buchbestand des Faustischen Studierzimmers aufgelistet, so hätten darin die Werke des Stagiriten sicherlich nicht gefehlt.

Mit *dem acht Bücher umfassenden Werk* seiner Physik hat *Aristoteles als erster die Naturphilosophie als eine eigenständige Wissenschaft* begründet.¹ Wissenschaft bemüht sich um systematisch zusammenhängende Kenntnisse zu einem beliebigen Forschungsgebiet. Das Forschungsgebiet der aristotelischen Naturphilosophie umfasst die Gesamtheit der von Natur aus seienden Dinge. Weil Aristoteles seinen Naturbegriff, also die Definition davon, was ein naturhaft Seiendes ist, auf der Basis ontologischer Überlegungen entwickelt, wird ein Blick auf seine Metaphysik unerlässlich.

Die Metaphysik ist *eine Wissenschaft*, so sagt er es zu Beginn des vierten Buches seiner Metaphysik, *welche das Seiende als Seiendes untersucht und das demselben an sich Zukommende*². Was dem Seienden an sich zukommt, was es zu Seiendem macht, ist sein Substanz-Sein. Das menschliche Erkenntnisvermögen erkennt die Substanz des Seienden mit Hilfe der Substanzkategorie. Kategorien sind Aussageweisen, Unterscheidungsweisen, Grenzziehungen, Setzungen der Erkenntnis, *wenn aber der Erkenntnis, dann auch der Sache*³. Aristoteles nennt zehn Kategorien. Die erste, die Substanzkategorie, benennt und erkennt die Substanz und damit das, was ein Seiendes zu einer realen und selbstständig existierenden Einheit, zu einem ontologischen Atom der Erfahrungswirklichkeit macht. Wir sprechen von einem ontologischen Atom und keinem Atom der Kernphysik, weil es von der seinsphilosophischen Reflexion und nicht mit den Methoden der modernen, experimentellen Naturwissenschaft erkannt wird.

Das ontologische Atom eines Löwen, das also, wodurch er wirklich ist und worin er mit allen Löwen übereinkommt, ist sein substanzielles Sein, sein Löwe-Sein. Dass es viele unterschiedliche Löwen gibt, liegt an bestimmten Eigenschaften, die der Löwe-Substanz zukommen können und die – was ihr Sein betrifft – nicht selbstständig sind. Das Sein dieser Eigenschaften ist ein akzidentielles Sein, weil es auf das substanzielle Sein, dem es widerfährt, an dem es sich ereignen muss, um als „eigenschaftliches Sein“ zu existieren, angewiesen ist. Aber auch das substanzielle Sein

¹ Siehe: Lexikon der philosophischen Werke, Hrsg. von F. Volpi und J. Nida-Rümelin, Stuttgart 1988. Darin: Physike akroasis, Aristoteles, S. 565

² Aristoteles, Metaphysik, Bücher I-VI, Hrsg. H. Seidel, 1989, Buch IV, Kap. 1, 1003a, S. 123

³ Ebd. Buch V, Kap. 17, 1022a, S. 231



Paul Ruben (Hg.): Die Reklame, ihre Kunst und Wissenschaft, Berlin 1913

Das Bild des Löwen ist nicht der Löwe selbst. Werbeplakat für eine Biermarke von 1912

gibt es nicht ohne das akzidentielle, das es in irgendeiner Weise bestimmt. Substanz und Akzidens bedingen sich gegenseitig.

Von hinführender Bedeutung für das Verständnis des aristotelischen Naturbegriffs sind seine Gedanken zur Frage nach den Gründen für die vielfältigen Veränderungen, denen das Seiende unterliegt. Der Wandel des Seienden ist möglich, weil alles Wirkliche an sich zwei Momente hat: *Das Moment des Aktuellseins (gr. energeia) auf Grund dessen das Wirkliche das ist, was es aktuell ist. Wir nennen dieses Moment*

*Akt (lat. actus). Das Moment des Möglichseins (gr. dynamis), auf Grund dessen das Wirkliche die Möglichkeit hat, etwas anderes zu werden als das, was es ist. Wir nennen dieses Moment Potenz (potentia = lat. Vermögen, Möglichkeit, Können). ... Die Beziehung zwischen Akzidens und Substanz ist eine Akt-Potenz-Beziehung. Die Substanz ist in Potenz gegenüber den Akzidentien. Akzidentien sind Akte, welche die Substanz bestimmen.*⁴

Weil das substanzielle Sein die Potenz besitzt, neue Akzidentien und damit neue Akte, d.h. neue Aktualisierungszustände entweder selbst hervorzubringen oder sie von außen aufzunehmen, entstehen Bewegung und die vielen anderen Formen der Veränderung des Seienden. Um beim Beispiel des Löwen zu bleiben: Indem er vom hohen Savannengras zum Wasserloch trabt, ist er aktive Potenz und vermag es selbst, seine akzidentielle Ortsbestimmung zu wechseln. Insofern er aber auch passive Potenz ist, kann es ihm passieren, dass ihn die Kugel des Großwildjägers trifft und die Qualität seines Gesundheitszustandes vom Status der Unversehrtheit auf den Status der Verwundung springt.

⁴ Arno Anzenbacher, Einführung in die Philosophie, Freiburg, Basel, Wien, 1999, S. 62 und 66

Anders als die Kugel, die ihn trifft, ist der Löwe ein naturhaft Seiendes. Über das naturhaft Seiende lehrt Aristoteles im zweiten Buch seiner Physik: *Von dem was ist, ist einiges von Natur, anderes durch andere Ursachen. Von Natur: Die Thiere und ihre Theile, und die Pflanzen, und die einfachen Körper, wie Erde und Feuer und Luft und Wasser. Denn von diesen und ihres gleichen sagen wir, sie seien von Natur. Alles das genannte aber erscheint als unterschieden, gegen das was nicht von Natur ist. Das von Natur seiende nämlich erscheint sämtlich als enthaltend in sich den Ursprung der Bewegung und des Stillstandes, theils nach dem Raume, theils nach Vermehrung und Verminderung, theils nach Umbildung. Denn ein Stuhl und ein Kleid und was sonst noch dergleichen Gattungen sind, hat, wie fern es das ist was es genannt wird, und sein Sein der Kunst verdankt, keinen Antrieb zu einer Veränderung inwohnend. Wiefern es aber etwa zugleich steinern oder irden ist, oder gemischt aus diesem, so hat es insoweit einen solchen. So ist also die Natur ein Ursprung und Ursache des Bewegens und Ruhens in demjenigen, worin dieß ursprünglich auf wesentliche, nicht auf beiläufige Weise stattfindet.*⁵

Weil der Löwe das *Woher* (causa efficiens = Wirkursache) und das *Weswegen* (causa finalis = Zielursache) seiner aktiven bzw. der aus ihm selbst heraus geschehenden, akzidentiellen Veränderungen (Bewegung, Vermehrung, Wachstum) in sich trägt, darf er als ein von Natur aus Seiendes angesprochen werden. Von Natur aus seiend ist er aber auch mit Bezug auf eine Veränderung, die keine Veränderung an der Substanz (des Löwe-Seins) ist, sondern das Entstehen und Vergehen der Substanz selbst meint.

Denkt man vor dem Hintergrund des bisher Gesagten über diese fundamentalste Veränderung des naturhaft Seienden nach, denkt man nach über den Eintritt des naturhaft Seienden ins Sein, so ergibt sich eine Frage, die sich auch Aristoteles gestellt hat: Wenn die Substanz das Substrat der akzidentiellen Veränderungen des Seienden ist, was ist dann das Substrat des Veränderungsprozesses, an dessen Ende die Substanz steht. Was ist das Substrat der substanziellen Veränderung? Lässt sich eine Potenz denken, durch deren Formung etwas aus dem Nichts ins Sein gehoben wird?

Aristoteles Antwort auf diese Frage begründet eine Lehre, die die philosophische Aristoteles-Forschung Hylemorphismus nennt. Sie behauptet zwei denknöwendig

⁵ Aristoteles, Physik, Übersetzt von Christian Hermann Weiße, Leipzig, 1829, Buch II, Kap. 1, S. 26

verschmolzene Konstitutionsbedingungen für das Wirklichsein der Substanzen, die Materie (hyle) und die substanzuelle Form (morphe), und bestimmt die Materie – eine grenzbegriffliche Konstruktion des ontologischen Denkens – als das gesuchte Substrat. Die aristotelische Materie ist das von sich aus völlig unbestimmte, passivpotentielle Substratprinzip für das Hervorkommen der natürlichen Substanzen ins Sein. Im siebten Buch der Metaphysik sagt Aristoteles über die Materie: *Ich nenne aber Materie das, was von sich her weder als etwas noch als ein irgendwie Großes noch durch irgendein anderes der Prädikate bezeichnet wird, durch welche Seiendes bestimmt ist. Es gibt nämlich etwas, von dem ein jedes dieser Prädikate ausgesagt wird und dessen Sein verschieden ist von dem eines jeden der Prädikate. Denn die anderen Prädikate werden von der Substanz ausgesagt, diese aber von der Materie. Darum ist also dieses Letzte an sich weder einen bestimmte Substanz noch ein Quantum noch sonst irgend etwas.*⁶

Als Substratprinzip eröffnet die Materie den substanzialen Formen die Möglichkeit, Wirklich-Sein zu erlangen. Nicht nur die Akzidenz-Substanz-Beziehung, sondern auch die Beziehung der substanzialen Form zur Materie ist eine Akt-Potenz-Beziehung. Weil sie beliebig formbar ist, eröffnet die Materie jeder beliebigen substanzialen Form die Möglichkeit zum Wirklich-Sein. Damit ist sie nicht nur Substrat sondern auch Kontingenzprinzip. Die substanzialen Formen kommen ihr zufällig zu und sie bleibt jederzeit die Möglichkeit für das Wirklich-Werden auch ganz anderer Substanzen. Die Welt ist nicht notwendig wie sie ist, sie könnte auch anders sein. Wilhelm von Ockham wird diese Konsequenz des aristotelischen Materiebegriffs zum Kernbestand seines Nachdenkens über die absolute Allmacht Gottes machen und damit einen wesentliche Anschlag für die neuzeitliche Überwindung der mittelalterlichen Scholastik geben.

Die Materie ist auch Individuationsprinzip: Ohne die Vereinigung mit der Materie könnte die substanziale Form, also das, was sich vor dieser Vereinigung nur als eine *bestimmte Vollkommenheit im Sinne der Art* (z.B. Löwe) denken lässt, nicht vereinzelt werden, d.h., es gäbe keinen individuellen Repräsentanten dieser Art, nicht diesen oder jenen bestimmten Löwen.⁷

Der Hylemorphismus leistet die gedankliche Rekonstruktion der inneren Ursachen aller, nicht nur der natürlichen Substanzen. Ist eine Substanz verwirklicht, so ist ihr

⁶ Aristoteles, Metaphysik, H. Bonitz, 1966, Buch VII, Kap. 3, 1029a.

⁷ Vgl. A. Anzenbacher, Einführung in die Philosophie, s.o., S. 72

Wirklich-Sein dem Zusammengehen von Materie (causa materialis = Stoffursache) und substanzieller Form (causa formalis = Formursache) geschuldet. Doch woher kommt der Entstehungsimpuls zum Werden dieser oder jener Substanz und wie wird festgelegt, welche Ziele ihre Entwicklung leiten werden? Aristoteles Lösung dieser Frage knüpft an den Hylemorphismus an: Anders als beim künstlich Seienden – dort ist nicht nur die Formursache, sondern auch die Wirk- und Zielursache vom Menschen gesetzt – ist das naturhaft Seienden von Natur aus (und d.h. bei Aristoteles von Ewigkeit her) in seinem substanziellen Formbestand bestimmt, von Natur aus ist es wirklich geworden und von Natur aus vermag es akzidentielle Veränderung (des Ortes und/oder der Qualität und/oder der Quantität) zu vollführen, um damit ein von Natur aus in sie hineingelegtes Entwicklungstelos anzustreben. Natur meint also *die Gesamtheit der vom Menschen unangetasteten Dinge* und zugleich die dieser Gesamtheit innewohnenden und jederzeit in den Naturdingen sich konkretisierenden Prinzipien ihrer Entstehung und Veränderung. *Seinem vitalen Entstehen und Bestehen nach ist der Mensch selbst ein Stück Natur.*⁸

So fremd uns heute die aristotelische Naturphilosophie erscheinen mag, sie hat weit und mächtig gewirkt. Auch in Goethes Werk finden sich ihre Spuren, wie etwa Stefan Bleecken nachweist. Wie sehr Goethe sie hochschätzte und wie sehr er den Drang verspürte tiefer in die aristotelische Naturphilosophie einzudringen, belegt Bleecken mit zwei Goethezitaten: *„Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit jugendlichere Kräfte zu Gebot, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz aller Schwierigkeiten, die ich kenne; die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein“* und: *„Aristoteles hat die Natur besser gesehen als irgend ein Neuerer“.*⁹

Diese „Neueren“ aber drängten mit Macht zur Geltung. Zu Goethes Zeiten konnte das Naturwissen, das das aristotelische Denken hervorzubringen vermochte, nicht mehr befriedigt. Goethe lebte in einer Zeit des Umbruchs zur modernen Naturwissenschaft. Deren Naturzugang ist nicht mehr in erster Linie ein intellektuelles Geschäft – flankiert vielleicht noch von systematischer und vergleichender Naturbeobachtung – sondern das moderne naturwissenschaftliche Denken hat sich dem Experiment verschrieben. Es ersinnt die Handlungsabläufe und Apparate, die zu seiner Durchführung notwendig werden und die eine Art Konverter abgeben, der die

⁸ Vgl. den Begriff „Natur“ in: Philosophisches Wörterbuch, Hrsg. Georgi Schischkoff, 21 Auflage, 1982, S. 474

⁹ Stefan Bleecken, Der Bruch zwischen den Naturbegriffen Goethes und der Moderne. In: Tabula rasa, Jenenser Zeitschrift für kritisches Denken, Ausgabe 26, Okt. 2006

qualitativ erfahrbaren Bestimmungen der Naturphänomene zu quantitativen Bestimmungen, d.h. zu Messdaten umwandelt. Das Galileische *Alles messen, was messbar ist, und versuchen, messbar zu machen, was es nicht ist*, wurde zum Signum der modernen Naturforschung. Welche große Bedeutung die moderne Naturwissenschaft den Messapparaten und Detektoren einräumt, versinnbildlicht vielleicht am anschaulichsten die Vorstellung des großen Heeres von Physikern, das sich um den kirchturmhohen Teilchenbeschleuniger des CERN versammelt hat, um die Zusammensetzung der Materie zu erforschen.

Naturphilosophie will Natur auf den Begriff bringen. Dieser Begriff muss den experimentell erweiterten Erfahrungsraum widerspiegeln, muss die Einsichten, die der moderne methodische Zugang der Natur entlockt, berücksichtigen, wenn er glaubwürdig und tragfähig sein soll. Natur ist deshalb für die heutige Naturphilosophie nicht mehr das Insgesamt der „von Natur aus seienden Dinge“, die sich von den Artefakten, den „nicht von Natur aus seienden Dingen“, unterscheiden, sondern sie ist der naturgesetzliche *Zusammenhang der materiellen Dinge (inkl. Felder)*.¹⁰ Mathematische Funktionen können diesen Zusammenhang beschreiben und mit Hilfe der experimentell gewonnen Messdaten kann seine Gültigkeit überprüft werden.

Der Wissenschaftstheoretiker Paul Hoyningen-Huene hat in einem erhellenden Aufsatz darauf hingewiesen, dass nicht nur der Naturbegriff, sondern auch das Wissensideal die aristotelische von der modernen Naturwissenschaft unterscheidet. *Das Aristotelische Wissensideal ist das der „beweisenden Wissenschaft“, genau wie das der euklidischen Geometrie mit ihrem axiomatischen Aufbau. Dazu gehören „erste Sätze“, die neben allgemeinen Prinzipien vor allem die Wesensdefinitionen der Gegenstände des jeweiligen Wissenschaftsgebietes angeben. Eine Wesensdefinition nennt diejenigen Attribute, die einem Gegenstand notwendigerweise zukommen, nämlich weil er das ist, was er ist. Aus diesen ersten Sätzen werden weitere Sätze logisch deduziert. Als Satz der Wissenschaft kann demgemäß gelten, was durch die ersten Sätze zureichend begründet, d.h. bewiesen ist.*¹¹

¹⁰ Paul Hoyningen-Huene, Naturbegriff – Wissensideal – Experiment. Warum ist die neuzeitliche Naturwissenschaft technisch verwertbar? Zeitschrift für Wissenschaftsforschung 5, 43-55 (1989), S. 46

¹¹ Ebd., S. 47

Aristoteles hielt diese ersten Sätze für Grundsätze, *die unmittelbar evident und darum eines Beweises weder bedürftig noch fähig sind*¹². Seine Aussagen über die Natur beanspruchen deshalb auch apodiktische, d.h. unumstößliche Gültigkeit. Das Wissensideal der neuzeitlichen Naturwissenschaft ist demgegenüber deutlich abgeschwächt, weil es *apodiktische Beweise (im Sinne der Mathematik) für behauptete Naturgesetze ... für nicht realisierbar hält*¹³.

Alle Wissenschaft, da ist sich die Gemeinde heutiger Wissenschaftstheoretiker einig, ist hypothetisch.¹⁴ Anders formuliert: Mit Bezug auf die erkenntnistheoretische Frage nach der Wirklichkeit stellt die moderne Naturwissenschaft dem apodiktischen, aristotelischen einen hypothetischen Realismus gegenüber. Es gibt eine bewusstsensunabhängige Welt, aber unsere Erkenntnis von ihr ist nicht sicher. Sie wird auch nicht dadurch gerechtfertigt, dass sie wahr ist, sondern dadurch dass sie sich durch experimentelle Überprüfung als gute Gesetzeshypothese erwiesen hat. Der Erkenntnisweg der modernen Naturwissenschaft ist demzufolge nicht deduktiv-dogmatisch, wie bei Aristoteles, sondern deduktiv-theoriekritisch: Aus dem, was gelten soll, werden Prüfhypothesen abgeleitet, die nicht nur logisch, sondern auch empirisch überprüft werden müssen und weil sich der äußere, physisch-praktische Aspekt der dadurch notwendig gewordenen Überprüfungshandlungen auch mit anderem Handlungsziel (innerer Aspekt) als dem der Hypothesenprüfung ausführen lassen, hat das moderne naturwissenschaftliche Wissen zwangsläufig eine hohe technische Verwertbarkeit.¹⁵ Es überzeugt durch den technischen Erfolg, den es möglich macht. Es überzeugt so sehr, dass es uns mühelos verführen kann, den Unterschied von Erfolg und Wahrheit zu übersehen und beide gleichzusetzen.

Auf den Weg gebracht wurde das moderne naturwissenschaftliche Naturverständnis durch Newton. Seine bahnbrechende Schrift „Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie“ hatte eine zwischen Körpern waltende Fernwirkung (Schwerkraft) postuliert, leistete die axiomatische Begründung der klassischen Mechanik und war im Jahr 1808, als Goethe seinen Faust veröffentlichte, schon über 100 Jahre alt.

¹² Gerhard Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Stuttgart, Leipzig, 7. Auflage, S. Hirzel Verlag, 1998, S. 25

¹³ Paul Hoyningen-Huene, S. 47

¹⁴ Vgl. dazu: Gerhard Vollmer, S. 28

¹⁵ Vgl. dazu: Paul Hoyningen-Huene, S. 51 f



Sir Isaac Newton: Ölgemälde von Sir Geoffrey Kneller

wikimedia commons

Die mathematische Beschreibung der Auswirkungen besagter Schwerkraft auf die Körper, führte Newton zu Bewegungs- bzw. Gravitationsgesetzen, mit denen sich die Bewegungsgesetze, die zuvor schon Kepler und Galilei auf der Grundlage einer Vielzahl von Mess- bzw. Beobachtungsdaten (also induktiv) erstellt hatten, bestätigen ließen. Newtons Gesetze nahmen das Insgesamt der Natur als bewegungsgesetzlich bestimmten Zusammenhang von Körpern in den Blick und sie erlaubten es, jeden beliebigen Bewegungsablauf präzise vorherzusagen.

Erfolg macht sexy, wie man heute zu sagen pflegt: *Der Erfolg des Newtonschen Weltsystems* – so heißt es in Ivo Schneiders Kurzbeschreibung von Newtons Hauptschrift – *sicherte in der nachfolgenden Entwicklung der Naturwissenschaften dem Newtonschen Programm einer Beschreibung aller physikal. Erscheinungen durch Fernwirkungskräfte ... den Status von zulässigen und ausreichenden Erklärungen der Erscheinungen.*¹⁶ Dies bezieht sich auch auf die Erscheinungen der lebendigen Natur. Ist es nicht so, wie eine damals und auch heute noch weit verbreitete Auffassung meint, dass auch die Phänomene der lebendigen Natur allererst dann für naturwissenschaftlich erklärt gelten dürfen, wenn all die physikalischen Prozesse, die sich im Hinblick auf dieses Phänomen erfassen und beschreiben lassen, auch erfasst und beschrieben sind?

¹⁶ Vgl. Lexikon der philosophischen Werke. Hrsg. von F. Volpi und J. Nida-Rümelin, 1988. Darin der Beitrag von Ivo Schneider: *Philosophiae naturalis principia mathematica*, S. 537



Die Astronomische Uhr am Straßburger Münster

Vor allem in der Renaissance, aber auch schon früher, begeisterte man sich für die Vorstellung, Organismen könnten wie Automaten funktionieren. Vielleicht ist der automatische Hahn, der ab der Mitte des 14. Jh. die Vorläuferuhr der astronomischen Uhr des Straßburger Münsters zierte, heute im Straßburger Kunstgewerbemuseum zu sehen ist und durch Flügelschlagen und Krähen die Zeit anzeigte, eines der sinnfälligsten Symbole für diesen Gedanken. Auch Descartes und später der Arzt und Philosoph Lamettrie – er wurde in Frankreich wegen seines materialistischen Atheismus verfolgt, von Friedrich II in die Preußische Akademie der Wissenschaften berufen und starb 1751 in Berlin – konnten der mechanistischen Natur- und Lebensklärung viel abgewinnen. Descartes beschrieb die Herztätigkeit in seinem 1637 im holländischen Leiden erstmals veröffentlichten Werk „Discours de la methode“ als einen *Mechanismus der sich allein aus der Einrichtung der Organe ergibt, ... und dies mit der gleichen Notwendigkeit, wie der Mechanismus einer Uhr aus der Kraft, Lage und Gestalt ihrer Gewichte und Räder folgt.*¹⁷

Der Schritt von der universellen Gültigkeit der newtonschen Gesetze zur weltanschaulichen Auffassung, dass alles, was existiert, Physik im newtonschen Sinne sei, war nicht groß, wurde von vielen Denkern vollzogen und transformierte deren Faszination für mechanistische Naturerklärungen in den Glauben an einen Physikalismus.

¹⁷ Rene Descartes, Discours de la methode. Ins Deutsche übers. und hrsg. von Lüder Gäbe, Meiner, Hamburg, 1960, S.81



Der Biologe Ernst Mayr (1904-2005) nach Erhalt der Ehrendoktorwürde an der Universität Konstanz 1994.

wikimedia commons

mus. Dieser führt in Ansehung der belebten Natur zu einem ontologischen bzw. konstitutiven Reduktionismus und behauptet, *dass den Lebensprozessen keine anderen elementaren Substrate und keine anderen elementaren Wechselwirkungen zugrunde liegen als den Prozessen der unbelebten Natur auch. Dies bedeutet die Abweisung von besonderen Substraten oder besonderen Wechselwirkungen, die das Lebendige charakterisieren würden, also die Abwehr des Vitalismus in allen Spielarten.*¹⁸

Der Biologe Ernst Mayr nennt den Vitalismus eine Gegenbewegung. *Er war eine Rebellion gegen die mechanistische Philosophie der Wissenschaftlichen Revolution und gegen den Physikalismus von Galilei bis Newton. Er wandte sich leidenschaftlich gegen die Lehre, dass das Tier nichts als eine Maschine sei und sich alle Erscheinungen des Lebens erschöpfend als Bewegung von Materie erklären ließe. Doch so entschlossen und überzeugend die Vitalisten auch in ihrer Ablehnung des Cartesischen Modells waren, so wenig waren sie es bei ihren eigenen Erklärungsbemühungen. Es gab vielerlei Erklärungen, aber keine einheitliche Theorie.*¹⁹ Goethe und mit ihm der Großteil der romantischen Naturphilosophie seiner Zeit – an deren philosophischer Spitze stand der von Goethe hoch gelobte Schelling – waren an dieser anti-reduktionistischen Rebellion beteiligt. Der von ihnen vertretene Organizismus stellte eine metaphysische Spielart des Vitalismus dar und dachte sich die ganze Natur von einer geistigen, und deshalb physikalisch und mathematisch nicht fassbaren Gestaltungs- und Belebungskraft durchwirkt.

¹⁸ Paul Hoyningen-Huene, Zu Problemen des Reduktionismus in der Biologie. In: *Philosophia naturalis*, Sonderdruck aus Bd. 22, Heft 2, 1985, S. 272

¹⁹ Ernst Mayr, *Das ist Biologie: die Wissenschaft des Lebens*. Aus dem Engl. übers. von J. Wissmann, Heidelberg, Berlin: Spektrum Akad. Verl., 2000, S. 31



Faust und der Erdgeist: Illustration von Johann Wolfgang von Goethe

Fausts nächtlicher Monolog in der ersten Szene des ersten Teils der Tragödie offenbart dem Leser ein Naturverständnis, das dem ihres Verfassers wohl recht nahe kommt. Goethe ist vom naturmagischen Organizismus der Renaissancephilosophie stark beeinflusst: *Wie alles sich zum Ganzen webt, / Eins in dem andern wirkt und lebt! / Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen / Und sich die goldnen Eimer reichen! / Mit segenduftenden Schwingen / Vom Himmel durch die Erde dringen, / Harmonisch all das All durchklingen!*, so lauten die berühmten Worte, die dem nicht weniger berühmten *Aber ach! ein Schauspiel nur!* unmittelbar vorausgehen. Faust beschwört die Macht, die das All belebend und beseelend durchklingt. Sie erscheint ihm in der Gestalt des Erdgeistes und gibt Auskunft über ihr Tun: *In Lebensfluten, im Tatensturm / Wall' ich auf und ab, / Webe hin und her! / Geburt und Grab, / Ein ewig Meer, / Ein wechselnd Weben, / Ein glühend Leben / So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit / Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.* Von Goethes eigener Hand ist eine Zeichnung zu dieser Szene erhalten. Mit der Erdgeist-Epiphanie rückt der ganze Monolog ein in eine Traditionslinie, die mit Platon ihren Ausgang nimmt und in der Renaissancephilosophie zur vollen Blüte kommt – bei Giordano Bruno etwa, aber auch bei dem ganz ähnlich denkenden Universalgelehrten und Dramatiker Giambattista della Porta, ein Zeitgenosse des Nolaners und wie dieser in einem kleinen Vorort von Neapel geboren: Ein Seelenband – so della Porta – verbindet alle Teile des Alls zu einem belebten Ganzen und macht sie zu Gliedern

wikimedia commons



Der Universalgelehrte Giambattista della Porta

dieses Ganzen. In seinem Lehrbuch der natürlichen Magie, *Magiae naturalis sive de miraculis rerum naturalium libri III* (Erstausgabe, Neapel 1558, dt. 1680 *Magia naturalis*, oder Haus-, Kunst- und Wunderbuch) heißt es: Plotinus und Synesius sagen: ... *Die Welt sey gleichsam ein Thier / welches überall zugleich männliches und weibliches Geschlechtes sey / und durch die gegen einander tragende Liebe ihrer Glieder aller Orten mit sich selbst gleichsam ein Beyschlaff halte; und dadurch bestehe sie: Anbey aber sey in ihr ein Band / das diese Glieder ver-*

*binde / nemlich die Gemüths=Art (oder Seele der Welt) welche durch die Glieder überall herum fliesse / und ... / diese Last bewege / und sich in dem grossen Leib allenthalben tieff / durchmische.*²⁰

Auch wenn der ontologische Reduktionismus heute auf ganzer Linie gesiegt hat und damit der Vitalismus auch in seiner metaphysischen Variante als ernstzunehmender biologischer Forschungsansatz nicht mehr gelten kann, eine andere Reduktionismusart, der so genannte epistemische oder theoretische Reduktionismus wird von vielen Philosophen, Wissenschaftstheoretikern und Biologen nach wie vor und zurecht bekämpft. Der epistemische Reduktionismus *bezeichnet eine Position, die behauptet, dass die biologischen Begriffe im Prinzip mittels physikalisch-chemischer Begriffe neue definiert, und die biologischen Gesetze aus physikalischen und chemischen Gesetzen im Prinzip deduziert werden können.*²¹ Solch Unterfangen greift zu kurz. Der Erklärungswert rein physikalischer Theorien des Lebens ist unbefriedi-

²⁰ Zitiert aus: Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur II, die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, München 1996, S. 19

²¹ Paul Hoyningen-Huene, *Zu Problemen des Reduktionismus in der Biologie*. S.o., S. 272

gend. *Eine Theorie, so Gerhard Vollmer, muss bestehende Probleme lösen, beobachtete Tatsachen erklären und richtige Voraussagen machen können. Der Erklärungswert einer Theorie wird also an ihren Folgerungen gemessen... Die Folgerungen selbst können dabei auch längst bekannt oder trivial sein; wichtig ist nicht ihr Gehalt, sondern die Tatsache, dass die Theorie sie erklärt.*²² Ab einem gewissen Ordnungszustand der Materie entstehen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten, die Systemeigenschaften bzw. Systemgesetzmäßigkeiten sind und sich unabhängig vom System nicht erklären lassen. Leben ist eine solche systemische, wir können auch sagen, gefügesgesetzliche Eigenschaft.

Weil das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile, bekommt eine bottom-up Strategie, die versucht, das System auf der Grundlage rein physikalischer Gesetze und mittels Analyse der physikalischen Eigenschaften der einzelnen Systemteile zu fassen, Leben nicht in den naturwissenschaftlichen Blick. So wie die Emergenz der Lebensprozesse das Zusammenspiel aller an diesen Prozessen beteiligten Komponenten voraussetzt, so setzt eine gute naturwissenschaftliche Erklärung dieser Prozesse voraus, dass die Analyse ihren Ausgang vom Ganzen nimmt (top-down) und sich einer systemischen Perspektive verpflichtet. Für sie gilt, was J. Baird Callicott für die Ökologie sagte, *sie kehrt das ontologische Primat des Objekts und die ontologische Unterordnung von Beziehungen, die für die klassische westliche Wissenschaft charakteristisch ist, um.*²³ Nicht mehr dem Sezieren, Isolieren und Herauslösen alleine traut man zu, die „wahre“ Natur des Untersuchungsgegenstandes zu entdecken, vielmehr sind auch die Beziehungen zu erwägen, in denen der jeweilige Untersuchungsgegenstand steht. Der damit verbundene Blickbahnwandel wird am Beispiel der systemischen Psychotherapie leicht verständlich: Verkürzt und vereinfacht wiedergegeben könnte ihre Kernthese lauten: „Sage mir, welche Positionen und Funktionen dir von den zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechten, in die du eingewoben bist, zugewiesen werden, und ich sage dir, wer du bist!“ Das Hinsehen auf die Stellung, die etwas im Gefüge eines Ganzen hat, bringt Einsichten, die dort, wo wir von dieser Stellung absehen, unentdeckt bleiben.

Mit einigem Recht lässt sich sagen: Der systemische Analyseansatz des Organizismus bzw. Holismus ist die nicht-vitalistische, aus der modernen Naturwissenschaft

²² Gerhard Vollmer, *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, 7. unveränderte Aufl., Stuttgart, Leipzig, 1998, S. 110

²³ J. Baird Callicott, *Die begrifflichen Grundlagen der Landethik*. In: A. Krebs (Hrsg.), *Naturethik, Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion*, Frankfurt a. M., 1997, S. 229

selbst erwachsene Gegenbewegung zum Physikalismus. Goethe, so lässt sich spekulieren, hätte die Fortführung des Kampfes gegen den Physikalismus – wenn auch mit anderen Mitteln – sicherlich begrüßt, doch was hätte er wohl zu den großen Mühen gesagt, die die heutige Philosophie darauf verwendet, den moralischen Status der nicht-menschlichen Natur zu bestimmen? Anders als die Frage nach dem richtigen Naturbegriff ist die naturethische Frage nach dem Wert der Natur – zumindest was die Ausdrücklichkeit und Intensität betrifft, mit der man sie heute stellt – ein innerphilosophisches Phänomen des späten 20. Jahrhunderts.

Vielleicht wäre Goethe geneigt die Denkanstrengungen der Naturethik – für sich betrachtet – für leicht überspannt zu halten, würde man ihm nicht auch das gewaltige Vernichtungswerk vor Augen führen, das die technische Nutzbarmachung moderner naturwissenschaftlicher Einsichten in den zwei Jahrhunderten nach seiner Zeit an der Natur vollbracht hat und das den Hauptgrund für die Entstehung der bereichsethischen Disziplin der Naturethik abgibt.

Naturethik stellt die Frage nach dem moralisch richtigen Umgang mit der nicht-menschlichen Natur und dazu im Vorfeld die Frage nach deren moralischem Status. Kommt einem nicht-menschlichen Naturstück, einem Löwen, einem Baum, einem Wald oder einer Meeresküste, ein moralischer Status zu, so ist dieses Naturstück selbst moralisch von Bedeutung und nicht allein im Hinblick auf seine Bedeutung für den Menschen, es ist damit Teil des moralischen Universums und muss um seiner selbst willen beachtet, bzw. geachtet werden.

Kants berühmtes Argument gegen Tierquälerei lautet: *In Ansehung des lebenden, obgleich vernunftlosen Teils der Geschöpfe ist die Pflicht der Enthaltung von gewaltsamer und zugleich grausamer Behandlung der Tiere der Pflicht des Menschen gegen sich selbst weit inniglicher entgegengesetzt, weil dadurch das Mitgefühl an ihrem Leiden im Menschen abgestumpft und dadurch eine der Moralität, im Verhältnisse zu andern Menschen, sehr diensame natürliche Anlage geschwächt und nach und nach ausgetilgt wird; obgleich ihre behände (ohne Qual verrichtete) Tötung, oder auch ihre, nur nicht bis über Vermögen angestrengte, Arbeit (dergleichen auch wohl Menschen sich gefallen lassen müssen) unter die Befugnisse des Menschen gehören; da hingegen die martervolle physische Versuche, zum bloßen Behuf der Spekulation, wenn auch ohne sie der Zweck erreicht werden könnte, zu verabscheuen sind. – Selbst Dankbarkeit für lang geleistete Dienste eines alten Pferdes oder Hundes (gleich als ob sie Hausgenossen wären) gehört indirekt zur Pflicht*

des Menschen, nämlich in Ansehung dieser Tiere, direkt aber betrachtet ist sie immer nur Pflicht des Menschen gegen sich selbst.²⁴ So sehr sein Einwand gegen einen grausamen Umgang mit Tieren gelobt werden muss, Kant ist kein Advokat der Tiere, er ist Erzieher der Menschen. Sein Argument reiht sich ein in die große Zahl der naturethischen Positionen, die der nicht-menschlichen Natur den moralischen Status absprechen und damit einen moralischen Anthropozentrismus vertreten. Für den naturethischen Anthropozentriker sind nicht-menschliche Naturstücke nur in dem Maße wertvoll, in dem sie dem Menschen bei der Verfolgung seiner Interessen nutzen. Sie haben keinen inneren, unverrechenbaren Wert, der es gebietet, sie um ihrer selbst willen zu achten. Der Anthropozentriker kämpft gegen Windrotoren im Schwarzwald, um den Touristen ästhetisch wertvolle Blickbeziehungen zu erhalten, er ist gegen das Abholzen des Regenwaldes, weil er das pharmakologische Gold erahnt, das in den Blattadern der vielen noch unerforschten Pflanzenarten zirkuliert oder weil er die Folgen der Klimaerwärmung fürchtet. Als Bionik-Ingenieur möchte er die Problemlösungsstrategien der Natur für die Menschentechnik abgreifen und als Sportkletterer und Wanderer ihre Höhen bezwingen. Die Natur ist dem Menschen Herausforderung, seine Grenzen auszuloten, sie ist ihm Heimat und er nutzt sie als Raum für spirituelle Erfahrung (cathedral argument). Doch in allererster Linie ist sie Ökodieselekt (z.B. wenn man sie wertschätzt, weil sie – wie im Falle der Salzwiesen der Nordsee – die verschmutzten Küstengewässer reinigt) und Ressource für Rohstoffe aller Art.

Insofern sie Ressource ist wird ihr Wert auf einem (Welt-) Markt verhandelt und lässt sich deshalb monetär beziffern. Ein schicker Trend innerhalb der Wirtschaftswissenschaften versucht dies auch für Naturstücke zu leisten, zu deren Geldwertbestimmung für gewöhnlich kein Markt zur Verfügung steht, weil es Güter sind, die scheinbar unbegrenzt zur Verfügung stehen oder für die sich noch niemand interessiert.

Mit Hilfe der Methoden der direkten und indirekten Präferenzanalysen wird versucht, den Erholungswert eines Waldgebietes oder den Existenzwert des Weißkopfsaadlers – also was es den Menschen wert ist, dass es ihn gibt – preislich einzuschätzen. Auch wenn einem bei der Vorstellung eines Adlers mit Preisschild nicht

²⁴ Immanuel Kant, *Metaphysik der Sitten*, Zweiter Theil, *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*. Episodischer Abschnitt. Von d. Amphibolie d. moralischen Reflexionsbegriffe, Die Pflichten gegen sich selbst, §17, Leipzig, 1870, S. 290

ganz wohl sein sollte. So etwas hätte den Vorteil, dass Naturschützer den meist ökonomischen Gründen (Arbeitsplätze, Gewerbesteuer usw.), mit denen die Naturzerstörer ihre Vorhaben legitimieren, etwas Ebenbürtiges entgegenzusetzen hätten.

Kant hat die ethische Grundüberzeugung, die auch hinter den anthropozentrischen Naturschutzgründen steckt, in seiner *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten wie folgt ausgedrückt: Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Äquivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstatet, das hat eine Würde.*²⁵ Der Weißkopfseeadler hat keine Würde, seine Existenz hat einen Preis, sie kann eingetauscht werden. Wer bereit ist, einen höheren Preis zu zahlen, kann sein Verschwinden erkaufen. Dass sich diese anthropozentrische Logik spätestens bei der Frage nach dem Preis für trinkbares Wasser und saubere Luft selbst widerlegt, weil wir diesen Preis mit dem menschlichen Leben zu bezahlen hätten, sollte jedem klar sein.

Grundsätzlich anders argumentiert der Physiozentrismus. Seine Strategien zur Behauptung des moralischen Status der nicht-menschlichen Natur sind vielfältig. Tatsächlich sind es – aus meiner Sicht – aber nur zwei physiozentrische Argumente, die naturethisch überzeugen können: das pathozentrische und das Holismus-Argument.

Ethik – auch Naturethik – ist Teil der Philosophie und dem vernünftigen Argument verpflichtet, deshalb sind theologische Begründungen eines moralischen Status der nicht-menschlichen Natur, weil sie immer darauf hinauslaufen, dass Gott sich etwas mit der Natur gedacht hat und weil diese Annahme ein Offenbarungswissen voraussetzt, das den Nichtgläubigen nicht zur Verfügung steht, keine guten Argumente im Sinne der Naturethik. Anders das schon erwähnte pathozentrische Argument. Es argumentiert für den moralischen Status der leidensfähigen Tiere. Auch Goethe muss es gekannt haben. Sein „Erfinder“ – Jeremy Bentham – war eineinhalb Jahre älter und starb zwei Monate nach Goethe. Noch als 80zigjähriger hat Goethe seinen englischen Altersgenossen einen höchst radikalen Narren genannt und dass Bentham durchaus das Maß des Normalen sprengen konnte, belegt seine testa-

²⁵ Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Meiner, Hamburg, unveränderte Auflage 1965 der 3. Auflage, S. 58

Die Auto-Ikone Jeremy Benthams in einer Vitrine des University College London

mentarische Verfügung zur post-mortalen Mumifizierung seines Leichnams. Seine Auto-Ikone ist heute in einer Vitrine im University College London ausgestellt.

Benthams Denken ist fest im englischen Empirismus verankert. Der Empirismus spricht der Vernunft nicht die transzendente Bedeutung zu, die sie für Kant hat. Als praktische Vernunft ist sie dem Königsberger Bedingung der Möglichkeit von Ethik und Grund dafür, dem Menschen – quasi ein den Wert betreffendes Alleinstellungsmerkmal im Reich des Lebendigen – Würde zuzusprechen. Die praktische Vernunft darf man sich als eine transempirische Entität, als eine Art Seeleninstanz denken. Aus ihr heraus vermag sich der Mensch spontan und selbstursächlich, d.h. mit unverursachter Ursächlichkeit und dabei einer Art Kausalität aus Freiheit folgend, zum vernunftgemäßen Handeln bestimmen. So hoch denken die Empiristen nicht von der Vernunft. Sie weisen ihr eine instrumentale Funktion zu und stellen sie in den Dienst der menschlichen Lust-Unlust-Motivationen. *Nature has placed mankind under the governance of two sovereign masters, pain and pleasure* – so die programmatisch formulierte erste Zeile aus Benthams Werk *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation* von 1789. Schmerz und Lust also sind die wahren Herren des Menschen und nicht die Vernunft. Diesen Herren zollt Bentham auch mit seinem ethischen Denken Tribut. Er gilt als Begründer des Utilitarismus – einer konsequentialistischen Ethik, die die moralische Rechtfertigung einer Handlung zu leisten versucht, indem sie deren Folgen und den Nutzen dieser Folgen (Utilitätsprinzip) bedenkt. Und der Nutzen bestimmt sich nach dem *Ausmaß des von einer Handlung bewirkten Glücks, Wohlbefindens oder der Befriedigung von Wünschen (Präferenzen)*. Träger des Nutzens ist im Utilitarismus dabei immer das Individuum. „Gesamtnutzen“ oder „Gemein-



wikimedia commons

wohl“ werden als Summe aufgefasst, mit dem individuellen Nutzen jedes Einzelnen als Summanden.²⁶ Bentham selbst hat die einprägsamste Formulieren des daraus sich ergebenden Prinzips zur moralischen Beurteilung einer Handlung abgegeben. In der Vorrede zu seiner 1776 veröffentlichten Schrift *A fragment on government* heißt es: *It is the greatest happiness of the greatest number that is the measure of right and wrong.*²⁷

Weil der Utilitarismus den Menschen seiner Empfindungs- und Leidensfähigkeit wegen zum Anlass ethischer Reflexion nimmt, darf er leidensfähige Tiere konsequenterweise aus dem moralischen Universum nicht ausschließen. Auch sie bewerten ihren Zustand, auch sie haben deshalb eine Art von Interesse an ihrem Wohlergehen und auch ihnen ist es nicht egal, was mit ihnen geschieht. *Die Jungen werfen zum Spaß mit Steinen nach Fröschen, die Frösche sterben im Ernst.* Bentham ist diese von Erich Fried so knapp und klar in einen Zweizeiler gepackte Einsicht nicht verborgen geblieben und er ist für die Ausdehnung *des moralischen Respekts für das leiblich-emotionale Wohl aller Menschen auf die empfindungsfähige Natur eingetreten*²⁸. In einer Fußnote zu „*An Introduction*“ heißt es: *Der Tag wird kommen, an dem der Rest der tierischen Schöpfung jene Rechte erwerben wird, die ihnen niemals hätten vorenthalten werden können außer durch die Hand der Tyrannei. Die Franzosen haben bereits entdeckt, dass die Schwärze der Haut kein Grund ist, einen Menschen auf Gedeih und Verderb den Launen eines Peinigers zu überlassen. Eines Tages wird die Erkenntnis kommen, dass die Zahl der Beine, die Behaartheit der Haut oder das Ende es os sacrum ebenso unzureichende Gründe sind, ein empfindungsfähiges Wesen dem gleichen Schicksal zu überlassen. Was aber soll die unüberwindliche Grenze ausmachen? Ist es das Vermögen der Vernunft oder vielleicht das Vermögen, einen Diskurs zu führen? Aber ein ausgewachsenes Pferd ist ein unvergleichlich vernünftigeres und mitteilbares Tier als ein Kind von einem Tag, einer Woche oder selbst von einem Monat. Aber nehmen wir an, es wäre anders, was würde das ausmachen? Die Frage ist nicht: Können sie denken? noch: Können sie sprechen? sondern: Können sie leiden?*²⁹

²⁶ Dieter Birnbacher, Utilitarismus / Ethischer Egoismus. In: Handbuch Ethik, Hrsg. von M. Düwell et al., Stuttgart, Weimar 2002, S. 96

²⁷ Jeremy Bentham, *A Comment on the Commentaries and A Fragment on government*. In: *The collected works of Jeremy Bentham*, Hrsg. von J.H.Burns und H.L.A. Hart, London, 1977, S. 393

²⁸ Angelika Krebs, Naturethik im Überblick. In: Dies. (Hrsg.), *Naturethik*, Frankfurt a. M., 1997, S. 347

²⁹ Zitiert nach: Peter Singer, *Alle Tiere sind gleich*. In: A. Krebs (Hrsg.), *Naturethik*, Frankfurt a. M., 1997, S. 20



Johannes Paul II. auf dem Petersplatz 1987

wikimedia commons

Anglika Krebs nennt das pathozentrische Argument ein anthropozentrisches Ausdehnungsargument, weil es einen ethischen, näher hin einen utilitaristischen Ansatz, der für den zwischenmenschlichen Bereich konzeptioniert wurde, auf einen Teilbereich der nicht-menschlichen Natur ausdehnt. Es finden sich auch Naturethiker, die für eine Ausdehnung des freiheitlich kantischen Ansatzes appellieren (teleologisches Argument). Die Begründung läuft entsprechend dem pathozentrischen Argument, nur das jetzt auf die Willensfreiheit und die Selbstzweckhaftigkeit und nicht auf die Leidensfähigkeit abgehoben wird. Will sich dieses Argument nicht dem Verdacht aussetzen, den freiheitlich-praktischen Zweckbegriff mit dem funktionalen Zweckbegriff zu verwechseln, dann kann es Anspruch auf Gültigkeit allenfalls für höhere Primaten haben.

Dem holistischen Argument liegt eine ganz andere, viel radikalere Denkbewegung zugrunde. Es versucht nicht zu belegen, dass altbewährte Ethikkonzepte – wenn man sie nur konsequent genug durchdenkt – auch eine Pflicht zur Rücksichtnahme auf nichtmenschliche Naturstücke um ihrer selbst willen begründen, vielmehr lehnt es ab, was den – oft unausgesprochenen – metaphysischen bzw. anthropologischen Boden abgibt, auf dem diese Konzepte aufrufen. Gemeint ist die mächtige abendländische, sowohl philosophische wie theologische Tradition des Dualismus zwischen Geist und Materie, bzw. Seele und Leib.

Mit einer *Botschaft an die Mitglieder der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften anlässlich ihrer Vollversammlung am 22. Oktober 1996* äußert sich Papst Johannes Paul II. zum Thema *Christliches Menschenbild und moderne Evolutionstheorien* und verteidigt den Dualismus nachdrücklich gegen neuere monistische Positionen, die den Geist für ein Kind der Natur halten: *Folglich sind diejenigen Evolutionstheorien nicht mit der Wahrheit über den Menschen vereinbar, die – angeleitet von der dahinter stehenden Weltanschauung – den Geist für eine Ausformung der Kräfte*

der belebten Materie oder für ein bloßes Epiphänomen dieser Materie halten. Diese Theorien sind im übrigen nicht imstande, die personale Würde des Menschen zu begründen. Wieso eigentlich nicht, muss man fragen? Zumindest dann, wenn man nicht – wie die Kirche – die Menschenwürde an die Gottesebenbildlichkeit des Menschen geknüpft sein lässt, spielt es für die Würde keine Rolle, ob der Geist, der sie begründet, vom Himmel fällt oder aus der Erde erwächst. Weiter heißt es in der Botschaft: *Mit dem Menschen befinden wir uns also vor einer Differenzierung ontologischer Art, vor einem ontologischen Sprung, könnte man sagen. ... einer ontologischen Diskontinuität...*³⁰

Genau dagegen verwahren sich die Vertreter des holistischen Argumentes. Sie sehen die großen Probleme, in die der Dualismus das Denken führt, sie halten ihn zudem für Ausdruck menschlicher Anmaßung und glauben an ein naturgeschichtliches Werden des bewussten Geistes. Letzteres wird ihnen zur Prämisse, auf deren Grundlage ein Argument für den moralischen Status der Natur als ganzes erwächst: Der Wert des menschlichen Geistes färbt ab auf die Natur, die ihn geboren hat. *Die Möglichkeit, dass wir uns als denkende Wesen ernst nehmen, ohne zuzugestehen, dass auch die Welt ernst zu nehmen ist, bestünde nur, wenn wir Fremde in dieser Welt wären, sie nur kurz bewohnten ... Wenn wir keine Fremden sind, können wir uns nur ernst nehmen, wenn wir dem Netz, dem System, dem Ganzen, dessen Teil wir sind, mit gleichem Ernst begegnen. Dieses Ganze zu verachten, zu vergiften, durch Künstliches zu ersetzen, bedeutet, uns selbst zu zerstören, nicht nur aus den strikt praktischen Gründen, die ich schon erwähnt habe, sondern auch weil es ein Selbstwiderspruch ist. „Wenn sie die Erde verletzen, verletzen sie sich selbst.“*³¹

³⁰ Papst Johannes Paul II, Christliches Menschenbild und moderne Evolutionstheorien. Aus: www.stjosef.at/dokumente/evolutio.htm

³¹ Stephen R. L. Clark, Gaia und die Formen des Lebens. In: A. Krebs (Hrsg.), Naturethik, Frankfurt a. M., 1997, S. 158

Dirk Schindelbeck

Vom Umgang mit Kriegerdenkmälern – Anmerkungen zu ihrer Erfassung, Recherche und Deutung

Sie stehen noch immer an vielen Orten im öffentlichen Raum, werden aber meist nur wenig beachtet – Kriegerdenkmäler für die Toten des I. und II. Weltkriegs. Auch wenn sie uns unangenehm berühren, kann die Auseinandersetzung mit ihnen fruchtbar sein und zu einem Stück Friedenserziehung werden. Dazu müssen wir uns zunächst auf sie einlassen, etwas über ihre Entstehung, ihre Symbolik, ihre Wirkungsgeschichte in Erfahrung bringen. Wie gestalten sie Andenken und Tod? Welches Bild von Ehre und Heldentum, von Feind und Vaterland vermitteln sie? Was sagen sie uns heute noch? Wie nähern wir uns ihnen?

Ohne in die Details zu gehen seien im Folgenden anhand eines Beispiels Anregungen und Zugangswege aufgezeigt, wie die Beschäftigung mit einem solchem Relikt der Vergangenheit aussehen kann. Gewählt wurde dazu das Kriegerdenkmal in Waldkirch-Kollnau, das sich direkt neben der katholischen Kirche befindet. Grundsätzlich empfiehlt sich die Auseinandersetzung in drei Schritten:

- Begehung, Erfassung und Dokumentation,
- Recherche und historische Einordnung,
- Sicherung der Ergebnisse, Diskussion und Bewertung im Sinne der Friedenserziehung.

Es ist hilfreich, sich zunächst unvoreingenommen allein dem sinnlichen Eindruck eines solchen Monuments geradezu auszuliefern und erst allmählich aus seinen Gedanken und Gefühlen einen weiterführenden Fragenkatalog zu entwickeln und diesen im Laufe der Recherche einer (möglichen) Beantwortung zuzuführen. Auch empfiehlt es sich, das Denkmal nach Möglichkeit zu begehen, verschiedene Perspektiven einzunehmen sowie seine Lage und sein Umfeld mit einzubeziehen, es zu fotografieren und zu dokumentieren. Schließlich ist ein Kriegerdenkmal noch immer ein Zeichen im öffentlichen Raum. Damals wie heute appelliert es an den Betrachter, seine Botschaft zu deuten und eine bestimmte Geisteshaltung einzunehmen.

Auf den ersten Blick wirkt das Denkmal in Waldkirch-Kollnau in seiner Massivität und seinem heldischen Gestus für unser Empfinden nur befremdend. Was darge-



Dirk Schindelbeck

Das Kriegerdenkmal in Waldkirch-Kollnau von Josef Schroeder-Schoenenberg

stellt wird, ist unstrittig. In einem u-förmigen, offen ausgeführten Mauerkarree halten sechs lebensgroße Soldaten mit Stahlhelm und Gewehr Totenwache um einen siebten Kameraden. Dieser liegt aufgebahrt in der Mitte, trägt aber wie sie noch seine Uniform, seinen Helm und sein Gewehr im Arm. Die Soldaten stehen jeweils mit dem Rücken zur Wand und sind dem Toten zugekehrt, mit ernstem Gesichtsausdruck, aber leerem Blick: sie haben keine Pupillen. Alle sind gleich bewaffnet und mit vollen Patronentaschen dargestellt. Eine Rangordnung unter ihnen, etwa durch Schulterstücke oder Kragenspiegel, ist nicht erkennbar. Soll damit angedeutet werden, dass vor dem Tod alle gleich sind? Das scheint sogar für die Gesichter zu gelten, die auf den ersten Blick eins wie das andere sind. Geht man näher heran, zeigt sich, dass sie doch leicht individualisiert ausgeführt wurden und Altersunterschiede erkennen lassen. Im Gegensatz dazu sind ihre Körper von exakt gleicher Größe, als wenn sie von einer Maschine, die Normteile stanzt, ausgeworfen wurden.¹ Soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass sozusagen „der Volkskörper“ trauert?

Über den Totentafeln, die zwischen und über den Soldaten an der Rückwand angebracht sind, heißt es, das Denkmal sei „Unseren Helden 1914 – 1918“ gewidmet.

¹ Die Deutsche Industrienorm DIN wurde 1917 eingeführt, um die Kompatibilität industrieller Metallzeugnisse wie Schrauben, Gewinden usw. sicherzustellen, was für die Waffenproduktion unverzichtbar war!



Dirk Schindelbeck

Nach Industrienorm gestaltete Soldatenkörper fordern genormte Trauer ein

Schon damit wird vorausgesetzt, dass alle Betrachter auch späterer Zeiten diese Gefallenen ebenfalls als „ihre Helden“ ansehen und annehmen sollen. Zwischen den wachenden Soldaten hängen weitere Totenlisten, über denen die Jahreszahlen 1939-1945 stehen. Auch für die Gefallenen des II. Weltkriegs soll gelten, dass sie als „Helden“ anzusehen sind. Um all diese Details wahrnehmen und die einzelnen Namen lesen zu können, muss man das Denkmal durch drei Stufen erstiegen und schon auf diese Weise den Toten seine Ehre erwiesen haben.

Es sind also gleich zwei Weltkriege, an die dieses eine Denkmal erinnern will. Es scheint somit erst nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet worden zu sein, was angesichts seines martialischen Stils umso befremdlicher ist. Schaut man sich die alphabetisch angeordneten Listen der Gefallenen genauer an, stellt man fest, dass es zwei Besonderheiten gibt. Zwischen den Soldaten auf der rechten Seite heißt es: „Kameraden, wir warten auf euch“, womit ausgedrückt sein soll, dass die hier Genannten offenbar noch nicht für endgültig tot erklärt wurden, sondern – vorläufig – nur als vermisst galten. Eine weitere Besonderheit findet sich auf der linken Seite, wo zwei weitere Rubriken von anderen Toten berichten: „Bei Fliegerangriffen gefallen“ und „Durch Sprengkörper tödlich verunglückt“. Unter den Opfern der Fliegerangriffe werden auch drei Frauen aufgeführt.

Allein die Inspektion des Monuments hat also schon zu einer Reihe von Fragen geführt, die hier nur angerissen, aber nicht beantwortet werden können. Sie mögen lediglich den weiteren Weg der Recherche markieren und aufzeigen. Was waren das für Frauen, die bei den Fliegerangriffen umkamen? Waren es Luftwaffenhelferinnen? Oder haben Sie in einem Rüstungsbetrieb gearbeitet? Gab es hier einen? Oder waren es zivile Opfer? Wer oder was könnte darüber Auskunft geben?

Wendet man sich um und schaut sich die Gesamtsituation an, so tauchen weitere Fragen auf. Warum wurde ausgerechnet dieser Platz gegenüber der Kirche dafür



Dirk Schindelbeck

Gegengewicht zum martialischen Auftritt: Plastik mit Korintherbrief auf dem Kirchplatz

gewählt? Ebenso interessant ist die Plastik, die offenbar erst vor wenigen Jahren unmittelbar gegenüber dem Kriegerdenkmal aufgestellt wurde und einen Vers aus dem Korintherbrief künstlerisch umsetzt. Dadurch haben sich die Gewichte deutlich verschoben. Gab es zuvor nur den „Dialog“ zwischen Kirche und Kriegerdenkmal, so ist nun ein Trialog daraus geworden, der den martialischen Auftritt des Denkmals offenbar brechen soll indem er bekundet, dass wir heute nicht mehr so empfinden wie es das Denkmal von uns fordert.

Wie konnte es eigentlich dazu kommen, dass in einem so kleinen Ort wie Kollnau ein derart pompöses Monument errichtet werden konnte? Hatte man hier besonders viele Gefallene auf den Schlachtfeldern zu beklagen? Gab es andere Gründe, eventuell sogar eine Art „Wettrennen“ um das imposanteste Denkmal mit Nachbargemeinden? Wie lief der politische Entscheidungsprozess seinerzeit ab? Warum hat man sich für diesen Entwurf entschieden? Wer war der Künstler, der damit beauftragt wurde? Gab es zuvor einen Wettbewerb? Was hat das Denkmal gekostet, wie wurde es bezahlt? All das sind Fragen, die womöglich nicht mehr zu beantworten sind, gleichwohl aber ihren berechtigten Platz und Rang im Rahmen der Recherche haben.



Postkarte aus den 30er Jahren

Internet

Unversehens ist aus der Begehung des Denkmals das Bedürfnis erwachsen, mehr über die Hintergründe zu erfahren. Welche Hilfsmittel der Recherche stehen uns zur Verfügung? Natürlich bietet sich zunächst das Internet an. Vor einer schnellfertigen Eingabe von Begriffen wie „Heldentod“ oder „Kriegerdenkmal“ sei eine Anmerkung gemacht. Sie betrifft grundsätzlich alle Recherchen zu NS-Themen. Wer z.B. „Adolf Hitler“ eingibt, wird nur gefilterte Ergebnisse erhalten. Suchmaschinenbetreiber wie Google betätigen sich als Internetpolizei und versuchen die Ausbreitung diskriminierenden und rassistischen Gedankenguts mit ihren Mitteln zu blockieren, indem sie „aus rechtlichen Gründen“ bestimmte Suchergebnisse von ihrer Seite entfernen. Das entbindet uns nicht von der Vorsicht, wenn wir Seiten, die sich mit Themen zwischen 1933 und 1945 befassen, aufrufen. Da gibt es etliche, die sich z.B. der „Traditionspflege“ widmen oder mit Waffensystemen beschäftigen. Hier kann die Gefahr bestehen, dass sie von rechtsradikaler Seite unterwandert sind oder als scheinbar unverfängliche Seiten ins Netz gestellt worden sind, um das Filtersystem der Suchmaschinen zu unterlaufen.

Gibt man nun „Kriegerdenkmal“ und „Kollnau“ ein, wird Überraschendes zutage gefördert. Da bietet ein Postkartenhändler eine alte Ansichtskarte an, auf welcher das Denkmal abgebildet ist. Interessanterweise fehlen hier aber die Gedenktafeln für die Toten des Zweiten Weltkriegs. Dass es diese Postkarte gibt, beweist zweierlei:

- Das Denkmal wurde definitiv vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs errichtet.
- Man hat das bereits vorhandene Denkmal genutzt und die Namen der im Zweiten Weltkrieg Gefallenen und Vermissten später hinzugefügt.

So etwas kann seinerzeit nicht ohne Diskussion und Gemeinderatsbeschluss erfolgt sein. An dieser Stelle ist man nun, um mehr Licht in diese Vorgänge zu bringen, endgültig an schriftliche Quellen verwiesen, an das Orts- oder Gemeindearchiv, an zeitgenössische Presseberichte, an die historische Fachliteratur² und an eventuell

² Grundlegend Ute Scherb: „Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen“: Freiburger Monumente im 19. und 20. Jahrhundert, Freiburg 2005



*Unmittelbar gegenüber:
Die katholische Kirche in Kollnau*

Dirk Schindelbeck

noch lebende Zeitzeugen. Vielleicht lassen sich durch einen Abgleich der Namen auf den Tafeln mit dem aktuellen Telefon- oder Einwohnermeldebuch noch Gesprächspartner finden, die Aussagen dazu machen können. Natürlich ist es wichtig, bei Zeitzeugen-Interviews, wo immer möglich, Gegenüberlieferungen zu suchen. Die Erinnerung ist noch nie eine zuverlässige Quelle gewesen.

Hat man nun alle Möglichkeiten der Erkenntnisgewinnung ausgereizt, wozu beispielsweise auch ein Vergleich mit anderen Kriegerdenkmälern in der Umgebung oder sogar in anderen Ländern wie etwa Frankreich zählen könnte, so werden vermutlich noch immer viele Fragen offen bleiben. Vielleicht ist man dafür im Sinne der Friedenserziehung ein gutes Stück auf dem Wege vorankommen, wenigstens den Heldenbegriff, den dieses Denkmal – und mit ihm die meisten anderen aus den dreißiger Jahren – ausschließlich für den Typ des Kriegers reklamieren will, in Frage zu stellen. Er kann nicht mehr der unsere sein. Es ist nicht die Waffe in der Hand und – damit verbunden – die Aggressivität, die den Helden macht, sondern die Konsequenz einer aus Überzeugung entsprungenen Haltung: Davon haben uns Sophie Scholl, Janusz Korczak oder Dietrich Bonhoeffer eindrucksvolle Beispiele gegeben. Obwohl auch deren Schicksale nach dem Zweiten Weltkrieg allgemein bekannt geworden waren, hat man sich hier in Kollnau dazu entschlossen, das vorhandene,

vom revanchistischen NS-Geist nur so strotzende Denkmal auch für das Andenken an die Toten des II. Weltkriegs zu nutzen. Damit sind wir in der Gegenwart angelangt, die sich immer der Frage stellen muss, wie sie mit dem Erbe umgeht und welche Lehren sie daraus für jetzt und für die Zukunft zieht.

Der folgende Text ist ein ausgearbeitetes Beispiel dafür, wie eine Auseinandersetzung mit einem Kriegerdenkmal aussehen kann. Er wurde von einem älteren Ehepaar – beide inzwischen über achtzig Jahre alt! – verfasst. Helga und Hans Kaiser sind keine Profi-Historiker. Gleichwohl haben sie akribisch und über Jahrzehnte hinweg die Geschichte des Kriegerdenkmals im Stadtpark von Furtwangen aufgearbeitet. Sie werteten Archivalien im dortigen Stadtarchiv aus, befragten Zeitzeugen, studierten Presseberichte und Protokolle von Stadtratssitzungen und vieles mehr. Auch wenn Furtwangen nicht im Bereich der Schulstiftung liegt, kann das dortige Kriegerdenkmal auch für uns von Interesse sein, allein schon deshalb weil es – wie so viele andere im gesamten badischen Raum – vom Freiburger Bildhauer Hugo Knittel (1888 – 1958) geschaffen wurde.

Helga und Hans Kaiser

Die lange Geschichte eines Hildengedankens – das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten für Gefallene und Vermisste des I. Weltkriegs 1914-1918



Ende der zwanziger Jahre, noch zu Zeiten der Weimarer Republik, war man in vielen Städten und Gemeinden bemüht, der Gefallenen und Vermissten des Ersten Weltkriegs zu gedenken und Ehrenmale zu errichten. Die Mitglieder des Kriegervereins Furtwangen, alles ehemalige Kriegsteilnehmer, wollten durch Geldsammlungen innerhalb des Vereins und in der Öffentlichkeit der Stadt helfen, auch ihren gefallenen Kameraden ein Denkmal zu widmen. Die finanzielle Lage der Stadt erlaubte es damals aber nicht, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland ging eine radikale Veränderung der politischen Strukturen einher, auch in Furtwangen. Mit der Amtsenthebung der SPD- und KPD-Gemeinderäte am 8. August 1933 endete praktisch die Existenz des vom Volk gewählten Gemeinderates. Im Rathaus regierten jetzt sogenannte „Ratsherren“, eingesetzt von der NSDAP. Zwar spülte die neue Verwaltung auch kein Geld in die Stadtkasse, aber der Haushaltsplan bekam andere Schwerpunkte. Am 21. März 1934 notierte der Ratschreiber, dass „zur Prüfung der Frage zur Erstellung eines Kriegerdenkmals in Furtwangen“ ein Ausschuss gebildet werde. Neben dem Bürgermeister Dr. Miltner waren alle in ihn berufenen Gemeinderäte NSDAP-Mitglieder.¹

Helga und Hans Kaiser



Das Denkmal mit kenntlich gemachtem Sinnspruch

¹ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1621

Überlegungen zu Finanzierung und Aufstellungsort

Bereits am 5. April 1934 wurden mehrere Beschlüsse gefasst, den Ort betreffend, wo das Kriegerdenkmal errichtet werden sollte, sowie dessen Finanzierung: „Der Kriegerverein besitzt aus Sammlungen rund 2500 RM, die Stadtgemeinde Furtwangen ebenfalls 2500 RM. Eine weitere Summe soll aufgebracht werden durch Zeichnung von Anteilscheinen bzw. einmalige Spenden. Man hofft hierbei ca. 5000 RM zu erhalten. Den Spendern soll eine Ehrenurkunde, die noch zu entwerfen ist, ausgehändigt werden.“ Als Text sollten die Verse von Ludwig Auerbacher dienen:

„Vergiss, mein Volk, die teuren Toten nicht:
 Sie warfen ihre Brust dem Feind entgegen,
 ein Schutzwall dem bedrohten Vaterland,
 bis heißer Tod den Weg zum Herzen fand.
 Sie fragten nicht: ‚Wer wird die Lieben stützen,
 wenn des Beraters Aug‘ im Tode bricht?‘
 Sie riefen: ‚Vorwärts, Deutschland wird sie schützen!‘
 Vergiss mein Volk die teuren Toten nicht!“

Für die zuwendenden Förderer wurde ein ausführlicher Danktext entworfen: „Der Inhaber dieser Urkunde, Herr ... leistete im Gedenken an die gefallenen Brüder zur Erstellung eines Ehrenmals für die, im Weltkrieg auf den Schlachtfeldern gebliebenen Heldensöhne der Stadt Furtwangen ein Opferbeitrag in Höhe von ... Die Stadt Furtwangen verleiht hiermit dem Spender diese Urkunde...“² Sogar die „Pimpfe“ der Hitlerjugend sollten ihren Beitrag leisten dürfen. Geplant war, im Flur des Rathauses ein HJ-Abzeichen, einen riesigen Rhombus aus Holz, aufzustellen. In vorgebohrte Löcher sollten Nägel eingeschlagen werden, die man für 50 Reichspfennige erstehen konnte.³

Der Ausschuss nahm nun Verbindung auf mit den Regierungsbaumeistern und Architekten Brunisch & Heidt in Karlsruhe, um sich in der Platzfrage beraten zu lassen, weil für den Standort des Denkmals anfangs mehrere Optionen bestanden, z.B. der Stadtgarten oder der Rössleplatz. Das Exposé der Architekten⁴ lief auf eine Bevorzugung des Rössleplatzes hinaus. Nachteilig beim Stadtgarten sei, dass das

² Ebda.

³ Zeitzeuge Hans Kaiser, Furtwangen

⁴ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1621



Heldengedenktag

Helga und Hans Kaiser

Martialisches Spektakel: Heldengedenktag zur NS-Zeit

Mal, um die angezielte Monumentalwirkung zu erreichen, viel wuchtiger (und damit teurer) werden müsse. Zudem würde der Stadtgarten in drei Teile zerschnitten, der geplante Musikpavillon und ein geplanter Kinderspielplatz wären ebenfalls nicht zu verwirklichen. Eine andere Variante bestand darin, das Denkmal jenseits der Breg unmittelbar an den Hang zu platzieren. Hierfür wäre aber eine breite Brücke Voraussetzung gewesen, was die Anlage sehr verteuert hätte. Für den Rössleplatz spreche, dass eine kleinere Ausführung möglich wäre, eventuell auch in Verbindung mit einem Wasserbecken. Dazu sei allerdings die Zustimmung des Wasserwirtschaftsamts in Donaueschingen einzuholen.

Die Planungen nehmen konkrete Formen an

Am 4. Oktober 1934 nahm Bürgermeister Dr. Miltner mit dem Vorsitzenden des Kriegervereins, dem Regierungsbaumeister Heidt und einem Bildhauer Dietrich Verbindung auf. Es wurde festgestellt, dass die im Modell bereits vorhandenen Entwürfe „sehr gut gelungen sind und dass lediglich wegen der Figur, die auf dem Denkmal angebracht werden soll, sich gewisse Meinungsverschiedenheiten ergeben. (...) Jedenfalls soll die Figur sehr realistisch und keineswegs phantasievoll gestaltet sein.“ Festzuhalten ist: Es war die Rede von einer realistischen Figur!

Am 26. Mai 1936 bot der Freiburger Bildhauer, Parteigenosse Hugo Knittel – er unterzeichnete immer mit diesem Bekenntnis – dem Bürgermeister der Stadt Furtwangen „seine ergebensten Dienste“ an. Knittel warb für sich als Mitglied der

Reichskammer der bildenden Künste. Tatsächlich konnte er eine ganze Reihe namhafter Städte und Gemeinden als Referenzen anführen, wo er Ehrenmale „gefertigt“ hatte. Unter anderen schuf er das am Fuße des Feldbergs gelegene, 20 Meter hohe Schwertdenkmal in Todtnau, Ehrenmale in Buchholz, Glottertal, Weißweil, Jechtingen, Köndringen, Oberrottweil, Todtnauberg, Schlatt, Lenzkirch, Kirchhofen, Kirchzarten, Eichstetten, Hochdorf, Malterdingen und Oppenau.

Dass Knittel für sich selbst zu werben verstand, dokumentiert eine weitere Stelle in seinem Brief an die Stadtverwaltung: „Der bekannte Gelehrte, Kunsthistoriker u. Denkmalspfleger Badens, Prof. Dr. Jos. Aug. Behringer, welcher Ihnen als Kurgast sicherlich bekannt ist, schreibt wie folgt über meine Arbeiten: ‚Knittel hat in Form und Gestalt immer aus tiefster Empfindung und inniger Volksverbundenheit in volksverständlicher und natürlicher Gestaltung den Dank der Heimat an die Opfer des Weltkriegs ausgesprochen und dem Tod auf dem Felde der Ehre seine Schrecken und sein Peinigendes genommen, den Mitlebenden zum Danke, den Nachlebenden zum Beispiel und zur Nacheiferung.‘“⁵

Nachdem sich Mitglieder der Stadtverwaltung einige Knittel-Arbeiten vor Ort angesehen hatten, notierte der Furtwanger Bürgermeister Ende Oktober 1936: „Die Besichtigung des Kriegerdenkmals in Oppenau fand unter Beteiligung der vorgenannten Herren statt. Die Lösung hat allgemein sehr befriedigt.“⁶, sodass der Entschluss, „sich mit diesem Bildhauer ins Benehmen zu setzen“⁷, leicht fiel. Eine Einladung zu einer Vorbesprechung erging postwendend.

Bildhauer Hugo Knittel aus Freiburg erhält den Auftrag

Nun ging alles sehr schnell. Nachdem Knittel bereits am 9. November 1936 der Stadt seinen Kostenvoranschlag unterbreitet hatte und die Planunterlagen am 22. November folgten, beauftragte ihn der Bürgermeister schon am 24. November mit der Ausführung des Projekts „Ehrenmal im Stadtgarten“ zum Gesamtpreis von RM 12.000, ohne jede Nachforderung. Letztlich kamen dann doch mit Freitreppe, Pylonen und Gestaltung der Anlage etwa 20.000 RM zusammen. In einer Sitzung

⁵ Ebda.

⁶ Das Denkmal trägt die Inschrift: „Wenn tausend einen Mann erschlagen, das ist nicht Sieg, nicht Ruhm, noch Ehr', und heißen wird's in späteren Tagen, gesiegt hat doch das deutsche Heer“.

⁷ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1621

des Verwaltungsausschusses hatten der Kriegerbund und die Denkmalskommission zuvor, „nach erfolgter Beratung“, ihr Plazet gegeben. Eine förmliche Ausschreibung des Auftrags fand offensichtlich nicht statt.

Der Entwurf Knittels sah eine Figurengruppe von drei Soldaten in eineinhalbfacher Lebensgröße vor, zwei Kämpfende und ein Sterbender, gefertigt aus wetterhartem, imprägnierten Vulkan-Kunstmuschelkalkstein, der Sockel aus gleichem Material, mit eingehauenen Inschriften und den Namen der Toten, der Untersockel mit Betonfundament sowie zwei seitlich angebrachten Steinkloben für die Aufhängung der Kränze und zwei Pylonen mit Bronze-Feuerschalen.

Knittel versprach unbegrenzte Garantie und beste Haltbarkeit des Materials⁸, meistermäßig und künstlerisch ausgearbeitet wie sein Schwertdenkmal in Todtnau oder sein Mal in Oppenau. Das Werk sollte innerhalb von sieben Monaten nach Auftragserteilung fertiggestellt sein.

In der Platzfrage war man, vermutlich auch durch ihn, inzwischen anderen Sinnes geworden. Entgegen der ursprünglichen Planungen wurde nun doch der Stadtgarten favorisiert. Eine breite Freitreppe führe von der Friedrichsstraße zu einem tieferliegenden „Aufmarschplatz“, der vor dem Denkmal mit beidseitig begrünter Nische einen Hain andeute. Hugo Knittel nennt denn auch die Gesamtanlage öfters einen „Heldenhain“. In einem dreiseitigen Brief wendet er sich am 27. November an das Badische Kultusministerium in Karlsruhe und bittet um beschleunigte Genehmigung bei der Errichtung des Furtwanger Ehrenmals. Er schreibt, „dass die Platzfrage von der gesamten Einwohnerschaft als gelöst begrüßt wird“⁹. Angehört worden war diese nicht.

Gegen den Rössleplatz bringt Knittel als Argument vor, dass man „solches Gedenken unter keinen Umständen an Brennpunkten des Verkehrs aufstellen darf.“ Auch ein geeigneter Sinnspruch sei bereits gefunden: „Der Freiheitskämpfer Theodor Körner hat einen Spruch unter seinen Heldengedichten, welchen ich als den passendsten für meinen Entwurf verwendete, dieser lautet: ‚Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern/ und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht./ Das Schicksal

⁸ Trotz der „unbegrenzten“ Garantie musste das Denkmal 1943 überholt werden.

⁹ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1621

kann die Heldenbrust zerschmettern,/ Doch einen Heldenwillen beugt es nicht“.¹⁰

Um der Dringlichkeit seines Gesuchs an das Badische Kultusministerium das nötige Gewicht zu verleihen, legte Knittel auch ein Bild bei: „Von dieser in heroischer Darstellung gehaltener Gruppe überreiche ich Ihnen anbei eine fotografische Vergrößerung.“ Schließlich hob er noch auf die volkswirtschaftliche Bedeutung des Projekts ab, da „durch die Inangriffnahme der Arbeiten zahlreiche Volksgenossen Arbeit erhalten“.¹¹



Einweihung am 1. August 1937

Helga und Hans Kaiser

Fertigstellung und Nachforderungen Knittels

Bald lag auch schon die Genehmigung des Kultusministers vor; die Arbeiten gingen zügig voran. Den Akten ist zu entnehmen, dass das „Grabmalgeschäft Franki“ zu einem Stundenlohn von 1,80 RM einen Teil der Schriften „eingeschlagen“ hatte. Unstimmigkeiten über die Abrechnung gab es dann doch. Knittel stellte Nachforderungen und argumentierte, in Freiburg verlangten Steinbildhauer, auch für auswärtige Aufträge, 0,95 RM Stundenlohn und 0,05 RM Geschirrabnutzung. Schließlich einigte man sich auf eine Gesamtzahlung von 15.000 RM anstatt der zunächst vereinbarten 12.000 RM. Die Stadtverwaltung weigerte allerdings, die Kosten von RM 785,05 für die Löhne der beschäftigten städtischen Arbeiter auch noch zu übernehmen.¹²

¹⁰ Lt. Wikipedia wurde der Spruch 1926 für ein Denkmal der Bad-Kösener Korpsstudenten verwendet und 1952 „getilgt“.

¹¹ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1621

¹² Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1622

Einweihung mit großem Getöse

Den Tag der Einweihung hatte man auf den 1. August 1937 gelegt, den Jahrestag des Beginns des ersten Weltkriegs im Jahr 1914. Diverse NS-Formationen waren angetreten, von der Hitlerjugend bis zu den politischen Leitern. Zu Beginn des Festakts wurde die mit weißen Tüchern bedeckte Figurengruppe unter den Klängen der Stadtkapelle enthüllt. Dann folgten die Ansprachen.

Hauptfestredner war Minister Pflaumer aus Karlsruhe, als weitere Prominenz war der Chef des Hauses Fürstenberg in seiner Eigenschaft als Standartenführer der SA anwesend. Am Schluss des Festakts rezitierte eine Jungmädelsstimme: „Blüh' Deutschland überm Grabe mein, jung, schön und stark als Heldenhain“.¹³ Am Ende der Einweihungsfeier folgte das obligatorische dreifache „Sieg Heil!“ auf den Führer, dann „Deutschland über alles“ und die neue Staatshymne Nr. 2 „Die Fahne hoch.“

Beim anschließenden Vorbeimarsch der Formationen fielen vier SS-Leute besonders auf. Einer schritt dem Zug voran und drei „marschierten in den Reihen mit“. Es war eine Abordnung der Leibstandarte Adolf Hitler, die an der Feier teilnahm. Beim nachfolgenden Volksfest auf dem „Plätzle“ hinterm Rathaus taten sie fröhlich mit und waren Hahn im Korb bei den BDM-Mädchen!

Uneinigkeit über die künstlerische Qualität der Knittel-Denkmäler

Am 18. September 1937 stellte der Furtwanger Bürgermeister dem Bildhauer Hugo Knittel in Freiburg ein Zeugnis aus, das man nur als glänzend bezeichnen kann. Darin heißt es: „So ist das Denkmal zu einer der größten Sehenswürdigkeiten der Stadt geworden, und ein ewiges Beispiel für die deutsche Jugend.“ Und rühmt die hohe künstlerische Qualität der Darstellung, „die in besonderem Grade heldischen, kulturellen und erzieherischen Wert“ habe. Das Denkmal habe bei der gesamten Einwohnerschaft vollste Zufriedenheit ausgelöst.

Doch dann kam der einstige Festredner, Minister Pflaumer, im Nachhinein zu einer anderen Auffassung. Am 8. Januar 1938 schrieb Knittel in offensichtlich höchster Erregung an den Furtwanger Bürgermeister. Ihm sei in Murg die Ausführung eines

¹³ Ebda.

weiteren Ehrenmals versagt worden. Der Minister hätte für eine erbetene Stellungnahme einen Sachverständigen hinzugezogen – und dieser seine Arbeiten als schwere Schädigung der Kunst des Dritten Reiches abqualifiziert, worauf er sich wiederum an den Reichsminister Goebbels persönlich gewandt habe. Die Furtwanger Öffentlichkeit erfuhr von diesen Querelen freilich nichts. Worin „die Schädigung der Kunst“ bestanden haben soll, geht aus den Akten nicht hervor. Mit dem Schlusssatz: „Der Kampf geht weiter! Mit freundlichem Gruss und ‚Heil Hitler‘, Ihr ergebener Knittel“¹⁴, endet der Schriftverkehr zwischen dem Bildhauer und der Stadt Furtwangen.¹⁵

Impressionen von Heldengedenktagen zwischen 1938 und 1945

Der Heldengedenktag wurde im III. Reich immer im März gefeiert. Die Feiern 1938 und 1939 fanden jeweils nach demselben Ritual statt. Vor dem Kriegerdenkmal nahmen die „Formationen“ Aufstellung, die Stadtkapelle spielte, dann kam die Ansprache des Ortgruppenleiters Nopper, in deren Verlauf das Vermächtnis der toten Soldaten dem Zeitgeist entsprechend interpretiert wurde. Vermutlich ab 1940 fanden die Totenfeiern dann, aus welchem Grund auch immer, in der Festhalle statt, vielleicht auch witterungsbedingt.

Noch im März 1943, nach dem Winter von Stalingrad, sangen die alten Herren des Gesangsvereins Arion mit Inbrunst: „Sie haben ihn begraben/ meinen blonden Knaben,/ mit schmerzlichem Erblässen/ würd' wieder ich ihn lassen/ fürs teure Vaterland.“¹⁶

Das Kriegerdenkmal in der Nachkriegszeit

9. Mai 1945, der Krieg war zu Ende. Äußerlich war Furtwangen unbeschadet davon gekommen. Die Franzosen waren Ende April kampflos eingerückt. Das Denkmal ließen sie stehen, aus welchen Gründen ist nicht überliefert. Auf Anraten des katholischen Stadtpfarrers wurde Ludwig Zier als „Maire“ eingesetzt. Ihm standen einige

¹⁴ Stadtarchiv Furtwangen, Furtwangen IB 1622

¹⁵ Es gibt in Furtwangen erstzunehmende Äußerungen eines Zeitzeugen, wonach bei Herannahen der Franzosen 1945 die Chronik der SA und vermutlich auch weitere Schriftstücke im Heizungskeller der Friedrichschule in Rauch aufgingen.

¹⁶ Zeitzeuge Hans Kaiser, Furtwangen

Mitglieder von vor 1933 existierender, politischer Parteien in kommissarischer Funktion zur Seite. Die hatten zunächst Wichtigeres zu tun, als sich um das Kriegerdenkmal zu kümmern. Irgendwann müssen später dann Freitreppe und Pylonen entfernt worden sein, worüber es keine Belege gibt.

In den kommenden Jahren fanden dann am Volkstrauertag die Totenehrungen bei den Soldatengräbern auf dem Friedhof statt. Die Ansprache hielten jeweils die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen, später auch die Vorsitzenden des Heimkehrerverbandes oder die Schulleiter der örtlichen Schulen. Jedenfalls ging man auf Distanz zum Kriegerdenkmal. Es war still geworden um die „Handgranatenwerfer“.

Das Kriegerdenkmal rückt wieder in die öffentliche Wahrnehmung

Erst im Jahre 1960 gingen die Vertreter der drei großen Konfessionen, Pfarrer Blattmann, der spätere Ehrenbürger unserer Stadt, sowie die Pfarrer Thoma und Eggert mit einer Aufsehen erregenden Denkschrift an die Öffentlichkeit. Im Wortlaut:

„Denkschrift Kriegerdenkmal Furtwangen.“

In Furtwangen, in den Parkanlagen, steht ein Denkmal, das zu Ehren der im 1. Weltkrieg Gefallenen Furtwanger Bürger errichtet wurde. Auf den Schmalseiten des Sockels sind die Namen eingemeißelt, die freilich kaum mehr sichtbar sind, da dieser Stein der rauhen Witterung nicht standhält. Auf der vorderen Breitseite steht, ebenfalls ganz verwittert, folgender Vers: ‚Sie hielten aus...‘ (bereits oben im Abschnitt „Bildhauer Knittel erhält den Auftrag“ zitiert)

Auf diesem Sockel ist eine Figurengruppe errichtet: drei Soldaten in voller Kampfausrüstung: Stahlhelm, Gewehr, Patronentasche, Handgranate; die mittlere Figur aufrecht, in weitausholender Gebärde die Waffe schwingend; die rechte Figur geduckt, aber ebenfalls bereit, anzugreifen, die Haltung des dritten Soldaten schließlich ist nicht ganz eindeutig – er scheint getroffen, der Kopf scheint auf die Brust zu sinken – doch immerhin: auch noch im Tod hält er die Waffe fest.

Die Absicht, die dem Ganzen zugrunde liegt, und wozu der Spruch auf dem Sockel beredtes Zeugnis gibt, ist unverkennbar die Darstellung eines soldatischen Heldentums. Es soll hier nicht geprüft werden, ob die Darstellung dem Geist der heutigen

Zeit entspricht, auch nicht, ob sie von irgendeinem künstlerischen Wert ist – beides musste nach einiger Überlegung verneint werden. Die Frage soll vielmehr sein, ob sie auch nur ein geringes an Wahrhaftigkeit besitzt, was allein den Fortbestand dieses Denkmals rechtfertigen könnte.

Innerhalb von nur drei Jahrzehnten sind zwei große Kriege über die Menschheit hereingebrochen, in denen Millionen Menschen ihr Leben verloren – fast zehn Millionen im ersten Weltkrieg und 55 Millionen im zweiten Weltkrieg. Der Schmerz über die Toten hat Freund und Feind gleichermaßen getroffen – und vereint unter dem Zeichen des Kreuzes ruhen, die sich im Leben feindlich gegenüberstanden; denn über den Gräbern der Schlachtfelder ist der Kampf unwiederbringlich zu Ende. Kein Zeichen ruft zur Vergeltung auf, wo der Tod die Ernte hielt. Nur die Überlebenden haben es gewagt, vermessen, uneingedenk seiner Mahnung, ihn von neuem, zu neuem Krieg und neuem Morden herauszufordern, mit hohlem Glanz sein grausiges Wüten zu bemänteln. Wer jemals sich dem Tod Aug' in Auge gegenüber sah, der weiß wohl, dass dann alles andere hinfällig wird, dass dann Worte wie „aushalten im Sturmeswettern“, „vom Schicksal zerschmetterte Heldenbrust“, „Helden-willen“ ‚ihr wahres Wesen‘ enthüllen: dass sie leere Worte, Demagogie, Trug sind. Wie kann es denn Tugend sein, Recht sein, Pflicht sein, Kriege zu führen? Höchstens doch nur hassenswerte Notwendigkeit, um nicht zugrunde gehen zu müssen.

Die Unterzeichneten glauben, mit dieser kurzen Skizze, der noch viele Argumente beigefügt werden könnten, klargestellt zu haben, dass das hiesige Kriegerdenkmal das Bild eines Krieges, das doch von Not und Leid geprägt ist, verfälscht, und aus diesem Grunde verwerflich ist.¹⁷ Sie schlagen daher vor, Figurengruppe und Sockel durch ein würdigeres Denkmal besser: Mahnmal, zu ersetzen. Dabei könnte der Gedanke erwogen werden, auch die Gefallenen des letzten Krieges mit einzubeziehen.' gez. Blattmann, Thoma, Eggert (kath. Stadtpfarrer, evang. Stadtpfarrer, altkath. Stadtpfarrer).“

Abreißen oder als Zeitdokument stehen lassen?

Auch die Furtwanger SPD meldete sich nun zu Wort und stellte sich hinter die Denkschrift der Geistlichen. Der Kulturausschuss des Gemeinderats befasste sich im Sommer 1961 mit ihr. Studienrat Gysier, Kunsterzieher am Furtwanger Progymnasium,

¹⁷ Archiv Hans Kaiser

hatte einen Entwurf für ein Mahnmal unterbreitet, der leider nicht mehr aktenkundig ist. Mit einer Ausnahme entzog sich das Gremium der „geistlichen“ Argumentation nicht. Allerdings wurde von mindestens zwei Sprechern zum Ausdruck gebracht, dass die Sache reiflicher Überlegung bedürfe und im übrigen nicht dringlich sei. So kam denn lediglich eine mehr als unverbindlich gehaltene Empfehlung an den Gemeinderat zustande. Die Tendenz des „Hinhaltens“ und „Auf-die-lange-Bank-Schiebens“ begann.

Die Angelegenheit kam jeweils bei den Vorberatungen zum Haushaltsplan wieder zur Sprache, beschäftigte die Öffentlichkeit aber eigentlich erst wieder, als der Heimkehrerverband ein gesondertes Denkmal für die Toten des II. Weltkriegs auf dem Friedhof forderte. Das Kriegerdenkmal im Stadtgarten sollte als Zeichen der damaligen Zeit stehen bleiben.

1967 zwang im Herbst der Tagesordnungspunkt „Gestaltung der Alois-Herth-Anlage“ den Gemeinderat, das heiße Eisen wieder anzufassen, weil man im Stadtgarten einen Musikpavillon erstellen wollte und damit gezwungen war, die gesamte Anlage neu zu konzipieren. Zwar schlug die Gartenbauarchitektin, Frau Baumann, kaum verhüllt die Entfernung des Denkmals vor, doch konnte sich der Gemeinderat mehrheitlich nicht dazu entschließen. Bürgermeister Frank beschwor die Räte vergeblich, das Kriegerdenkmal nicht zum Zankapfel werden zu lassen. Die Mehrheit im Gemeinderat argumentierte, das Denkmal würde einigen Leuten noch etwas bedeuten, ein Abbruch würde Unruhe in der Bevölkerung verbreiten.¹⁸

Beschluss zum Abriss des Kriegerdenkmals

In einer Sitzung des Gemeinderats am 21. November 1967 wurde dann mit neun gegen sieben Stimmen beschlossen, das Denkmal zu entfernen. Gleichzeitig wurde festgelegt, den Abbruch erst zu vollziehen, wenn auf dem Friedhof ein würdiges Mahnmal für die Opfer beider Weltkriege erstellt sei. In der Friedhofkapelle sollten Aufzeichnungen mit Namen der Toten aus beiden Weltkriegen hinterlegt werden.

Diskussionen wurden hitzig geführt; davon zeugen etliche Leserbriefe. Ein Leserbrief von CDU-Stadtrat und Rektor Alfons Diemer sei beispielhaft angeführt: „Warum für Entfernung des Kriegerdenkmals?“

¹⁸ Persönliche Erinnerungen des Stadtrats Hans Kaiser

Zur Klärung der Tatsachen und zur Abwehr versteckter Angriffe lege ich hiermit die hauptsächlichen Beweggründe dar, die mich veranlassten, in der Gemeinderatssitzung vom 21. November 1967 mit acht anderen Angehörigen des Gemeinderats für die Entfernung des Kriegerdenkmals im Stadtgarten zu stimmen:

Das Kriegerdenkmal hat nach fachmännischem Urteil keinen künstlerischen Wert und ist in seiner Darstellung, besonders des sterbenden Kriegers, unwahr. Schon seit Jahren sind Bestrebungen im Gange, für die Opfer beider Weltkriege ein würdiges Mahnmal auf dem Friedhof zu erstellen. Hierfür hat der Ortsverband des Heimkehrerverbandes schon Vorschläge vorgelegt.

Der Zeitpunkt zur Verwirklichung dieser Pläne ist jetzt gekommen, da der Stadtgarten infolge der Erstellung eines Musikpavillons umgestaltet wird.

In absehbarer Zeit sind Reparaturen an dem Kriegerdenkmal nötig, die hohe Kosten verursachen, wenn man das Denkmal stehen ließe und es nicht dem ‚Zahn der Zeit‘ zum Opfer fallen lassen will. Die rund 200 Namen auf dem Block sind jetzt schon kaum mehr lesbar.

Die Geistlichen aller drei größeren hiesigen Religionsgesellschaften, darunter Ehrenbürger Stadtpfarrer Blattmann, haben sich mit anderen Persönlichkeiten der Stadt schon vor sechs Jahren für die Entfernung dieses Denkmals ausgesprochen. Bei einer Bürgerbefragung würde sicher der größere Teil der Bevölkerung, besonders aus der Frauenwelt und der Jugend, der Beseitigung zustimmen.

Mit der Entfernung dieses Denkmals würde ein kleiner Beitrag zur Völkerversöhnung geschaffen, besonders im Hinblick auf Frankreich, wohin von verschiedenen Gemeinschaften Partnerschaften im Gange sind. (Hochfelden, La Ferté-Gaucher). Das Denkmal wurde vor dreißig Jahren von einer Minderheit, nach heftigen Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen, der Bevölkerung auf den jetzigen Platz und in der jetzigen Form aufdiktiert.

Das Denkmal erregte schon mehrfach bei offiziellen und anderen Anlässen bei deutschen und ausländischen Besuchern Anstoß.

Als Angehöriger der SA-Reserve wurde ich vom damaligen Sturmführer bei der Einweihung als Wachposten eingeteilt. Ich konnte daher aus nächster Nähe die Ansprachen, die Lieder und den Geist vernehmen, die dabei geboten wurden und

die nicht so sehr dem Andenken der Gefallenen, als der Weckung des Völkerhasses dienen. Nach dem Parteitag der NPD in Hannover habe ich erkannt, dass dieser „Geist“ noch nicht ausgestorben ist, sondern wieder aufzustehen droht.

*Stadtrat Alfons Diemer, Furtwangen*¹⁹

Das geplante Bürgerbegehren

Am 12. Dezember 1967 überraschte die Badische Zeitung mit der Überschrift: „Unterschriften für das Kriegerdenkmal. Furtwanger Bürger wollen ein Bürgerbegehren erreichen“: Mit einem von Stadtrat Helmut Nopper unterzeichneten Aufruf bitten einige Furtwanger Bürger die Bevölkerung um Unterschriften für die Aktion „Kriegerdenkmal“ mit der Begründung, „daß dieses Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs seinen Platz schon seit dreißig Jahren richtig hat und nicht abgebrochen werden soll“.²⁰ Erwähnt war in dem Aufruf nicht, dass der Abriss des Denkmals erst nach Erstellen eines neuen Mahnmals geplant war. Für ein Bürgerbegehren wären 1188 Stimmen erforderlich gewesen, 1655 kamen immerhin zusammen. Warum dann aber das Bürgerbegehren nicht eingeleitet worden ist, geht aus Akten nicht hervor. Vermutlich liefen mündliche Verhandlungen, und die Empörung verschwand sang- und klanglos.

Die 1968-er-Bewegung und das Kriegerdenkmal

Der Fokus des 1968-er-Protestes richtete sich in Furtwangen auf das Kriegerdenkmal. Von 1968 bis 1976 wurde das Kriegerdenkmal fünfmal mit Anti-Kriegs-Parolen besprüht: „Nie wieder Krieg!“ oder „Wir wollen leben, auch wenn Deutschland sterben muß“, hieß es beispielsweise. Letzteres war offenbar ein Umkehrschluss auf das im Dritten Reich übliche Motto auf Abschlusszeugnissen der höheren Schulen: „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen.“ Die Sprüher wurden nie ermittelt. Die Gemeinde ließ durch den Bauhof das Denkmal immer wieder säubern.

Der geplante Musikpavillon wurde dann trotz Denkmal gebaut, auch immer wieder besprüht und verunreinigt, Mobiliar wurde zerstört, sodass man den Pavillon wieder abriß.

In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 1977 wurde am Kriegerdenkmal der Oberkörper des Soldaten, der hochaufgerichtet eine Handgranate wirft, mit Hilfe eines Seilzugs abgetrennt. Dasselbe Schicksal war der rechten Figur zudedacht. Dem zum

¹⁹ Südkurier, Furtwanger Zeitung vom 15. Dezember 1967

²⁰ Ebda

Das seit dem 1. Mai 1977 von Unbekannten „geköpft“ Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten



Helga und Hans Kaiser

Sprung geduckten Soldat war bereits ein Seil um den Hals gelegt, als die Täter offenbar gestört wurden. Die Gesichter der Figuren waren mit weißer Farbe bemalt worden.

Mit Entrüstung registrierte die Stadtverwaltung die Tat eines offenbar organisierten „Rowdytums“; sie stellte sofort „Anzeige gegen Unbekannt“ und setzte gleichzeitig eine Belohnung von 1000 DM für sachdienliche Mitteilungen aus. Nach acht Wochen stellte die Staatsanwaltschaft Konstanz das Verfahren ein. Die Ermittlungen waren erfolglos geblieben.²¹ In einem Leserbrief erhob später Abrissgegner Jürgen Wentworth-Paul den Vorwurf, die Stadt hätte Nachforschungen halbherzig betrieben.²²

Ein Bildhauer Pfaff unterbreitete Bürgermeister Frank am 21. Juni 1977 das Angebot, die zerstörte Figur zu einem Preis zwischen 8.000 – 10.000 DM zu reparieren. Doch dazu kam es nicht.

²¹ Schreiben der Staatsanwaltschaft Konstanz vom 28. Juni 1977.

²² Südkurier im November 2006

Ein Denkmal oder Mahnmal auf dem Friedhof?

Inzwischen war Bürgermeister Herb im Amt. Rektor Klemens Laule setzte sich mit ihm in Verbindung und bat, einen Ausschuss für das auf dem Friedhof zu erstellende Mahnmal für die Opfer beider Weltkriege einzuberufen. Auf seinen Vorschlag hin sollten diesem Vertreter der Kriegsgräberfürsorge, des Heimkehrerverbandes, des Verbandes der Kriegsbeschädigten sowie der Heimatvertriebenen angehören. Der Ausschuss hielt am 13. Dezember 1978 die erste Besprechung ab; ein großer Findling mit einer Inschrift sollte auf dem Friedhof aufgestellt werden.

Mit dem einstimmig gefassten Beschluss Nr. 20 vom 6. März 1979 bezog sich der Gemeinderat auf den einstigen Beschluss vom 21. November 1967 und erteilte dem Bauhof Anweisung, zusammen mit dem Forstamt, einen großen, dem Denkmal angemessenen Granitfindling zu suchen.

In ein Goldschnittbuch, gebunden in schwarzes Leder, trug Kalligraph Konrad Hummel aus Vöhrenbach die Namen der Toten ein. Allerdings waren die Angaben der Stadt Furtwangen sehr lückenhaft und die genaue Zahl der Opfer unbekannt. Das Buch liegt in einer verschlossenen Schublade unter dem Altartisch der Friedhofkapelle.

Am Volkstrauertag 1980 wurde dann das Mahnmal „den Opfern der Kriege und Gewaltherrschaft“ beider Kriege auf dem Friedhof eingeweiht. Namentlich erwähnt sind gefallene Soldaten dort allerdings nicht. An der Feier nahm die Bevölkerung großen Anteil.

Daraufhin sollte nun das nicht mehr benötigte Kriegerdenkmal im Stadtgarten entfernt werden. 1983 beantragte die SPD-Fraktion im Gemeinderat, den vor sechzehn Jahren gefassten Beschluss in die Tat umzusetzen. Die Badische Zeitung titelte im November 1983: „Kriegerdenkmal soll bleiben, keinerlei Veränderungen geplant, lebhaft Diskussion!“

Der Stellungnahme der SPD-Fraktion „Denkmal ohnehin ein Torso, diese Art von Heldengedenken nicht mehr zeitgemäß“, setzte die CDU-Mehrheit entgegen: „Es ist ein Dokument seiner Zeit!“, andernorts würden auch keine Ehrenmale abgerissen, und der CDU-Fraktionssprecher betonte: „Der Zeitpunkt für einen Abbruch ist noch nicht da“. Für die chemische Reinigung des Denkmals allerdings wollte niemand Geld ausgeben.

Reservisten protestieren gegen den Zustand des Denkmals

1987 machte das Kriegerdenkmal wieder Schlagzeilen. Die Badische Zeitung vom 22/23. August 1987 schrieb: „Nach Protest des Reservistenverbandes: „Stadt will Denkmal reinigen“. Ein Tourist aus Hannover hatte sich beim Reservistenverband, Herrn Volle aus Freiburg, über den „unansehnlichen Zustand unseres Denkmals“ beschwert. Er intervenierte bei Landratsamt und Denkmalsschutz und meinte sogar, das Denkmal könne man nicht demontieren, letztlich würden Grabkreuze auch nicht entfernt, sondern ebenfalls restauriert.

Die Denkmalbehörde des Landkreises ließ die Gemeinde wissen, das Kriegerdenkmal würde wahrscheinlich als Kulturdenkmal eingestuft werden, und das könne man bekanntlich nicht so einfach entfernen.

Der Torso im Stadtgarten stört

Als im September 2000 die Stadträte auf Besichtigungstour durch die Stadt kamen, diskutierte man auch über die Überplanung des Stadtgartens. „Bis dies soweit sei“, so der damalige Stadtbaumeister, „bleiben die Hecken zur Straße stehen.“ Mit dem „dies“ war das Kriegerdenkmal gemeint. In der vorangegangenen Diskussion hatte Stadtrat Kühne die Räte vor übereiltem Tatendrang gewarnt. Darüber müsse man sich erst noch einmal unterhalten. „Kriegerdenkmal bleibt vorerst“, so lesen wir im Untertitel des Berichtes der Badischen Zeitung vom 15. September 2000.

Aufhorchen ließ dann die Ansprache zum Volkstrauertag 2006 von Stadtarchivar Dr. Ludger Beckmann und die nachträgliche Konkretisierung seiner Meinung.²³ Nach seiner Ansicht ist ein Denkmal, wie dasjenige im Stadtgarten, auf keinen Fall mehr zeitgemäß. Weiteres Hinhalten könne dazu führen, dass das Kriegerdenkmal zum Kulturerbe erklärt wird mit allen Folgen, die sich daraus ergäben. Dr. Beckmann schlug vor, beim Mahnmal auf dem Friedhof eine Gedenktafel mit den Namen der in beiden großen Kriegen Gefallenen anzubringen.

²³ Südkurier.de vom 5. 12. 2006 von Stefan Heimpel

Kriegerdenkmäler von Hugo Knittel in Südbaden

Glottertal



Buchholz bei Waldkirch



*Aasen bei
Bad Dürkheim*



Helga und Hans Kaiser

Weisweil bei Rust

Grissheim bei
Staufen



Malterdingen



Jechtingen am Kaiserstuhl



Schlatt bei
Bad Krozingen



Kirchhofen



*Oberrottweil
am Kaiserstuhl*

Helga und Hans Kaiser



Oppenau



*Kriegerdenkmal mit 20 m hohem
Schwert von Hugo Knittel in Todtnau*



*Kirchzarten
vor der katholischen Kirche*

Helga und Hans Kaiser

Nachbemerkungen vom August 2007

Am 1. August 2007 stand das Hugo Knittel-Kriegerdenkmal bereits 70 Jahre im Furtwanger Stadtgarten, der „Alois-Herth-Anlage“ heißt. Das Hinhalten ist inzwischen zum Dilemma geworden. Verloren haben sowohl die Befürworter des Abrisses, als auch die Befürworter des Hinhaltens. Die Einen, weil das Denkmal immer noch steht und die Anderen schwerlich behaupten können, dass mit diesem, verschämt im Halbdunkel des Stadtgarten stehenden Torso der Toten, deren Namen auf dem Sockel eingehauen sind, in Würde gedacht wird.

Hinterlassenschaften hinter dem Steinsockel lassen zudem darauf schließen, dass dieser für alles Mögliche als Sichtschutz zur Straße hin benutzt wird.

Es gibt Gemeinden, die Knittel-Denkmal inzwischen ersetzen. Eine Rundreise zu den von Knittel einst angeführten Referenzobjekten ergab zunächst, dass es überhaupt kaum noch Rathausbedienstete gibt, die sich an die Geschichte ihrer Kriegerdenkmale erinnern können. In Singen meinte ein Bediensteter, der am Rathaus Eingang in der Information offiziell Dienst tat, auf zweimaliges ungläubiges Rückfragen, in Singen gebe es nur ein 1870er Denkmal. Für die Toten von 1914/18 und 1939/45 gebe es nichts. Aufwändige Recherchen ergaben dann, dass dem nicht so ist.

In Todtnauberg wusste eine ältere Frau, dass das Denkmal abgerissen wurde, „weil es wohl nicht mehr zeitgemäß war“. In der Kirche seien für die Toten beider Kriege Namenstafeln angebracht worden. In Eichstetten, Oberrottweil und in Hochdorf sind die Knittel-Denkmal ganz offensichtlich ersetzt worden, In Schlatt, Lenzkirch und anderen Gemeinden waren die Knittel-Male von vornherein ohne Figuren „gefertigt.“ Der Bürgermeister von Malterdingen gestand, dass er mit seinem Knittel-Mal – es steht beim Rathaus, ist bombastisch und eher kitschig als aggressiv – nicht gerade glücklich ist. In Oppenau ist ein kleines, neues Täfelchen angebracht mit dem dezenten Hinweis, dass das Denkmal 1934 errichtet wurde. Auch den Todtnauern scheint bei ihrem Schwert nicht ganz wohl zu sein. Das Denkmal wird nirgends erwähnt und es gibt keinen Hinweis mehr zum Zugangsweg. Signaturen Knittels sind nur noch an wenigen Denkmälern zu finden. Vermutlich sind diese bei Restaurierungsarbeiten übertüncht worden.

Was aber auffiel war, dass in allen besuchten Gemeinden die Toten beider Weltkriege wenigstens namentlich festgehalten sind, sei es, dass auf den Seiten der 1914-

18er-Denkmale Tafeln angebracht sind mit Namen der Toten des II. Weltkriegs oder es wurden für die Toten beider Kriege im Hintergrund einheitliche Steinstelen aufgestellt.

Die künstlerische Entwicklung des Steinbildhauers Knittel war bei der Rundreise gut nachzuvollziehen. Zwar waren seine Werke ausschließlich Auftragskunst, doch der Zeitgeist hatte es offensichtlich beiden Seiten angetan. Noch in Kirchzarten ist das Denkmal etwas religiös angehaucht, ein Engel mit Lorbeerkranz krönt die Säule. Dann gibt es „realistische“ Soldaten ohne Helm und Waffen, einige mit abgenommenem Helm. Im Laufe der Zeit werden die Figuren immer aggressiver herausgearbeitet. In Jechtingen und Grissheim deutet sich der aufkommende Fahnenkult an. Oppenau, das Vorbild für Furtwangen, war schon mit geballter Faust und Handgranate ausgestattet, allerdings hingen die Arme noch herab. Den Gipfel des Aggressiven stellen zweifellos das Mega-Schwert von Todtnau und das Furtwanger Kriegerdenkmal dar.

Volker Schlöndorff sagte einmal in einem Fernsehinterview, die NS- Bildhauerkunst, vor allem vertreten durch Josef Torak und Arno Breker, sei „Brutalität in Stein“ gewesen.²⁴ Für diese These ist das Kriegerdenkmal im Furtwanger Stadtgarten ein gutes Beispiel.

Nachbemerkung vom 30. April 2012

Die Denkmale in Furtwangen, Todtnau, Kehl, Köndringen, evtl. auch andere, waren Richtung Frankreich ausgerichtet. Die Inschrift auf dem Furtwanger Kriegerdenkmal stand auch bis 1952 auf dem Denkmal von 1926 für gefallene Corps-Studenten in Bad Kösen (Sachsen-Anhalt). Heute noch gibt es bei Freiburg Werkstätten der Bildhauer- und Steinmetzfamilie Knittel (Vgl. Michael Klant: Die Künstlerfamilie Knittel, in: ders. (Hg.): Skulptur in Freiburg. Kunst des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Raum, Freiburg 2000, S. 180ff.)

²⁴ Volker Schlöndorff im März 2007 im Interview.

Dirk Schindelbeck

Was ich schon immer vom Markenartikel wissen wollte – eine ungewöhnliche Lerneinheit zu einem gewöhnlichen Thema



„Der Markenartikel ist ein soziales Agens, ein biologisches Phänomen! Er ist, so begrifflich er sich unsern Augen, unsern Sinnen, unserem Verstande darstellt, unwittert vom Geheimnis des Lebens, dessen Gefahr und Verheißung er widerspiegelt!“ Hanns W. Brose¹

Man mache mit Schülern diesen Test: Zuerst zeige man ihnen eine Reihe verschiedener Vogel-, Schmetterlings-, Baum- oder Wiesenblumenarten und frage sie nach den Namen. Sodann zeige man ihnen verschiedene Schokoriegel, Handys, Jeans oder Sportschuhe und frage nach den Marken. Es braucht nicht viel Phantasie, um das Ergebnis vorauszusagen. Die Shopping-Mall, das Internet, das Werbefernsehen sind den Schülern zutiefst vertraut; in der Welt der Marken kennen sie jedes Logo und wissen mit den Status-anzeigenden „feinen Unterschieden“ umzugehen, die Natur und ihren Artenreichtum hingegen kennen sie nicht (mehr). Dass biologische Kenntnisse in der Schule dringend vermittelt werden müssen, steht völlig außer Frage, doch ist unsere Markenartikel-Welt wirklich so banal und selbsterklärend, wie sie scheint? Ist nicht auch hier Orientierungswissen vonnöten, sollte nicht wenigstens eine Lerneinheit „Markenartikel“ in unsere Lehrpläne aufgenommen werden? Allein schon die vielen Berührungspunkte zu anderen Fächern wie Soziologie, Psychologie, Ökonomie, Geschichte, Sprachen oder Kunst (Design, Alltagsästhetik, Semiotik etc.) legen es nah. Schließlich werden aus Schülern auch Käufer – sofern sie es nicht längst schon sind. Und wer etwas von der Globalisierung begreifen will, kommt am Markenartikel ebenfalls nicht vorbei.

Markenartikel und Globalisierung

Wenn man Schüler intensiver befragt, stellt sich nämlich schnell heraus, dass ihre Markenkenntnis nur ein oberflächliches Wissen, ja eigentlich nur ein Meinen ist: über den Markenartikel an sich als ökonomisches, soziales, psychologisches und ästhetisches Phänomen sind sie nicht im geringsten informiert. Sie kennen weder seine Rolle in unserem Wirtschaftssystem noch wissen sie, was er für sie und ihre

¹ Hanns W. Brose: Götterdämmerung des Markenartikels? Neue Wege zu neuen Käufern, Schwarzenberg 1934, S. 57

Wahlfreiheit als Konsument bedeutet. Immerhin ist in jüngster Zeit, etwa durch die Filme Michael Moores, die Sensibilität dafür gewachsen, was es heißt, in einer Boutique ein paar Sportschuhe oder ein T-Shirt zu kaufen, das zuvor mehrfach um die Welt gereist ist, um gewebt, gefärbt, zusammengenäht, imprägniert, verpackt und etikettiert zu werden. Hier scheint sich ein Bewusstseinswandel einzustellen, weil zunehmend erkannt wird, dass auch wir als Verbraucher durch unser Kaufverhalten Verantwortung dafür tragen, was wo wie produziert wird, aber auch Einfluss darauf nehmen können, indem wir manches bewusst kaufen, anderes boykottieren. Bis heute eine terra incognita geblieben ist jedoch die Idee des Markenartikels an sich, was sie für unser Wirtschaftssystem generell, aber auch für die Produzenten bedeutet. Um diese Wissenslücke aufzufüllen, versucht der folgende Text in das Phänomen Markenartikel, seine Genese und seine Bedeutung einzuführen.

Vom Bauernstand zum Supermarkt

Heute sind fast alle Waren, die wir kaufen können, nur als Markenartikel erhältlich. Unsere von der Globalisierung regierte Lebenswelt würde ohne sie auch gar nicht funktionieren. Das war vor 200 Jahren noch ganz anders, als es auf jedem Markt nichts anderes als „lose Ware“ gab. Diese finden wir heute allenfalls noch auf den Wochen- oder Bauernmärkten. Hier gibt es sie noch: (unbedruckte!) Papiertüten, Körbe, Kanister oder gar die „Zaine“ des Bauern, aus denen geschöpft und entnommen, abgewogen und zugemessen und in die Taschen und Beutel der Käufer umgefüllt wird. Auf solchen Märkten steht noch die Person hinter dem Stand für die Qualität der Waren auf dem Stand. Doch überall dort, wo der Verbraucher den Produzenten nicht mehr persönlich kennt, wo der Kunde sich „selbst bedient“, sei es im Supermarkt oder im Internet, muss die Ware zwangsläufig ohne einen fürsprechenden Verkäufer auskommen und sich selbst empfehlen (lernen). Tut sie es ohne ausreichende Überzeugungskraft, bleibt sie liegen und verschwindet bald aus den Regalen. Kein Verbraucher jammert einem gescheiterten Markenartikel oder einem erfolglosen Unternehmer eine Träne nach. Er bzw. sein Produkt wird schnell vergessen, denn im Handumdrehen füllt die Konkurrenz die Warenlücke aus und bedient die Nachfrage ebenso gut.

Ein kleines Beispiel dazu aus dem Automarkt. Fahrzeuge der Hersteller DKW, Borgward, Glas oder NSU² gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr. Diese Firmen gingen in

² Kaum jemand denkt noch, wenn er das Kürzel NSU hört, an die Neckarsulmer Motorenwerke, für das es einst eingeführt wurde und jahrzehntelang unangefochten stand: Die Morde der Zwickauer Terrorzelle haben dafür gesorgt, dass NSU heute nur noch Nationalsozialistischer Untergrund bedeutet.



Längst vom Markt verschwunden. Anzeige von 1958 für den Kleinwagen „Prinz“ aus dem Hause NSU (= Neckarsulmer Motorenwerke, nicht Nationalsozialistischer Untergrund).

Konkurs oder wurden von anderen übernommen. Dabei waren ihre Produkte durchaus konkurrenzfähig, ja teilweise sogar hoch-innovativ (DKW etwa baute schon in den fünfziger Jahren Autos mit Frontantrieb, was heute der Standard ist, NSU das erste Auto mit Wankelmotor).

Dennoch haben die Fahrzeuge beim Verbraucher nicht soviel Zuspruch gefunden, dass die Firmen auf Dauer hätten überleben können. Die Frage, warum Produkte scheitern, hat Generationen von Marketingfachleuten, Psychologen, Soziologen oder Historikern beschäftigt. Befriedigend beantwortet wurde sie bis heute nicht.

Warenqualität und Absatzerfolg

Die Qualität einer Ware allein ist nämlich längst noch kein Garant für ihren Erfolg. Ebenso wenig sind es außergewöhnliche Werbung und/oder PR-Maßnahmen, auch wenn viele Menschen immer noch glauben, dass durch große Werbebetats Marken automatisch in die Gewinnerspur kommen. Das ist ein gewaltiger Irrtum, der sich

durch viele Beispiele schnell widerlegen lässt. Zahlen gibt es darüber leider nicht, und anschauliche Beispiele muss man sich selbst suchen: Schließlich pflegt kein gescheiterter Unternehmer seine Biographie zu schreiben. Die Schätzung, dass von zehn neu in den Markt gebrachten Artikeln kaum einer überlebt, dürfte nicht unrealistisch sein. Man beobachte versuchsweise nur einmal ein Jahr lang das Kommen und Gehen von Marken im Parfümsektor.

Dass so viele Marken scheitern, ist die zwangsläufige Folge einer riesigen Auswahl, die wir als Verbraucher in diesem Land haben. In unserer Überflussgesellschaft ist der Warenüberhang so gewaltig, dass nur ein Bruchteil von ihnen überhaupt Käufer findet. Man kann das bedauern und als eine riesige Verschwendung ansehen, zumal dieser Tatbestand immer häufiger dazu führt, dass viele Artikel auf Wühltischen unter Preis verramscht, in die sogenannte Dritte Welt verschoben oder sogar vernichtet werden. Für die Hersteller aber bedeutet diese erbarungslose Konkurrenz, dass sie immer raffinierter vorgehen (müssen) und einen immer höheren Aufwand treiben, um ihre Produkte erfolgreich anzubieten. Wiederum zum Missfallen vieler Verbraucher, die sich dann über allzu aufwendige Verpackungen ärgern, die damit zusammenhängende Verschwendung wertvoller Rohstoffe und Ressourcen und die großen Entsorgungs- und Umweltprobleme, die sie verursachen. Dass der Verbraucher so denkt, ist nachvollziehbar – weil er die Kommunikationsfunktion von Verpackungen nicht einsehen und schon gar nicht wertschätzen mag. Schließlich pflegt er sie ja in den Müll zu werfen, und da dort nur Unwertes landen soll, hält er es für einen Skandal, wenn auf diese Weise Wertstoffe zu Abfällen werden. Aus der Sicht des Warenproduzenten stellt jedoch das, was im Müll landet, einen Teil der Investitionen dar, die es gekostet hat, den Verbraucher dahin zu bringen, gerade diese Ware zu kaufen.



*Parfüm-Flop von 1987:
Ägypten-Parfüm aus dem Hause 4711
Marke: „Amun“*

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg i/w



*Von Anfang an ein Flop:
Einführungsversuch eines
Schokoriegels 1970*

Definition des Markenartikels

Die genannten Beispiele sollten lediglich ein paar Aspekte davon ausbreiten, wie schmal der Erfolgsweg für einen bestimmten Markenartikel in unserer Überflusgesellschaft ist. Das war im Kern eigentlich auch schon vor 100 Jahren so, wenngleich konstatiert

werden muss, dass durch zunehmende Konkurrenz die Anforderungen an ihn im Laufe der Zeit immer höher geworden sind.

Die Grundidee des Markenartikels an sich aber ist bis heute unverändert geblieben. Als seriell hergestellte Ware ist er ein Versprechen, und das in gleich vierfacher Hinsicht:

- Seine Qualität wird durch den Hersteller garantiert.
- Sein Erscheinungsbild ist konstant und wiedererkennbar.
- Seine Verfügbarkeit ist gesichert.
- Sein Preis ist festgesetzt und überall derselbe.

Dieses vierfache Leistungsangebot ist gegenüber den Käufern ein Vertrauenssignal. Markenartikel treten als Sicherheitsprodukte auf. Sie möchten, dass der Verbraucher ihnen traut und dieses Vertrauen nicht ständig auf den Prüfstand stellt. Er soll sich keine Sorgen machen über Qualitätsschwankungen, Lieferengpässe, Verpackungs- oder Preisänderungen. Markenartikel in diesem Verständnis des Wortes gibt es erst seit der Einführung der seriellen Produktionsweise Mitte des 19. Jahrhunderts. Vorstufen auf dem Weg zum modernen Markenartikel finden sich aber schon in der Antike.

Legendäre Waren der Antike

Schon in vorchristlicher Zeit erlangten bestimmte Handwerkserzeugnisse aufgrund ihrer Qualität einen weit über den Ort ihrer Herstellung hinausreichenden Ruf. Dazu zählten exportfähige Waren wie Damaszener Klingen oder besonders hochwertig ausgeführtes Schuhwerk aus dem antiken Sykion (sog. Sykionier) bei Korinth. Auch wenn es sich dabei noch keineswegs um Markenartikel im heutigen Verständnis des Wortes handelte, so war doch zumindest schon der Vorschein einer Markenidee in ihnen greifbar, da der Herstellungsort als Qualitätsindikator für das jeweils damit assoziierte Produkt fungierte. Noch im 18. Jahrhundert findet sich diese Gleichsetzung mangels anderer signifikanter Bezeichnungen häufig: Ein in Landau gefertigter Kutschentyp war eben „ein Landauer“.

Zünfte und Zunftzeichen

Mit der Herausbildung städtisch geprägter Gesellschaften im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit entwickelten die Handwerkerzünfte ein eigenes Standesbewusstsein. Sie begannen bestimmte Zeichen zur Unterscheidung verschiedener Gewerbe zu verwenden. In diesem Schritt dokumentierte sich bereits der Zusammenhang zwischen einem handwerklichen Erzeuger-Selbstverständnis und einem bestimmten Leistungsanspruch bzw. Qualitätsversprechen. Diese Zunftzeichen, die an den Werkstätten der einzelnen Handwerker immer den Ort der Erzeugung in Form von Schildern (eine Brezel für den Bäcker; ein Stiefel für den Schuster) markierten, waren aber im Grunde weniger werbend gemeint, sondern nach innen gerichtet – als Vergewisserung und symbolische Manifestation der Zugehörigkeit zur jeweiligen Zunft im Rahmen einer ständisch verfassten Gesellschaft. Da diese Erzeugnisse nur auf dem lokalen bzw. städtischen Markt abgesetzt wurden, genügten diese „Gattungsmarken“ als gemeinschaftlich verwendete Zeichen einer kollektiv respektierten und in die einzelnen Zünfte hineinreichenden Qualitätsverpflichtung. Insofern handelte es sich eher um Wahrzeichen als um Warenzeichen. Wer diesen Standards genügte, wurde in die Zunftrolle aufgenommen, wer sie nicht einhalten konnte, ausgeschlossen.

Frühe Kontrollbestrebungen

Schon früh bildeten sich bei bestimmten Waren, die von Natur aus zu Fälschungen und Betrug besonders prädestiniert waren, Zeichensysteme heraus, die den Sinn hatten, Qualitätsstandards festzuschreiben, Fälschungen vorzubeugen und Betrugsversuche besser verfolgen zu können. Dazu zählten die eingravierten Zei-

chen der Gold- und Silberschmiede, wie sie z.B. „auff dem Reichstag in Augsburg 1548“ festgelegt wurden: „Dieweil dann auch das Silber in ungleichem Gehalt verarbeitet, und darinn viel Gefährlichkeit gebraucht wird, ordnen, setzen und wollen Wir, hiermit ernstlich gebietend, daß hinfüro alles Werck Silbers, jede Marck, so hinfüro von den Goldschmieden verarbeitet wird, es geschehe in welcherley Gestalt es wolle, nicht weniger dann vierzehen Loth feines Silbers halten.“

Manufakturen im Exportgeschäft

Wo der unmittelbare Kontakt zum Publikum nicht mehr gegeben war, weil sich Handwerksbetriebe zu größeren Manufakturen weiterentwickelten und ihre Absatzmärkte zunehmend auch außerhalb der städtischen Mauern fanden, mussten neue Wege zu nunmehr unbekanntem Abnehmern gesucht werden. Dies leisteten abstrakt-verknäppte, aber gleichwohl jetzt auf den Waren selbst angebrachte Zeichen und Symbole, welche die Herkunft und Unverwechselbarkeit des jeweiligen Erzeugnisses verbürgen sollten – etwa die gekreuzten Schwerter des Meißner Porzellans (ab 1710) oder das Zwilling-Symbol der Solinger Messerschmiede (ab 1731). Diese Echtheitszertifikate sollten einerseits einen gewissen Schutz gegen Nachahmung und Fälschung bieten, andererseits eine Brücke des Vertrauens auf die gelieferte Warenqualität sowohl gegenüber den Weiterverkäufern als auch den Endabnehmern bauen. Auch wenn es sich bei diesen Waren noch um Erzeugnisse der vorindustriellen Epoche handelte, so entsprach doch der Einsatz und die Handhabung solcher Zeichencodes durchaus schon den Anforderungen, die ein späteres Zeitalter an den Markenartikel stellte.

Industrielle Revolution und Massenmarkt

Gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewirkte die im Zuge der industriellen Revolution sich herausbildende serielle Produktionsweise eine rasante Öffnung der Märkte. Die ab 1851 und bis zur Jahrhundertwende in immer schnellerer Folge durchgeführten Weltausstellungen in Metropolen wie London, Paris oder Wien stachelten nicht nur den ökonomischen Wettbewerb zwischen den Staaten an, sondern auch zwischen den Fabrikationsbetrieben. Auf diesen Schaubühnen eröffnete sich ein ideales Experimentierfeld zur Warenpräsentation vor einem Millionenpublikum. Und noch bis zum ersten Weltkrieg stellten die auf den Weltausstellungen verliehenen Prämierungen und Medaillen für viele Firmen einen willkommenen Ersatz für eine noch nicht nach markenartikel-adäquaten Gesichtspunkten durchorganisierte Selbstdarstellung dar.



Aufnahme von Passanten vor einer Litfassäule in Berlin um 1912

Markenbotschaften in Pressemedien und öffentlichem Raum

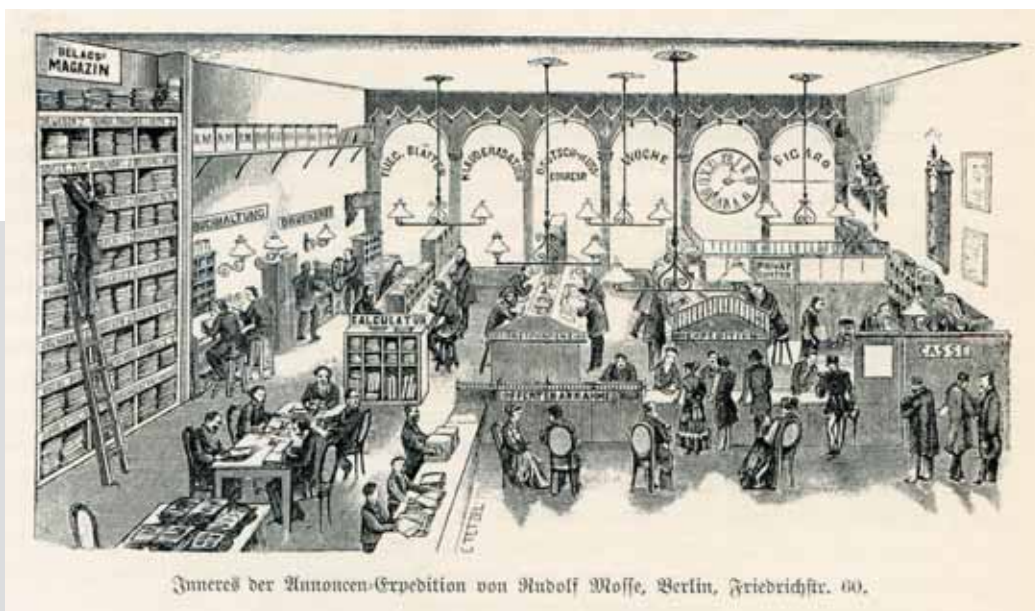
Parallel zur Ausweitung industrieller Kapazitäten entstanden ab Mitte des 19. Jahrhunderts durch das explosionsartige Wachstum der Bevölkerung rasant wachsende Absatzmärkte und ein Millionenheer anonymer Konsumenten. Zugleich entwickelte sich das Zeitungswesen zu einem Massenkommunikationsmittel, das für den Kontakt zwischen den Produzenten der Massengüter und den Verbrauchern unverzichtbar wurde. Neben den in diesem Medium sich ausbreitenden Annoncenspalten nahm die Zahl von Waren- und Markenbotschaften auch im öffentlichen Raum durch die ab 1855 in den Städten aufgestellten Litfaßsäulen beständig zu.

Beides eröffnete erst den Markt der Medien und rief entsprechende Vermittlungsspezialisten auf den Plan. Es entstanden sogenannte Annoncenexpeditionen (1853: Haasenstein & Vogler; 1867: Rudolf Mosse), die den Raum ganzer Anzeigenseiten aufkauften und ihn stückweise an die inserierenden Unternehmen weitervermittelten. Schon bald boten sie darüber hinausgehende Dienstleistungen an, wie die Gestaltung von Anzeigen aus baukastenartig zusammengefügt Matern und Vignetten oder Beratung im Hinblick auf lohnende Insertionsmedien oder Konzeption und Erstellung von Anzeigentexten usw. Die Annoncenexpeditionen waren die Vorläufer der heutigen Werbeagenturen.

Convenience-Produkte: typische frühe Markenartikel

Auch produzentenseitig waren die Voraussetzungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die Erfindung von Markenartikeln im heutigen Verständnis des Wortes äußerst günstig. Schließlich war alles, was im unmittelbaren Lebensvoll-

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf



Innere der Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin, Friedrichstr. 60.

Blick in die Annoncenexpedition Rudolf Mosse, ca. 1870

zug der schnell wachsenden Bevölkerung stand wie Nahrung, Kleidung oder Hygiene besonders geeignet, einen Massenmarkt zu eröffnen. Voraussetzung für die erste Generation industriell hergestellter Markenartikel wie Maggi, Persil oder Dr. Oetker's waren allerdings die Fortschritte in der Chemie (z.B. Erfindung des Kunstdüngers durch Justus Liebig). So verwundert es nicht, dass diese den Massenmarkt erobernden Alltags-Artikel fast alle in Apotheken entstanden. Ob Seifen- (Henkels Bleichsoda: 1874), Schmerz- (Bullrich-Salz: 1843; Aspirin: 1897) oder Backpulver (Dr. Oetker's: 1893), ob Suppenmehle oder -würzen (Maggi: 1885, 1887), ob Mundwasser (Odol: 1893) oder Sirup (Coca Cola: 1886) – chemischer Fortschritt machte die Herstellung solcher Substanzen in nahezu unbegrenzter Menge bei gleichbleibend hoher Qualität nunmehr möglich.

Von der „losen Ware“ zum verpackten Markenartikel

Für ihre Produzenten kam es darauf an, diesen erreichten Qualitätsstandard dem kaufenden Massenpublikum bewusst und glaubhaft zu machen. Da es sich um Flüssigkeiten (Odol, Maggi, Coca Cola) oder Schüttgüter (Henkel's Bleichsoda, Bullrich-Salz <Natron>, Dr. Oetker's Backpulver) handelte, die schon aufgrund ihrer Konsistenz danach verlangten, in Pakete oder Tüten abgepackt oder in Flaschen abgefüllt zu werden, war es zu einer Verpackung, die zugleich vertriebstechnischen Anforderungen (Portionierung, Versand, Lagerung) entsprach als auch zum Publikum ein Vertrauensverhältnis aufzubauen in der Lage war (Unverwechselbarkeit, Schutz gegen Nachahmer) nur ein kleiner Schritt. Unternehmerische (betriebswirt-

100 Jahre Henkel, Düsseldorf 1976



Henkels „Bleichsoda“, der Vorläufer von Persil: ein sogenannter Standbeutel von 1876.



Geburtsstunde von Persil 1907: das „selbstthätige“ Waschmittel ist auch eine sich selbst empfehlende Ware.

Kultur- und werbegeschichtliches Archiv Freiburg kwaf

schaftliche) Erfordernisse deckten sich mit dem kommunikationsstrategischen, um das Erzeugnis in der Wahrnehmung der Käufer einzigartig erscheinen zu lassen – serielle Produktionsweise, kontinuierlicher Vertrieb und Kommunikation (Werbung) bildeten eine Einheit. Auf diese Weise wurde der Qualitätsstandard der Ware ein zugleich nach außen getragenes Qualitätsversprechen – denn sie waren in dieser Qualität an (fast) jedem Ort zu (fast) jeder Zeit und in (fast) jeder Menge zu stets demselben Preis erhältlich. Damit erfüllten sie Ende des 19. Jahrhundert schon die vier grundlegenden Kriterien, die bis heute an einen Markenartikel gestellt werden.

Freilich dauerte der Geburtsprozess bis zum echten Markenartikel mitunter volle 30 Jahre – wie im Falle Coca Cola, das 1886 zunächst als „lose Ware“ durch eine Soda-Fountain an den Kunden in einer Apotheke in Atlanta (angepriesen als „Patentmedizin“) ausgeschenkt wurde. 1893 erfolgte der nächste Schritt: die genau portionierte Menge durch Abfüllung in Flaschen. Nun war die Versandfähigkeit erreicht. Doch erst mit der – vor allem durch Fälscher und Nachahmer notwendig gewordenen – bewussten Wahl und Durchgestaltung einer unverwechselbaren Flasche war



Genialer Verpackungs-Coup von 1893: Markenbildung durch die gekröpfte Flasche von Odol

Mitte der achtziger Jahre einsetzende Wirtschaftsboom führte überdies zu einer schnellen Ausweitung verschiedener Teilmärkte, sodass zunehmender Missbrauch eine Novellierung, Verbesserung und Erweiterung des Markenschutzgesetzes im Jahr 1894 notwendig machte und zur Einrichtung einer Zentralbehörde führte, welche die angemeldeten Marken prüfte, verglich und den rechtmäßigen Inhabern – ähnlich einer Patentanmeldung – zuerkannte. Doch auch diese Maßnahme beendete Warenfälschungen und unredliche Anpreisungen vonseiten wenig seriöser „Marken“-Produzenten nur bedingt. Zur anschwellenden Reklameflut in den Zeitungen kam in den 1890er Jahren ein rasanter Anstieg von Werbebotschaften im öffentlichen Raum. Emailschilder und Plakate, durch neue Drucktechniken jetzt auch farbig ausgeführt, riefen bald Landschafts- und Naturschützer auf den Plan. Ihre Bestrebungen zur Eingrenzung der „Blechpest“ führten 1902 zu gesetzlich verankerten Maßnahmen. 1909 schließlich wurde ein Gesetz gegen „unlauteren Wettbewerb“ erlassen, das vergleichende und diskreditierende Äußerungen gegenüber Konkurrenten unter Strafe stellte.

der Prozess der Markenbildung im Jahre 1916 endgültig abgeschlossen.

Markenschutz wird Gesetz

Auch im Deutschen Reich führten zunehmende Fälle unrechtmäßiger Nachahmungen und Fälschungen – vor allem im Markt der sogenannten Geheimmittel und Patent-Medizinen (exemplarisch in den sich durch das ganze 19. Jahrhundert hinziehenden juristischen Auseinandersetzungen um das „echte“ Kölnische Wasser) – nach der Reichsgründung im Jahr 1874 zur Verabschiedung des ersten Markenschutzgesetzes. Noch reichte es allerdings, seine Marke beim nächsten Amtsgericht/Registergericht anzumelden, was zahllose Doppellungen und Rechtstreitigkeiten zur Folge hatte. Der

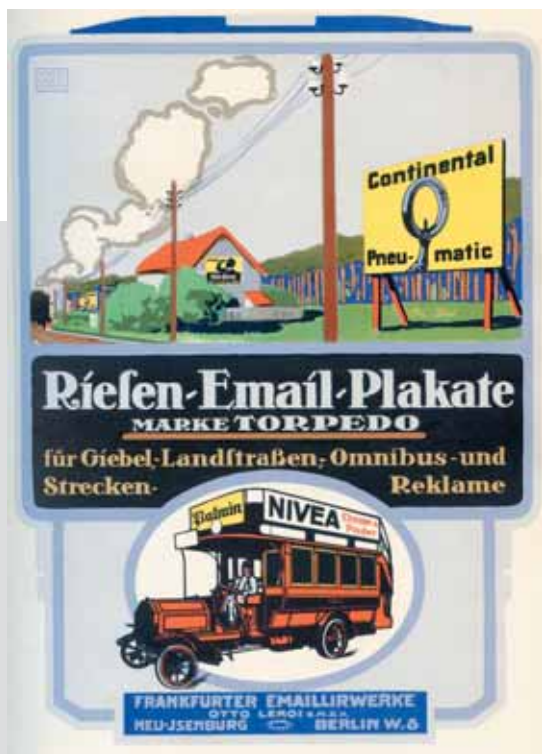
Markenverband und Deutscher Werkbund

Dass der Schirm, den das Markenschutzgesetz spannte, allein nicht ausreichte, mussten die führenden und seriös vorgehenden Markenartikelproduzenten bald erkennen. 1903 griffen sie zur Selbsthilfe und schlossen sich zum Markenverband zusammen, um eine gemeinsame Abwehrfront gegen die vielen unseriösen Anbieter zu bilden. Zugleich trat man die Flucht nach vorn an – in deutlichen Bestrebungen, sich von den nur laut schreienden Konkurrenten fortan möglichst deutlich abzusetzen – durch geschmackvolle und seriöse Bewerbungen seiner Artikel in Zeitungen und Plakaten. Dazu wurden immer häufiger Wettbewerbe für Grafiker und bildende Künstler ausgeschrieben.

So kam es im Deutschen Reich zwischen 1900 und 1914 zu einer nie wieder erreichten Allianz zwischen bildenden Künstlern und Markenartikel-Produzenten, die bald zum Berufsbild des „Gebrauchsgraphikers“ und 1907 zur Gründung des deutschen Werkbundes führte. Dieser war ein paritätisch aus bildenden Künstlern und Industriellen gebildeter Verein, der sein Ziel in der ästhetischen Verbesserung der Markenwaren in allen ihren Erscheinungsformen sah. Unter dem Titel „Der Werkbund und die Grossmächte der deutschen Arbeit“ wurde programmatisch verkündet: „Der Deutsche Werkbund erstrebt die Durchgeistigung der Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handel durch Erziehung, werbende Tätigkeit und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen.“ Nun war der Einfluss von Künstlern auf Präsentation und Erscheinungsbild von Markenwaren deutlich spürbar, etwa bei der Reklame für die Stiller-Schuhe, die Bosch-Zündkerze oder das Gütermann-Nähgarn, deren grafische Gestaltung in der Hand von Lucian Bernhard lag. Andere Künstler wie etwa Peter Behrens trieben die „Durchgeistigung“ der Industrieware noch weiter: Angefangen von der Entwicklung des AEG-Zeichens über die Gestaltung von Teekesseln bis hin zu Werkhallen waren hier schon die Anfänge eines geschlossenen Markenauftritts im Sinne eines Corporate-Communication-Konzepts greifbar. Der Höhepunkt der Allianz zwischen Künstlern und Unternehmern bedeutete die Werkbund-Ausstellung 1914.

Der Erste Weltkrieg und die Folgen

Die erreichte Hochblüte der von deutschen Unternehmern geförderten Reklamekunst samt der durch die Zusammenarbeit mit dem Werkbund erreichten Kultivierung des Verhältnisses von Ware und Zeichen machte der Erste Weltkrieg innerhalb weniger Wochen zunichte.



Eigenwerbung eines Emailierwerks für alle Arten von Außenreklame von 1913.

Kultur- und werbegegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

Bewirtschaftungsmaßnahmen untergruben die Basis jeder kontinuierlich angelegten Markenpolitik. Zunehmend bestimmten Ersatzprodukte jetzt den Lebensalltag und höhlichten das Qualitätsversprechen aus. Verzweifelt versuchten die Hersteller, aus diesem Glaubwürdigkeits-Dilemma herauszukommen. Bei der durch ihre Schuhputzmittel bekannten Firma Erdal hielt man das eingeführte Markenzeichen des grünen Froschs für nunmehr diskreditiert und wechselte während der Kriegszeit zu einem roten Frosch über, verbunden mit dem vertrauensheischenden Hinweis „Qualität wie vor August 1914“. Selbst in den USA machte sich mit Kriegseintritt 1917 die Rohstoffknappheit bemerkbar. Da zur Herstellung grünen Farbstoffs der nun kriegswichtig gewordene Rohstoff Kupfer nicht mehr verfügbar war, stellte

man beim Zigarettenhersteller Lucky Strike kurzerhand auf eine weiße Packung um mit dem Slogan: „Lucky Strike's green has gone to war.“

Hans Domizlaff und die Erfindung der Markentechnik

In den zwanziger Jahren trat die Entwicklung des Markenartikels in Deutschland in eine neue Phase, was zum einen in einer explosionsartig zunehmenden Anzahl an Markeneinträgen, zum anderen an einer Reihe technisch neuer Möglichkeiten zur Verbreitung von Waren und ihren Zeichen durch Reklame lag. Animierter Werbe(trick)film, Rundfunk und Leuchtreklame eröffneten neue Wege zum Verbraucher; ebenso Aktionen im öffentlichen Raum durch Sandwichmänner, Himmelsschreiber oder Werbemobile. Inmitten dieses rasant anschwellenden Reklamerrummels erfolgten zur selben Zeit erstmals Überlegungen, den Markenartikel von Anfang an ausschließlich aus der Sicht des Verbrauchers zu konzipieren. Damit ging der Versuch einher, ihn psychologisch bis ins Detail durchzuarbeiten. Hans Domizlaff (1892-1971), der Werbeberater von Philipp Reemtsma, entwickelte in den frühen zwanziger Jahren auf der Grundlage massenpsychologischer Erkenntnisse eine



Meilenstein der Plakatkunst von ca. 1908: gezeichneter Schuh von Lucian Bernhard

Strategie der langfristigen Vertrauensgewinnung („Eine Marke hat ein Gesicht wie ein Mensch!“), die allein auf einen ebenso seriös wie subtil durchkomponierten ästhetischen Warenauftritt setzte – von der Anzeigengestaltung über Verpackung, Garantiezettel bis in die Logos und Schriftzüge hinein. Damit wollte Domizlaff dem sich immer weiter ausbreitenden „Jahrmarktstil“ den vornehmen Habitus des königlichen Kaufmanns entgegensetzen, dem nicht am schnellen Umsatz durch Überumplung, sondern an einer langfristig angelegten, sich stets intensivierenden Kundenbeziehung gelegen ist. Anhand einiger von ihm für das Haus Reemtsma konzipierter und sehr erfolgreicher Zigarettenmarken (Ernte 23, Ova, Senoussi usw.) konnte Domizlaff sein Konzept der auf langfristige Vertrauensgewinnung zielende Markentechnik beweisen. Damit war zum ersten Mal auch ein Konzept von Markenführung in der Praxis erprobt worden. Schließlich spielt bei dieser Warengattung, deren Qualität der Verbraucher nicht beurteilen kann, die Kommunikation die alles entscheidende Rolle für ihren Erfolg. Bis heute gilt die Zigarettenindustrie als die hohe Schule der Markentechnik.

Markenartikel und Wirtschaftslenkung

Gleichwohl setzten sich die ebenso subtilen wie raffinierten Strategien markentechnischer Führung anfangs nur in wenigen Branchen durch – wie der Markenartikel an sich die „lose Ware“ im Geschäftsalltag noch längst nicht völlig verdrängen konnte. 1931 konstatiert der Verfasser des Markenartikel-Handbuchs Paul Michligk, dass erst „etwa ein Sechstel aller Waren, welche vom Einzelhandel an den Verbraucher weitergegeben“ würden, Markenartikel seien. Deren Wert bezifferte er auf fünf bis sechs Milliarden Reichsmark. Auf der anderen Seite verzeichnete sein „Marken-Codex“ schon knapp 30.000 Markennamen von etwa 9.000 Herstellern. Allerdings figurierte beispielsweise die Markenbezeichnung „Adler“ noch für 20 ver-

Elida
Qualität
100 Gramm
50 Pf.

Triumpfiere!

Die schönste Frau der Welt ist
die Frau, die das Beste hat, die
das Beste liebt, die das Beste
kennt. Einmal in der Woche
wird sie durch ein wenig
Elida Favorit Seife, denn
das ist das Beste, was
man geben kann.

Das ist die Favorit Seife,
die man
gibt, weil sie so
gut ist, weil sie so
schön ist, weil sie so
gut ist, weil sie so
schön ist.

ELIDA Favorit SEIFE

Abb. 20. Einseitiges Inserat.

Appell an das Selbstbewusstsein — in die Gesinnung des Schönliebenden in Leben und Beruf!

K. S. 3034

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

Schon 1928 auf dem Standard nach 1945: Markenwerbung für die Seife Elida (der Frauenname „Elida“ war ein Anagramm von „Ideal“)

schiedene Warenklassen: vom Automobil über Backmehl, Chemie-Erzeugnis, Fahrrad, Kamm, Käse, Kassenblock, Keks, Krawatte, Lastwagen, Nähmaschine, Omnibus, Phonograph, Schal, Schnellhefter, Sonnenbrandcreme, Thermometer, Tinte, Trockenplatte bis hin zur Zigarette.

Die Wirtschaftspolitik der Nationalsozialisten war in der Folgezeit wenig geeignet, den Markenartikelgedanken weiterzuentwickeln. Verknappung des Warenangebots durch Rohstoff-Bewirtschaftungsmaßnahmen im Zuge militärischer Aufrüstung untergruben

spätestens seit 1937 die Entstehung neuer Markenartikel. Einzig in der Gründung der Gesellschaft für Konsumforschung GfK in Nürnberg 1935 durch Wilhelm Vershofen, Erich Schäfer und Ludwig Erhard lag ein Impuls, dessen Wirkungen erst in den fünfziger Jahren zum Tragen kommen sollte. Hier wurde über „die deutsche Fertigware“ – unter der Bezeichnung Absatzwirtschaft – nachgedacht und bereits Marktforschung betrieben.

Wie schon 1914 wurde dem Markenartikel mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs sein Fundament genommen. Sofern für ihn noch geworben wurde, handelte es sich meist um Erinnerungssappelle des Typs „Einmal bin ich wieder da!“

Spurensuche: erinnertes Markenwissen

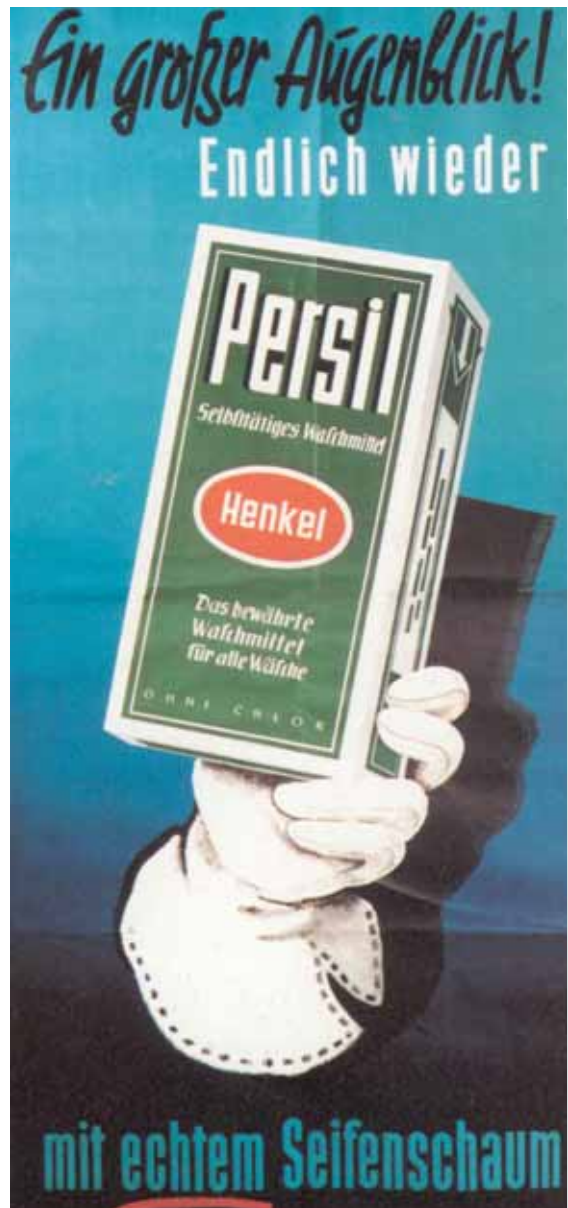
Mit der Währungsreform am 20. Juni 1948 und der Neuordnung des Marktes nach den Prinzipien des freien Wettbewerbs und der Sozialen Marktwirtschaft erlebte der Markenartikel in Deutschland eine bis heute andauernde Erfolgsgeschichte. Für die Werbefachleute der ersten Stunde stellte sich allerdings zunächst die Frage, welche Ansatzpunkte einer erfolgreichen Produktkommunikation nach zehn Jahren ohne

Mit dem Tage der Währungsreform am 20. Juni 1948: „Wieder da“ und in Friedensqualität.

Qualitätswaren gegeben waren. Um eine Grundlage für seine zukünftige Arbeit zu haben, erstellte der Werbefachmann Hubert Strauf (1904-1993) 1949 eine Rangliste der Markenerinnerung. Er schrieb: „Wenn uns nun eine lange Zeit von der Qualitätserkundung vieler Waren ferngehalten hat, andererseits aber auch die Werbung nur schwach oder überhaupt nicht in Erscheinung trat, dann ist das, was blieb, nur unter sehr vielen Vorbehalten, aber immerhin doch von der einstigen Warenqualität her beeinflusst. Wahrheit in der Werbung macht sich nirgends stärker geltend als beim Markenartikel.“ Gleichwohl kam Strauf auf noch beachtliche 95 % Markenwissen, wobei die ersten zehn erinnerten Marken in absteigender Reihenfolge lauteten: Maggi, Erdal, Nivea, Vim, Persil, Salamander, Knorr, Palmolive, Sunlicht und Mouson. Dementsprechend ähnelten sich die Werbeauftritte vieler Markenartikel in den Monaten nach der Währungsreform: Sie mündeten immer wieder in die Formel „Wieder da!“

Vom Anbietermarkt zum Kundenmarkt

Die rasanten Veränderungen, welche die Geschichte des Markenartikels seit der Währungsreform von 1948 bis heute prägten, resultierten vor allem auf einem kontinuierlichem Wachstum von Wirtschaft und Wohlstand. Begünstigt wurde der Zug



Diederich/Grüblich: Stark für die Freiheit, Hamburg 1989

zum Markenartikel auch durch schnelle Veränderungen auf Seiten des Handels, der durch die Einführung des – aus den USA importierten – Selbstbedienungsprinzips gekennzeichnet war. 1951 gab es in der Bundesrepublik gerade einmal 30 Selbstbedienungsläden, 1963 waren es schon knapp 47.000. Wie keine Ware war der sich selbst empfehlende und den Verbrauchern durch Werbung allgemein bekannte Markenartikel geeignet, in solchen Läden vorgehalten zu werden. Zunehmend begann er auch in die Lebenswelt der Menschen einzudringen, ihre Wertvorstellungen und ihre Konsumhaltungen zu prägen. Er markierte gewissermaßen die Stationen ihrer Lebens- und Wiederaufstiegsgeschichte – vom Nachholbedarf der frühen fünfziger Jahre bis hin zum postmodernen Kult- und Erlebniskonsum der achtziger und neunziger Jahre. Auch was dazwischen lag, die Phase der „Anschaffungskultur“ in den späten Fünfzigern, der Zug zum „Prestigekonsum“ in den Sechzigern, der „Konsumterror“ und die Suche nach Alternativen im Gesinnungskonsum der siebziger Jahre, hinterließ deutliche Spuren sowohl in den Produkten selbst als auch in den Wertvorstellungen ihrer Verwender.

Marketing und Motivforschung

Bereits mit der Deckung des Grundbedarfs und dem Wandel vom anbieterseitig dominierten Verkäufer- zum nachfrageorientierten Kundenmarkt Mitte der fünfziger Jahre verschärfte sich zwischen den Anbietern Wettbewerb und Konkurrenz. Vor diesem Hintergrund machte eine Vokabel aus den USA auch in der Bundesrepublik Karriere: Marketing. Sie bezeichnet eine grundsätzlich von Absatzerwägungen gedachte Strategie, Produkte am Markt unter scharfen Wettbewerbsbedingungen optimal zu „positionieren“. Dazu dient der sogenannte Marketing-Mix, welcher aus den vier Säulen Produkt-Politik, Distributionspolitik, Preispolitik und Kommunikationspolitik besteht.

Zunehmender Wettbewerb führte bereits Ende der fünfziger Jahre – wie schon bei Domizlaff – abermals zu einer auf spezifisch psychologischen Erkenntnissen aufbauenden Durchdringung des Markenartikels. Durch eine Reihe Aufsehen erregender Fälle hatte sich der 1938 in die USA emigrierte Wiener Jude Ernest Dichter (1907-1993) als „Vater der Motivforschung“ und Gründer des „Institute of motivational research“ bei amerikanischen Markenartikelherstellern einen Namen gemacht. Durch Vance Packards Bestseller „Die geheimen Verführer“ wurden Dichters Methoden 1957 weltweit bekannt. Durch qualitative Verbrauchertest war Dichters tiefverwurzelten psychologischen Vorbehalten und Widerständen gegenüber



noch weicher, noch voller!

Sie glauben gar nicht, daß es der Chantré ist, der so voll, so weich schmeckt!

Bitte probieren Sie noch heute. Sie werden wie viele Tausende feststellen, der Chantré hat sich verwandelt, er wurde noch weicher, noch voller!

Kein Wunder, daß der Siegeszug des Chantré sich immer weiter fortsetzt. In anspruchsvollen Bars, in kultivierten Haushalten erscheint jetzt der Chantré unter den Spitzenmasken der feinsten Spirituosen!

Chantré

Markenerfolg durch gezielte Geschlechtsansprache: Chantré, der erste „weiblich“ positionierte Weinbrand (Anzeige von 1961)

Waren – z.B. das schlechte Gewissen beim Konsum von Süßigkeiten – auf die Spur gekommen. In detaillierten Dossiers gab er seinen Kunden konkrete Empfehlungen, wie sie ihre Produkte passgenau auf die Befindlichkeit der Konsumenten gestalten und zuschneiden sollten. Nach Dichter haben Waren auch ein Geschlecht, werden als männlich oder weiblich wahrgenommen. Weinbrand etwa, insbesondere die Marke Asbach, wurde grundsätzlich als männliches Produkt empfunden. Mit der Neueinführung der Marke Chantré gelang es, diese psychologische Zuordnung erstmals zu durchbrechen und einen bewusst „weiblich“ positionierten Weinbrand anzubieten – was einen völlig neuen Markt eröffnete. Ernest Dichters Forschungen prägten ganze Produktwelten, etwa die Automode der Heckflügelzeit ab Mitte der fünfziger Jahre. Da nach seinen Erkenntnissen sich der Autofahrer bei jeder Fahrt auf eine symbolische Lebensreise begibt und sich psychologisch gesehen wie in

einem Flugzeug fühlt, solle man ihm auch dieses Gefühl vermitteln – was die Industrie auch bald umsetzte.

Soziologie und Verbrauchersegmentierung

Mit weiter steigendem Wettbewerb und zunehmenden Marktsättigungstendenzen stellte sich für die Markenartikelproduzenten die Notwendigkeit einer immer zielgenaueren Verbraucheransprache. Zwangsläufig stieg damit auch die Zahl missglückter Neueinführungen von Markenartikeln. So überlebten von den 202 zwischen 1970 und 1980 neu eingeführten Zigarettenmarken am Ende nur zwei. Vor diesem Hintergrund schlug die Stunde neuer Strategien und Techniken aus dem Bereich der empirischen Sozialforschung. Soziale Milieus und ihre Vorlieben bzw. Abneigungen gegenüber bestimmten Warengattungen und Produkten flossen zunehmend in die Gestaltung und Kommunikation von Markenartikeln ein. Life-Style-Konzepte, die genauere Verbraucher-Segmentierungen erlaubten, gehen seit Mitte der siebziger Jahre zunehmend in die Konzeptionierung von neuen Markenentwicklungen ein. Berühmt geworden – auch zur Analyse des Wählerverhaltens – sind die Sinus-Milieu-Studien, auf deren Grundlage längerfristige Konsumtrends erstellt werden.

Markenartikel im wiedervereinigten Deutschland

Auch die politische Geschichte der Trennung und der Einheit der beiden deutschen Staaten hinterließ deutliche Spuren in der Markenartikel-Landschaft. Da etliche Unternehmer Ende der vierziger, anfangs der fünfziger Jahre vor der in der DDR-Planwirtschaft geflohen und in den Westen gegangen waren (so z.B. die gesamte sächsische Strumpfindustrie), um ihre Betriebe unter marktwirtschaftlichen Bedingungen neu aufzubauen, entstanden häufig Streitigkeiten um Warenzeichenrechte. In der Regel endeten sie damit, dass die Rechteinhaber ihre Markenwaren fortan in der Bundesrepublik produzierten und in der DDR für ganze Warengattungen neue Bezeichnungen gefunden werden mussten – etwa DeDeRon als DDR-eigene Dachmarke für Perlon.

Gleichwohl gruben sich auch die im Vergleich mit Erzeugnissen aus der Bundesrepublik zuvor oft abfällig beurteilten DDR-Marken tief in die Lebensgeschichte ihrer Verwender ein, wie aus deren Sicht umkehrt die nach dem Fall der Mauer 1989 und der Wiedervereinigung über sie hereinbrechende Markenartikel-Flut aus dem Westen als „Plattmacher“ wahrgenommen wurde. Bald regte sich Widerstand bei den Ost-Verbrauchern, als in den frühen neunziger Jahren so manches vertraute DDR-



Eine neue Produktionsära durch Chemiefasern: Anzeige für DeDeRon, das Perlon der DDR von 1959

Produkt nicht mehr verfügbar war und schmerzlich vermisst wurde. In der Folge wurden etliche DDR-Marken, obwohl längst unter der Regie neuer Eigentümer, wiedereingeführt. Gute zwei Jahrzehnte nach dem Fall der Mauer haben sich heute viele Vorbehalte gegen die West-Marken verflüchtigt, andere typische DDR-Produkte (z.B. Burger Knäckebrot) haben ihren Markt in den fünf neuen Bundesländern verteidigen können, einige klassische Ost-Biermarken oder Rotkäppchen-Sekt sind inzwischen sogar deutschlandweit erfolgreich geworden.

Erweiterter Markenschutz

Seit neue Medien wie Kabelfernsehen und Internet ab Mitte der neunziger Jahre einen immer größeren Umsatz an Informationen möglich machten, haben sich die Möglichkeiten zur Ansprache einer segmentierten Verbraucherschaft deutlich erweitert. Vor dem Hintergrund steigenden Medien-Konsums entwickelten viele Markenartikler aber auch neue PR-Instrumente, um den Auftritt ihrer Produkte attraktiver zu machen und sie exakt in die Lebenswelt der Verbraucher einzubetten. Vor diesem Hintergrund werden Markenartikel zu immer selbstverständlicheren Elementen innerhalb einer Erlebnisgesellschaft, deren kultische Bedürfnisse sie zum Teil mit befriedigen – etwa in Form gigantischer Wareninszenierung in einer ganzen Autostadt.

Sibylle, April 1959

Dementsprechend differenziert sich der Markenschutz weiter aus: Laut revidiertem Markengesetz von 1995 sind nun nicht mehr nur Namen, Worte und Wortkombinationen, Zeichnungen und Logos eintragungsfähig, sondern auch dreidimensionale Markennamen, Hologramme, Hörmarken (Erkennungsmelodien), Kennfadenmarken (bei Textilien), Farbmarken oder Geruchsmarken. Auch Personen, die aufgrund ihrer Medienpräsenz eine allgemeine Bekanntheit erlangt haben (z.B. Michael Schumacher), sodass sie als Testimonials für die Bewerbung bestimmter Markenartikel fungieren, lassen ihren Namen zunehmend als eigene Marke eintragen. Die jüngste Novellierung des Markengesetzes im Jahre 2004 erlaubt inzwischen auch im bestimmten Rahmen vergleichende Werbung – diese wird nun nicht mehr automatisch als „Verstoß gegen die guten Sitten“ betrachtet wie es das 1909 erlassene Gesetz gegen „unlauteren Wettbewerbs“ fast einhundert Jahre lang tat.

Literaturhinweise:

- Hahn, Otto: Das deutsche Markenschutzgesetz, sowie Vorschläge zur Aenderung desselben auf Grund der bisherigen Erfahrungen, Stuttgart 1887
- Ehmcke, Fritz Helmuth: Wahrzeichen, Warenzeichen, München 1921
- Michligk, Paul: Markenartikel-Handbuch, Leipzig 1931
- Braunschweig, Ernst/Strauf, Hubert: Bilanz der Marke, Essen 1949
- Packard, Vance: Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewussten in jedermann, Hamburg 1957
- Noelle, Elisabeth/ Schmidtchen, Gerhard/Ludwig, Herta/Schneller, Hans: Der Markenartikel im Urteil der Verbraucher, Konstanz 1959
- Bongard, Willi: Fetische des Konsums. Porträts klassischer Markenartikel, Hamburg 1964
- Dichter, Ernest: Strategie im Reich der Wünsche, München 1964
- Zahn, Peter von: Wundersame Welt der Markenartikel, Hamburg 1982
- Schwartz, Frederic J.: Der Werkbund. Ware und Zeichen 1900-1914. Berlin/Hagen 1999
- Domizlaff, Hans: Die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens. Ein Lehrbuch der Markentechnik, Hamburg 1992
- Schindelbeck, Dirk: Hans Domizlaff oder Die Ästhetik der Macht. Eines Werbeberaters Geschichte, in: Geschichtswerkstatt, Heft 25/1992, S. 33-49
- Reinhardt, Dirk: Von der Reklame zum Marketing, Berlin 1993
- Gries, Rainer: Der Geschmack der Heimat. „Hurra, ich lebe noch!“: Bausteine zu einer Mentalitätsgeschichte der Ostprodukte nach der Wende. In Gries, Rainer//Ilgen, Volker/Schindelbeck, Dirk: „Ins Gehirn der Masse kriechen!“ Werbung und Mentalitätsgeschichte, Darmstadt 1995, S. 193-220.
- Schindelbeck, Dirk: Zur Geschichte des Markenartikels 1850-1933, in: Strategien der Werbekunst zwischen 1850 und 1933, Ausstellungskatalog des Deutschen Historischen Museums DHM Berlin, Berlin 2004
- Berghoff, Hartmut (Hg.): Marketing-Geschichte. Die Genese einer modernen Sozialtechnik, Frankfurt/New York 2007
- Schindelbeck, Dirk: Marken, Moden und Kampagnen, Darmstadt 2003
- Rainer Gries/Stefan Schwarzkopf (Hg.): Doyen der Verführer. Ernest Dichter zum hundertsten Geburtstag, Wien 2007
- Gries, Rainer: Produktkommunikation: Theorie und Geschichte, München 2008

Freundschaften

Ein vergessenes Häkchen auf einem Internetformular hat in den vergangenen Monaten schon zu einigen rauschhaften Geburtstagstreffen geführt, zu denen sich dank sozialer Netzwerke Hunderte von Unbekannten eingeladen fühlten, die dann allerdings zum Teil nicht bloß friedlich feiern, sondern leider auch großzügig Randalen machen wollten.

Ungeachtet der Dusseligkeit im Umgang mit modernen Medien, bergen diese ja nicht nur Risiken, sondern auch grandiose Chancen. Mit einem Mausclick können Jugendliche bewirken, wozu schwerfällige Erwachsene eigens ermuntert werden müssen: Verbindungen zu knüpfen, sich Gleichgesinnte zu suchen, eine rasche Kommunikationsstruktur herzustellen – eben zu netzwerken. Die Globalisierung unterm elterlichen Dach hat etwas Betörendes: Ich kann dazu gehören zu einer nahezu unbegrenzten Community – und ich gewinne so ungeheuer viele Kontakte, wie ich sie im nicht-virtuellen Leben niemals finden würde: Ich habe ganz schnell Hunderte neuer Freunde. – Tatsächlich?

Wie viele „Freunde“ hat man im Leben – also wirkliche Freunde, die einen manchmal besser kennen, als man sich selbst, denen man alles anvertrauen kann und auf die man in allen Lebenslagen zählen darf, nicht nur während der Zeit vorm PC?

Der Begriff scheint inflationär. Das Netz kennt keinen Bekannten, keinen Kumpel, keinen Kameraden; es kennt ausschließlich „Freunde“ und viel zu oft Zustimmung oder Ablehnung via „gefällt mir“ bzw. „gefällt mir nicht“. Das steigert den Zwang, all den möglichen Freunden gefallen zu wollen mithilfe schmucker Selbstpräsentation. Da Gestik und Mimik sowie dialogische Intonation und der Blick in die Augen beim sozialen Netzknüpfen und bei der gefälligen „Freundessuche“ entfallen, muss alles virtuell Mögliche das real Übliche ersetzen. Im world wide web bin ich dein Freund, der ich in der Wirklichkeit Gefahr liefe, ganz rasch als „gefällt mir nicht“ abgehakt zu werden.

Noch restriktiver als die menschliche Erfahrungsrealität geht die Heilige Schrift mit dem Begriff der Freundschaft um. Häufig wird gewarnt vor falschen Freunden und Freundschaft zuweilen in eins gesetzt mit vordergründiger Anbiederung an die Möglichkeiten der Welt in Abgrenzung zur Zuwendung Gottes. Nach einigen drastischen Ermahnungen greift der Jakobusbrief das Erste Testament auf: „*Abraham glaubte Gott und das wurde ihm als Gerechtigkeit angerechnet und er wurde Freund Gottes genannt*“ (Jak 2,23). Die Beziehung zu Gott, gezeigt im Gottesglauben und gewirkt in rechtem Verhalten, ist, so lässt sich folglich sagen, Grundlage und Abbild echter Freundschaft.

So gesehen müssten wir Lehrer doch eigentlich die besten „Freunde“ der uns anvertrauten Schülerschaft sein: frei von virtueller Begegnung, mitten im Leben verankert, wissend um die Verführbarkeit Jugendlicher durch die schier unbegrenzten Möglichkeiten der tatsächlichen und noch unbegrenzteren der Internet-Welt, distanziert auf Grund der Verpflichtung zu Gerechtigkeit und in der Mitsorge nicht nachlassend dank eigener aufgehobenheit in der freundschaftlichen Zuwendung Gottes – wenn das nichts ist!

Trotzdem können uns unsere Schülerinnen und Schüler so wenig „Freunde“ werden wie ihren allermeisten Kontakten in sozialen Netzwerken. Aber sie sollten auf uns zählen dürfen in fast allen Lebenslagen, gerade in der Zeit, die sie nicht vor dem heimischen PC verbringen, sondern in der sehr realen Welt unserer Schule. Sie fühlen sich dann nämlich wohl in einer klar umgrenzten „Community“, deren Aufgabe es ist, sie auf Zeit bei sich zu haben und zur Loslösung tauglich zu machen.

Wohl denen, die in der Schule solche „Freunde“ finden.

Ulrich Amann

Aus den Schulen und der Stiftungsverwaltung

Judith Hermann

800 Jahre Kloster Wald – Festakt und Eucharistiefeyer mit Erzbischof Dr. Robert Zollitsch

Höhepunkt der Feierlichkeiten anlässlich des 800-jährigen Bestehens von Kloster Wald waren ein Festakt und eine Messe, die von Erzbischof Robert Zollitsch zelebriert wurde.

Eucharistiefeyer

Neben der Hausgemeinschaft nahmen 250 geladene Gäste an dem Gottesdienst teil, sodass gar nicht alle in der Walder Pfarrkirche Platz fanden. Für etliche Schülerinnen wurde die Messe auf eine Leinwand im Kreuzgang übertragen. Der Erzbischof zeichnete in seiner Predigt die Geschichte des Klosters Wald nach. Dabei betonte er, dass die Klosterleute trotz düsterer Zeiten immer wieder einen Neuanfang gewagt hatten. Dies war auch nach dem Zweiten Weltkrieg der Fall, als Benediktinerinnen von der hl. Lioba eine Schule gründeten, die in den Mauern von Kloster Wald eine Heimstatt fand. Zollitsch machte deutlich, dass die christlichen Werte Glaube, Liebe, Hoffnung einen verlässlichen Orientierungsrahmen im Leben bilden. Anschaulich legte er dar, dass nicht jeder, der reich an materiellen Gütern sei, auch über zwischenmenschliche Gaben verfüge. Gemeinsam mit dem Erzbischof zelebrierten den Gottesdienst Erzabt Tutilo Burger (vom Kloster Beuron), Dekan Christoph Neubrand, Spiritual Peter Falk (aus dem Mutterhaus der Lioba-Schwestern in Freiburg-Günterstal), Pfarrer Josef Maurer, Schulseelsorger Winfrid Keller und Pater Pirmin aus Beuron. Unter der Leitung von Guido Haas sang der Schulchor klangschön die anspruchsvolle Messe in d-moll von Peter



Festgottesdienst in der Klosterkirche

Heimschule Kloster Wald

Martin Müller

FORUMSCHULSTIFTUNG



Messe in der Klosterkirche



Martin Müller

Cornelius. Während der Kommunion spielte das Schulorchester, das von Gudrun Hafner dirigiert wurde, eine Sinfonia von Franz Xaver Richter. Den Orgelpart hatte Martin Herr übernommen.

Festakt

Der aus dem Jahr 1536 stammende Saal „Jenner“ bot sich als Kulisse für den Festakt an, der am Nachmittag des 5. Juli stattfand. Priorin Sr. Dr. Scholastika Deck OSB stellte gleich zu Beginn ihrer Begrüßung fest: „Es braucht solche Feste“. Denn sie gestatten ein Innehalten, ein Zurückblicken, um sein eigenes Maß zu finden. Bei allen Reden wurde deutlich, dass wir uns in eine lange Tradition und bewegte Geschichte einreihen dürfen. Sr. Scholastika dankte besonders Sr. Michaelae Csordás, die zum 800. Jahrestag der Klostergründung eine umfangreiche Festschrift herausgegeben hatte. Diese Festschrift enthält unter anderem den Katalog zur Ausstellung „800 Jahre Kloster Wald“.

Die Festansprache hielt Äbtissin Petra Articus OCist (aus Landshut-Seligenthal). Ihr Thema war, entsprechend der Klostersgeschichte, „Zisterzienserinnen und Benediktinerinnen“. Vieles, was in früheren Zeiten die in Wald lebenden Ordensschwwestern zu leben versuchten, lasse sich auch als Erziehungsziel für die heutigen „Bewohner“ des Hauses formulieren: das Annehmen der eigenen Unzulänglichkeiten, die Fähigkeit, die Gaben der anderen zu erkennen, das „Hören“ mit dem Herzen, das richtige Maß, die Sorge um den anvertrauten Menschen. Dass sie Gott auch in den gewöhnlichen Gegebenheiten des Alltags suche, zeichne die Klosterfrau aus. An die Adresse der Lehrer gewandt, meinte die Äbtissin: „Gott gibt uns täglich die Chance, neu anfangen zu dürfen. Geben Sie diese Gnade auch Ihren Schülerinnen.“ Der Wechsel zwischen Gebet und Arbeit strukturiere den Tag. So komme man zur Ruhe. Nach Auffassung der Äbtissin soll das Kloster ein Ort sein, „wo Gott uns einlädt, seine Liebe zu erfahren“.

Sr. Michaele Csordás OSB

800 Jahre „Kloster Wald“: Ein „Gotteshaus im Wandel der Geschichte“ – ein Jubiläum

Vorbereitung:

Nachdem die Gemeinde Wald im Jahr 2008 bereits ein Jubiläum gefeiert hatte, das „800 Jahre Wald“ hieß, mit Bildern des Klosters auf der Festschrift und auf den Bierflaschen, wurde uns klar, dass wir die Gründung des Klosters im Jahre 1212 durch die Zisterzienserinnen auch gebührend feiern müssen.

Verschiedene Ideen kamen uns: Wir wollten eine Ausstellung mit den Urkunden des Landesarchivs gestalten, eine Festschrift herausgeben und mehrere Veranstaltungen im Jahr unter dieses Motto „800 Jahre Kloster Wald“ stellen, darunter zwei größere Festveranstaltungen: die Eröffnung der Ausstellung am 23. Juni und die offizielle Feier am 5. Juli 2012.

Es war ein großes Glück, dass der Leiter des Landesarchivs Baden-Württemberg, Dr. Volker Trugenberger, sofort mit Begeisterung bei der Sache war. Dort waren nach der Auflösung des Klosters die Unterlagen auf Veranlassung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen archiviert worden. Nach gründlichen Hausbegehungen und Beratungen mit dem zuständigen Verantwortlichen am Ordinariat, Herrn Dr. Bock, mussten wir leider die Idee, eine Ausstellung mit Originaldokumenten im Kreuzgang zu machen, aufgeben, weil die Versicherungsfragen und -kosten zu hoch gekommen wären. So entschlossen wir uns zu grafisch gestalteten Tafeln, auf denen die Geschichte des Zisterzienserinnenklosters von 1212 bis zur Auflösung 1806 dargestellt würde. Vom Landesarchiv bekam Dr. Neuburger den Auftrag, die Ausstellung zu gestalten. Die Arbeit mit ihm war außerordentlich harmonisch und ergiebig. Eine frühere Schülerin von Wald, Irina Bethge, die ein Grafikbüro hatte, gestaltete die Tafeln zu unserer vollen Zufriedenheit.

Gleichzeitig gingen wir die Gestaltung einer Festschrift an und kontaktierten den Fink-Verlag in Lindenberg, mit dem die Zusammenarbeit auch sehr gut war. Das Werbeatelier Brandner war durch seinen Mitarbeiter, Herrn M.A. Alexander Otto, ein dauernder und zuverlässiger Berater und künstlerischer Gestalter.

Die Schülerinnen wurden durch ein Projekt beteiligt: Sie zeigten mit Playmobil-Teilen die Wiederbesiedlung des Klosters durch die Benediktinerinnen der hl. Lioba nach dem Krieg. Als „Einstieg“ in die Jubiläumsfeiern fand am 16. Mai ein von den Eltern gestaltetes mittelalterliches Klosterfest im Schulhof statt mit Buden, Zelten, Handwerkern und Ständen, in denen sich alle in mittelalterlicher Verkleidung tummelten. Die Eltern, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen waren



Festakt im Jenner: v.l.n.r.: Internatsleiterin Mangold, Stiftungsdirektor Scherer, LRSD Reichenmiller, OStD Haas, Landrat Gaerte, Erzbischof Dr. Zollitsch, Erzabt Tutilo Burger, Äbtissin Petra Articus, Abtpräses Albert Schmidt

Impressionen von der Ausstellung zum Jubiläum



Martin Müller

zusammen mit den Schülerinnen der Heimschule ein lustiges, bunt gemischtes Völkchen.

Die Eröffnung der Ausstellung und Vorstellung der Festschrift

Am 23. Juni war es soweit: Die Festschrift wurde angeliefert und die Ausstellung im Kreuzgang war aufgebaut. In einer schön gestalteten Feier wurde im Konventssaal eine Einführung gehalten, bei der die Schulband unter der Leitung von Herrn Herr mittelalterliche Melodien erklingen ließ. Herr Dr. Trugenberger hielt eine launige Ansprache, in der er auf anschauliche Weise das Wappen des Gründers, Burkard von Weckenstein, mit einem echten Stein und Wecken erläuterte. Vom Konventssaal aus führte Herr Dr. Neuburger durch die Ausstellung im Kreuzgang.

Die Ausstellung war nach Themen geordnet und bot einen Überblick über die Gründung des Klosters, die Schutzbriefe des Papstes und der Staufer, die Eingliederung in den Zisterzienserorden, das Klosterleben und schließlich die Aufhebung des Klosters und die Übergabe an den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Auf 18 Tafeln wurde in Text und Bild eine klare Übersicht über die Geschichte des Klosters von 1212 bis 1806 geboten.

Als Abschluss gab es einen Sektempfang mit Imbiss im Konventssaal, bei dem sich alle locker miteinander unterhalten konnten.

Die Festschrift: 800 Jahre Kloster Wald: Ein „Gotteshaus“ im Wandel der Geschichte

Es ist ein Buch, das schildert, wie sich das Leben in diesem Gebäude abspielte: Im ersten Teil wird das Zisterzienserinnenkloster von der Gründung 1212 bis zur Auflösung 1806 in mehreren Aspekten dargestellt. Im zweiten Teil finden wir den Katalog der Ausstellung, in der diese Zeit dokumentiert wird. Er enthält alle Abbildungen, die in der Ausstellung dargestellt sind, mit Beschreibungen und Erläuterungen. Der dritte Teil widmet sich der Entstehung und Entwicklung der Heimschule Kloster Wald von 1946 bis heute.

Viele Bilder machen die Texte anschaulich und zeigen, welches kunsthistorische Juwel im Kloster Wald erhalten geblieben ist. Das Buch ist im Fink-Verlag in Lindenberg herausgekommen und kostet 18,50 Euro.





Priorin Sr. Dr. Scholastika Deck OSB
und Abtpräses Albert Schmidt OSB im
Gespräch

Martin Müller



Oberin Sr. Herrad OSB im
Gespräch mit Gästen

Heimschule Kloster Wald

Landrat Dirk Gaerte überbrachte den Glückwunsch des Landkreises und ein Geschenk zum Jubiläum. Er gratulierte außerdem zu der besonderen Ausrichtung der Schule, die den Schülerinnen Eigenverantwortung und christliche Lebensorientierung vermittelt. Für die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg sprach Stiftungsdirektor Dietfried Scherer: Seit 800 Jahren präge die *vita communis*, das geteilte Leben, diesen Ort. Ordensgemeinschaft, Schule und Internat befinden sich unter einem Dach. Wie eine Ellipse habe auch Wald zwei Brennpunkte: Tradition und Veränderung. Abtpräses Albert Schmidt OSB von der Erzabtei Beuron reflektierte über das Wort „Jubiläum“, das mit „Jubeln“, „Jauchzen“ und „Jubilieren“ zu tun habe. Dem Kloster wünschte er einen jubelnden Festtag und eine lebendige Zukunft.

Glanzlichter erhielt der Festakt neben den Reden auch durch die Musik. Die Neuntklässlerin Lorena Kempf spielte Chopins cis-moll-Walzer mit ausgefeilter Technik und großer Musikalität. Ebenso begeisterten die Schulband und ein Ensemble des Musik-Neigungskurses: Unter der Leitung von Martin Herr spielten sie Bläsersätze im Spätrenaissance-Stil. Trotz der hohen Temperaturen schafften es die jungen Instrumentalisten, alle drei Musikstücke mit reiner Stimmung zu spielen. Musiklehrer Martin Herr hatte extra zum Klosterjubiläum Prélude, Air und Marche komponiert, deren Anklang an die Renaissance-Musik in reizvollem Kontrast zur Modernität der verwendeten Instrumente, beispielsweise Saxophon, stand. So wurde sogar die musikalische Umrahmung dem von Stiftungsdirektor Scherer gebrauchten Bild gerecht: Wald verbindet Tradition mit Moderne.

Marcus Ohl

Damit es nicht beim Aufbruch bleibt Erfahrungen und Perspektiven des Katholikentags für das Mannheimer Ursulinen-Gymnasium



Aufbrüche werden von Schulen immer häufiger gefordert – hin zu neuen Bildungsplänen und pädagogischen Konzepten, angefangen von Binnendifferenzierung über Kompetenzorientierung bis hin zu Inklusion. Was aber passiert, wenn dann auch noch ein Aufbruch ganz anderer Art von einer Schule gewagt werden soll? Wenn am Standort einer Schulstiftungsschule der Katholikentag seine Zelte aufschlägt? Diese ganz besondere Herausforderung, inmitten von Schulalltag und Fremdevaluation kann eine Schule verändern. Das Mannheimer Ursulinen-Gymnasium hat sich der Herausforderung gestellt und den Versuch unternommen, den Katholikentag auf ganz vielfältige Weise inhaltlich mitzugestalten. Von den Erfahrungen, Hindernissen und Perspektiven dieses Wagnisses soll hier berichtet werden. Eine gehörige Portion Skepsis stand am Anfang. Und zwar auf vielen Seiten: „Wie soll auch das noch geschultert werden?“ – eine berechtigte Frage aus dem Kollegium, schließlich sind Ressourcen begrenzt und es gibt niemanden, der für die anstehenden Aufgaben in besonderem Maße hätte entlastet werden können. Egal, wie die Beteiligung aussehen könnte, eine Menge Arbeit und zusätzliche Belastungen wirkten nicht unbedingt motivationssteigernd. Aber auch die begeisterten Anhänger des Großereignisses waren anfangs unsicher: Ausgerechnet das Geistliche Zentrum sollte in unserer Schule Platz finden. So wichtig und interessant dessen Angebote sein mögen – ein direkter Anknüpfungspunkt für unsere Schüler schien da nicht auf der Hand zu liegen. Schließlich sind in einer Stadt wie Mannheim die Schülerinnen und Schüler einer katholischen Schule zwar vielleicht gegenüber religiösen Angeboten offener, bestimmt aber nicht ausnahmslos von tiefer Gottesfürchtigkeit und spirituellem Durst durchdrungen, da brauchen wir uns nichts vormachen. Wenig greifbar war diese katholische Großveranstaltung zunächst auch für Schülerinnen und Schüler sowie die Elternschaft ganz prinzipiell – ausgenommen diejenigen, welche das besondere Flair von Kirchen- und Katholikentagen schon aus eigener Erfahrung kannten.

Wie also beginnen? „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“

Ursulinen-Gymnasium Mannheim



Am Getränkestand



Vor dem
Ursulinen-
Gymnasium



Die Mosaik-Aktion der
Klasse 8c

Die weisen Worte Antoine de Saint-Exuperys befolgend, war schnell klar, dass im Kollegium zunächst eigene Begeisterung vorhanden sein muss, um diese dann auch transportieren zu können. Dass nur Begeisterte selbst begeistern können, zeigte sich im Verlauf des Projekts auch immer wieder. Und hätten wir alle vor Begeisterung noch mehr gebrannt, wäre einiges vielleicht noch besser zu stemmen gewesen. Wie diese Situation allerdings hätte erreicht werden können, bleibt nach wie vor unbeantwortet. Verständlich, dass aus der offenen Einladung zu Beginn dann gegen Ende die Erwartung der Schulleitung erwuchs, sich begeistern zu lassen oder zumindest mitzutun.

Eine Gruppe Begeisterter, unterstützt von vielen einzelnen Aktiven, konnte letztlich eine Beteiligung des Ursulinen-Gymnasiums verwirklichen, auf die wir stolz sind. Wir haben den Aufbruch gewagt, und zwar im mehrfachen Wortsinn. Ganz wichtig war uns dabei, nicht nur dabei zu sein, sondern selbst inhaltlich mitzugestalten. Wie in vielen anderen Bereichen galt es hier Hindernisse zu überwinden. Denn es scheint nicht an der Tagesordnung zu sein, dass sich eine Schule (auch wenn es die katholische ist) am offiziellen Katholikentagsprogramm beteiligen möchte. Mit viel Nachdruck ist diese Beteiligung im Hauptprogramm dann gelungen, zwar nicht im zentralen Kongresszentrum, aber immerhin im Mannheimer Ratssaal. Die Überfüllung der Veranstaltung hat uns allerdings gezeigt, dass wir auch einen der großen Kongresssäle hätten füllen können.

Worum ging es uns: Wir wollten Religionsgrenzen aufbrechen mit einem interreligiösen Forum, das vor allem von Schülerinnen und Schülern vorbereitet und durchgeführt worden ist. Unter dem Titel „Dein Gott, mein Gott, ein Gott?“ diskutierten Expertinnen der drei großen monotheistischen Religionen: Islam, Judentum und Christentum. Die Fragen, die sich mit den Gottesbildern in den Religionen, sowie mit der Theodizeefrage beschäftigten, wurden von Schülern der 10. und 12. Klasse erarbeitet. Um das Thema einzuführen, gab es jeweils eine kurze Präsentation der Schüler. Musikalisch umrahmte die Schulband „School’s Out“ die Veranstaltung. In einem selbstgedrehten Film sprachen Menschen aus Mannheim über ihr persönliches Gottesbild.

Neben dem Applaus im Publikum freuten sich die Oberstufenschüler auch über das Lob der Vertreterinnen der Religionen: Die islamische Theologin Hamideh Mohagheghi (Hannover), die Religionspädagogin Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier (Karlsruhe) und die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Oldenburg, Sara-Ruth Schumann, waren von der profunden Vorbereitung beeindruckt.



Das Geistliche Zentrum im Ursulinen-gymnasium Mannheim als Kommunikationsort: OStD Gitta Grimm, Erzbischof Dr. Zollitsch, Stiftungsdirektor Scherer

Auch andere Veranstaltungen des Katholikentags wurden durch das Ursulinen-Gymnasium mitgestaltet, auch wenn es das Programmheft nicht immer auswies: Zehntklässler bereicherten ein Forum zum zweiten Vatikanischen Konzil mit szenischem Spiel. Gleich an zwei Tagen trugen Schülerinnen und Schüler bei einer Modenschau Trachten aus Lateinamerika. Ein Abendlob sowie ein Nachtgebet wurden mitgestaltet. Dass einzelne Schülerinnen und Schüler unabhängig von den Schulaktivitäten im Programm beteiligt waren, versteht sich von selbst. Sogar im Fernsehen konnte man Ursulinen-Schüler als Ministrantinnen und Ministranten entdecken, die bei Eröffnungs- und Abschlussgottesdienst mitwirkten.

Die meisten Kräfte während des Katholikentags band sicherlich unser Café „Urs u. Line“. Schon die Vorbereitung war eine Herausforderung. Erfahrungswerte von Großveranstaltungen der Schule konnten nur als ungefähre Richtwerte dienen und die Erlebnisse während des Katholikentags übertrafen die kühnsten Erwartungen. Das schöne Wetter lockte in den Schulhof und vor allem nach dem Eröffnungsgottesdienst lag das Café offensichtlich für viele Besucher auf dem Weg. Trotz eines Großaufgebots von Eltern, Schülern und Kollegen ließen sich lange Warteschlangen nicht immer vermeiden. Auch das eine oder andere Angebot war schneller vergriffen als gedacht. Planungen wurden dann noch während der Tage verworfen und kurzfristig verändert, sodass fast alle Gäste zufriedengestellt werden konnten.

Im Café brachte sich auch die Schülermitverantwortung mit einem Waffel-Verkauf ein. Die Eine-Welt-AG „El Mundo“ bot fair gehandelte Produkte an. Als „Herz des geistlichen Zentrums“ bezeichnete dessen Leiter, Dr. Arno Zahlauer, unser Café. Da er im Hauptberuf das Geistliche Zentrum St. Peter leitet, ermöglichte er es den vielen Helferinnen und Helfern dort einmal einen Einblick zu erhalten und lud noch während des Katholikentags in den Hochschwarzwald ein.



*Der Rucksack zum
Katholikentag*

Als Helfer gefragt waren die Ursulinen-Schüler auch bei der Erzdiözese selbst. Hier wurde vor allem das Projekt „mittendrin2“ unterstützt. Unermüdlich animierten die jungen Helfer die Katholikentagsbesucher, bunte Tonscherben mit Wünschen zu beschriften und so ein lebendiges Mosaik im Wasser entstehen zu lassen. Auch Erzbischof Dr. Robert Zollitsch konnte dazu gewonnen werden, auch wenn seine Begleiter dem Ansinnen zunächst wenig positiv gegenüber zu stehen schienen.

Dass zwanzig evangelische Schülerinnen und Schüler aus Hamburg privat untergebracht wurden, erscheint zunächst nur wie eine Randnotiz, musste aber auch organisiert werden und ermöglicht im Gegenzug nun ein besonderes Erleben des Kirchentags an der Elbe im kommenden Jahr. Wie motiviert man Helferinnen und Helfer für all diese Aktivitäten? Selbst für die Sache zu brennen, ist das eine, zu informieren und zu begeistern das andere. Mit einem ganzen Strauß an interner Werbung und Information sollte möglichst vielen Schülerinnen und Schülern klar werden, dass auch für sie der Katholikentag eine Bereicherung darstellt. Lehrerinnen und Lehrer, aber auch einzelne Schülerinnen und Schüler durchforsteten das umfangreiche Programm nach Highlights und Geheimtipps. Die interessantesten davon wurden über sieben Wochen lang als Tipps des Tages auf der Informationstafel der Schule, im Internet und auf Facebook veröffentlicht – zum Teil mit großer Resonanz. Und da wir mit Hilfe der Schwestern des Ursulinen Konvents allen Schülerinnen und Schülern eine kostenlose Teilnahme am Katholikentag ermöglichen konnten, wurden viele der „Tipps“ auch tatsächlich besucht.

Weit schwieriger gestaltete sich die Öffentlichkeitsarbeit nach außen. Während die Lokalpresse auf vielfache Weise über den Katholikentag berichtete, blieben unsere Beiträge unberücksichtigt. Dies führte zur paradoxen Situation, dass eine Lokal(!)zeitung einen Gesprächskreis zum Dialog bewarb, unser Forum, das junge Mannheimerinnen und Mannheimer aufwändig vorbereitet hatten, jedoch mit kei-

nem Wort erwähnte. Umfangreiche Bemühungen sorgten dafür, dass Zeitungen aus Ludwigshafen und Heidelberg das besondere Engagement des Ursulinen-Gymnasiums würdigten, während der „Mannheimer Morgen“ uns vor, während und nach dem Katholikentag ignorierte.

Nicht nur in den Medien verschwand der Katholikentag recht schnell wieder, auch der Schulalltag ließ kaum Zeit, ausführlich über all das, was an Aufbrüchen stattgefunden hat, zu reflektieren. Was wird aus all den Aufbrüchen? Sind sie nachhaltig? Vielleicht ist es ganz gut, dass wir allein durch eine bauliche Veränderung immer an den Katholikentag erinnert werden. Im Rahmen einer „Aufbruchs-Feier“ zum Auftakt des Katholikentags segnete Erzbischof Zollitsch den neuen Aufzug am Ursulinen-Gymnasium. Die schon lange herbeigesehnte Neuerung wurde anlässlich der Großveranstaltung für das in unserer Schule angesiedelte Geistliche Zentrum gebaut. Der Aufzug ist aber vor allem eine Investition in die Zukunft: Künftig können wir auch körperlich beeinträchtigte Schülerinnen und Schüler aufnehmen. Der Aufzug ist also ganz sicher eine nachhaltige Investition. Aber der ganze Rest? Hat sich die Arbeit gelohnt? Auf den ersten Blick hat sich wenig getan. Das System Schule ist geprägt durch die jeweils akuten Herausforderungen. Aber das, was jeder erlebt hat, wirkt nach. Vielleicht nicht offensichtlich, aber doch auf den zweiten Blick: Jeder, der einmal erlebt hat, was zusammen mit Lehrern, Schülern und Eltern geleistet werden kann, ist positiv gestärkt für künftige Projekte. Schüler, die wirkliche Antworten auf wirkliche Fragen von renommierten Theologinnen erhalten haben, konnten sich wirklich ernst genommen und respektiert fühlen. Wer sich überwunden hat, Menschen anzusprechen und sie zu bitten, ihre Wünsche auf Ton-scherben zu schreiben, und dabei erlebt, welche tiefe Sehnsüchte dabei zur Sprache kommen, wird dies nicht so schnell vergessen. All diese Erfahrungen prägen. Vermutlich nicht in der Art und Weise, in der wir es uns immer wünschen: aktivierend, groß, weithin sichtbar. Aber wer sich einmal daran erinnert, was ihn selbst geprägt hat, wird feststellen, dass das Umfeld davon ganz oft gar nicht so viel mitbekommen hat. Seien wir also guten Mutes, dass es einen Aufbruch gegeben hat, oder besser gesagt: ganz viele Aufbrüche, bei ganz vielen Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern und Eltern. Und vielleicht gelingt es sogar, diese an der einen oder anderen Stelle im Schulleben sichtbar zu machen. Damit es nicht nur beim Aufbruch bleibt.

Marcus Ohl, Mitglied der Vorbereitungsgruppe des Katholikentags am Ursulinen-Gymnasium

Annette Kollefrath-Persch

Goldener Reis und leuchtende Bakterien

Schülergruppe der Schulstiftung diskutiert in Freiburg über Facetten der Synthetischen Biologie

Wie weit darf Forschung gehen? Was ist das Ziel der Synthetischen Biologie? Wie soll Forschung international reglementiert werden? Was können Nachwuchsforschende zu diesem Thema einbringen? Wie wichtig sind ethische Betrachtungsweisen?



Thomas Kunz

Diesen Fragen sind Anfang Oktober 33 Schülerinnen und Schüler in Freiburg nachgegangen: Auf der öffentlichen Tagung „Synthetische Biologie und Gesellschaft“ brachten die Schüler die anwesenden Vertreterinnen und Vertreter aus Forschung und Wirtschaft mit ihren fundierten Beiträgen zum Nachdenken und Diskutieren. Das Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Freiburg veranstaltete die Tagung. Als thematische Vorbereitung hatte die Gruppe der Schulstiftung zuvor einen Tag bei BIOSS Centre for Biological Signalling Studies, dem Exzellenzcluster der Universität Freiburg, verbracht. Das „Netzwerk BioEthik“ der Schulstiftung hatte diese zweitägige Fortbildung organisiert: „Das Angebot kam bei den Schülern sehr gut an“, erklärt Initiator Joachim Nebel, „es gab mehr Anmeldungen als freie Plätze“.

„Golden Rice“ und grundlegende ethische Fragen

Bei BIOSS wurden den Schülern von der Heimschule St. Landolin Ettenheim, dem St. Ursula- Gymnasium Freiburg, dem Ursulinen-Gymnasium Mannheim, der Liebfrauenschule Sigmaringen, dem Kolleg St. Sebastian Stegen und der St. Ursula-Schulen Villingen Einblicke in die Strukturen, Aufgaben und Ziele eines Forschungsclusters gegeben. Auf Interesse stieß vor allem das Projekt „Golden Rice“, an dem der Biologe Prof. Dr. Peter Beyer seit einigen Jahren arbeitet. Sein Ziel ist es, den Nährwert von Nutzpflanzen zu erhöhen, um Mangelernährung in Entwicklungsländern vorzubeugen. Dafür veränderte Beyer durch gentechnische Verfahren die Konzentration von Provitamin A im Reis, sodass die den menschlichen Bedürfnissen entspricht. Das ursprünglich weiße Reiskorn erhält durch den neuen hohen Gehalt von Provitamin A einen gelblichen, goldenen Schimmer.

Zusammen mit den Lehrkräften Joachim Nebel von der Heimschule St. Landolin Ettenheim, Christoph Klüppel vom St. Ursula-Gymnasium Freiburg und Armin Dreher von der Heimschule St. Landolin Ettenheim diskutierten die Schüler über die

Netzwerk BioEthik der Schulstiftung

FORUMSCHULSTIFTUNG



Mit Wissenschaftlern im Gespräch Schülerin mit Bakterienkolonien



politischen Probleme und die Kritik an diesem Projekt. Daran anschließend lieferte Dr. Joachim Boldt, der am Institut für Ethik und Geschichte der Medizin forscht und Mitglied von BIOSS ist, fachliches Input, zu grundlegenden ethischen Fragen zur Synthetischen Biologie.

iGEM: Ein Wettbewerb zur Synthetischen Biologie

Inwieweit auch Studenten- und Schülergruppen in diesem relativ neuen Forschungsfeld mitarbeiten können, stellte das Freiburger iGEM-Teams vor. Die „International Genetically Engineered Machine Competition“ (iGEM) ist ein wissenschaftlicher Wettbewerb für Synthetische Biologie, der jährlich vom Massachusetts Institut für Technologie (MIT) in Boston/USA veranstaltet wird und sich an Nachwuchsforscherinnen und -forscher, die noch keinen Studienabschluss haben, richtet. Zusammen mit zwei Vertretern des Teams konnten die Schüler ihre praktischen Fähigkeiten im Labor testen und ließen sich viele Details zum diesjährigen Projekt erklären. Die Schüler waren begeistert von dem Wettbewerb und es kam die Idee auf, selbst ein Team für den High-School-Wettbewerb zu formieren, so Christoph Klüppel.

Posterpräsentation als Diskussionsanstoß

Am darauffolgenden Tag präsentierten die Schüler zahlreiche Fragen, die sie zum Abschluss ihres Besuchs bei BIOSS auf Postern festgehalten hatte. In drei Gruppen



„hands on“



Im BIOS-Labor

hatten sie Denkanstöße und fundierte Fragen zu den von renommierten Forschenden auf dem Podium vorgestellten Themen „Forschung“, „Chancen und Risiken“ sowie „Gesellschaftlicher Horizont“ formuliert. Die Poster wurden für die circa 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der öffentlichen Tagung ausgehängt. Die Schüler stellten pro Gruppe zwei Moderatoren aus ihrer Runde, die am Anschluss an jedes Podium ausgewählte Fragen vortrugen und dadurch die Diskussion lebhaft starteten und unterstützten.

Ziele der Synthetischen Biologie und Grenzen der Forschung

Durch die verschiedenen Forschungsbereiche, die auf dem ersten Podium der Tagung vertreten waren, wurde den Schülern ein breites Spektrum vorgestellt, was unter der Bezeichnung Synthetischen Biologie zusammengefasst wird. Sie solle bei Krankheiten helfen, indem sie zum Beispiel die Insulinherstellung vereinfacht, Lebensmittel mit mehr Nährstoffen versetzen, als auch Umweltprobleme korrigieren. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler plädierten dafür, ihnen wie bei jedem neuen Forschungsbereich eine gewisse Spielphase zuzugestehen. Gerade der iGEM-Wettbewerb zeige, dass man mit Kreativität und ungezwungen an manche Projekte herangehen muss. Da meldeten sich die Schüler zu Wort und wollten wissen, wie weit Forschung eigentlich gehen darf. Diese Frage, so die Antwort, stellen sich auch stets die Wissenschaftler selbst, aber gerade mit Blick auf Tierversuche werde durch einen gesellschaftlichen Filter verhindert, dass tierisches Leben vergeudet wird. Und auch im Labor merke man, wann man aufhören müsse: nämlich



Schülerinnen und Schüler präsentieren ihre Fragen bei der öffentlichen Podiumsdiskussion

dann, wenn offensichtlich wird, dass durch ein Weiterforschen negative Folgen für Lebewesen oder Umwelt auftreten können.

An diesem Punkt hakten die Schüler nach: Wollen Wissenschaftler etwa Gott spielen – und wie gehen sie mit diesem Vorwurf um, denn schließlich wurde diese Begrifflichkeit von einem Forschenden – Craig Venter – aufgebracht? Nein, so die einhellige Meinung der Podiumsteilnehmer, die Neugierde treibe sie an und nicht das Ziel, Gott zu spielen. Zudem sei die Forschung in ihren Augen noch gar nicht soweit, neues Leben, das in Konkurrenz zur Natur bestehen kann, zu kreieren.

Reglementierungen und eine kritische Gesellschaft

Dennoch ließ die Schülergruppe der Schulstiftung nicht locker und formulierte ihre Forderung nach internationalen Gesetzen, die negative Folgen verhindere. Als Beispiel führten sie das langwierige Problem des Anbaus von gentechnisch veränderten Mais durch den Konzern Monsanto in Mexiko an: Diese Situation dürfe sich nicht wiederholen. Dem widersprachen die Experten nicht und bekräftigten, dass man nur Sachen freisetzen darf, die danach aus der Natur auch wieder zurückgeholt werden könnten. Aber die bereits existierenden (Selbst-)Regulierungen würden bereits weltweit den aktuellen Forschungsstand abdecken, zudem gebe es Absprachen zwischen den USA und Europa. Es fehle allerdings eine übergeordnete Instanz, die das Recht habe, international gültige Forschungsgrenzen zu setzen. Dennoch dürfe dieser Wissenschaftsbereich, so wurde es den Schülern erklärt, nicht zu stark begrenzt werden. Ein Verbot würde nichts bringen, denn die Probleme entstehen dann dadurch, dass die falschen Leute daran weiterarbeiten: Forschungsfreiheit solle für jeden bestehen und die Gesellschaft miteinbezogen werden. Die



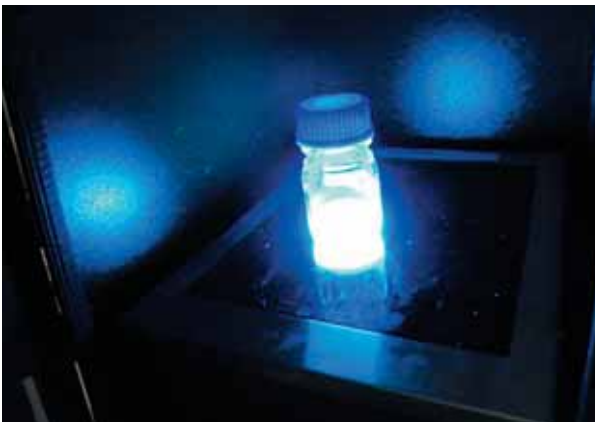
Konzentration beim Pipettieren



Vortrag der iGEM-Studentengruppe im „Signalhaus“

Synthetische Biologie stecke noch in den Kinderschuhen und müsse sich und seine Anwendungsbereiche erst noch finden. Aber dafür sei eine interdisziplinäre Begleitforschung bezüglich der gesellschaftlichen Aspekte wichtig.

Doch müsse dafür, erkundigten sich die Schüler zum Schluss, die Ethik nicht einen höheren Stellenwert erhalten? Ja, beendeten die anwesende Experten die Tagung: Eine ethische Analyse der Forschung müsse immer – vor allem an Schulen - miteinfließen. Wolf-Michael Catenhusen, der Mitglied im Deutschen Ethikrat ist, bekräftigte diese Aussage und lobte das Engagement der Schülergruppe der Schulstiftung: Ihm sei auf dieser Tagung durch die tollen Beiträge der Schüler klar geworden, dass Politik und Wissenschaft handeln müssen. Denn es gebe bereits die aufmerksamen, kritischen Mitglieder der Gesellschaft, welche die Forschung begleiten.



Leuchtende Bakterien

Christian Brunner

Gemeinschaftskunde-Kurs des Klostersgymnasiums befragt Bundespräsident Joachim Gauck und Altkanzler Helmut Schmidt bei Maybrit Illner

Der Gemeinschaftskunde-Neigungskurs des Jahrgangs II vom Klostersgymnasium Unserer Lieben Frau Offenburg verweilte vom 25. – 29. September 2012 auf Studienfahrt in der Hauptstadt Berlin. Das Programm war mit vielen interessanten Punkten gespickt. So stand ein Besuch im Bundestag auf der Agenda und wir statteten auch der Landesvertretung von Baden-Württemberg einen Besuch ab. Bei der durch einen Zeitzeugen geleiteten Führung durch das ehemalige Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen und am Denkmal für die ermordeten Juden Europas kamen die Schülerinnen mit der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts in Berührung, welche in Berlin beinahe greifbar scheint. Am letzten Tag der Studienfahrt hatten die Schülerinnen die Chance, dem Finanzminister der Bundesrepublik Deutschland Herrn Dr. Wolfgang Schäuble Fragen zur Eurokrise sowie zu weiteren Themen zu stellen.

Einem Programmpunkt dieser Studienfahrt fieberten die Schülerinnen von Anfang an mit großer Freude entgegen. Dem Besuch der Talkshow Maybrit Illner mit dem Thema: „Warum noch an Europa glauben?“ Als Gäste der Runde waren der aktuelle Bundespräsident Joachim Gauck und der Altkanzler Helmut Schmidt geladen. An sich stellt allein schon die Aussicht, diese verdienten Politiker live im Studio sehen zu können ein großes Ereignis dar. Doch unseren Schülerinnen kam auf Wunsch der Redaktion Maybrit Illner auch noch die Ehre zu teil, den Gästen Gauck und Schmidt Fragen zu stellen. Als die Schülerinnen wenige Wochen vor der Sendung von dieser Gelegenheit erfuhren, wurde umgehend mit der Recherche und Entwicklung von möglichen zu stellenden Fragen begonnen. Der Kurs zeigte sich angesichts dieser einmaligen Chance sehr motiviert und fokussiert.

Am Tag der Aufzeichnung machten wir uns voller Erwartungen auf den Weg zu den in der Nähe des Ostbahnhofs gelegenen Radialsystem-Studios. Nachdem die Sicherheits-Checks absolviert waren, wurden auch schon die vier Schülerinnen, die später in der Talkshow die Fragen stellen sollten, von Frau Gärtner vom ZDF in Empfang genommen. Sie sollten nun für die gegen 15.00 Uhr beginnende Talkrunde vorbereitet werden. Nachdem jede Schülerin in der Maske war, durften sie zu einem Vier-Augen-Gespräch in die Garderobe von Maybrit Illner, um den Ablauf der Fragerunde noch einmal durchzusprechen. Auch die übrige Zeit im Aufenthaltsraum zwischen Mitarbeitern der Maybrit-Illner-Show und verschiedenen Redakteuren überregionaler Zeitungen war äußerst spannend. Um 15.00 Uhr hieß es dann 3,2,1 und schon konnte man die typische Eingangsmelodie der Show vernehmen. Nachdem



Bundespräsident Joachim Gauck inmitten der Schülerinnengruppe

der Bundespräsident und der Altkanzler eine halbe Stunde über die Euro-Krise und die Zukunft der Europäischen Union diskutiert hatten, kamen die Schülerinnen mit ihren Fragen zum Zug. Sie wollten wissen, was ihre Generation in Zukunft für die EU besser machen könne und ob es mehr direkte Beteiligung für die Bürger geben solle. So hatten sie als EU-Bürgerinnen die Möglichkeit Fragen, die sie betreffen und beschäftigen, an bedeutende Politiker zu richten.

Nachdem die Sendung zu Ende und alle Scheinwerfer aus waren, nahm sich der Bundespräsident Joachim Gauck noch die Zeit für ein gemeinsames Foto mit dem Kurs. Ein für alle sicher unvergessliches Erlebnis.

Tanja Sabine Kessler

Demokratie lernen und demokratisch handeln

Projekt „Auch DU kannst etwas verändern!“ – Klosterschüler kämpfen für die Menschenrechte

Zur Überraschung und großen Freude der Mitglieder der SMV, der Amnesty-International- und der Fair-Trade-Gruppe der Klosterschule vom Heiligen Grab erfolgte im Frühsommer 2012 die Einladung der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Prof. Dr. Annette Schavan zum „Tag der Talente“ vom 15.- 17. September nach Berlin.

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung bietet begabten Jugendlichen unterschiedlicher Fachbereiche jedes Jahr die Möglichkeit zur Teilnahme an fächer-spezifischen Bundeswettbewerben. Ein Bestandteil dessen ist das Förderprogramm „Demokratisch Handeln“, an welchem eine Gruppe von rund 20 Klosterschülern aus unterschiedlichen Klassenstufen unter Leitung von Tanja Kessler und Jörg von Busekist erfolgreich teilnahm. Die für den Wettbewerb eingereichte Dokumentation trägt den Titel „Auch DU kannst etwas verändern – Klosterschüler kämpfen für den Schutz der Menschenrechte“.



Auszeichnung des Projektes beim „Tag der Talente 2012“ in Berlin

Ziel der Schüler ist es, innerhalb und außerhalb der Schulgemeinschaft über das menschenunwürdige Leben an anderen Orten der Welt zu informieren und zur Verbesserung dieser Umstände beizutragen. Am Wettbewerb „Demokratisch Handeln“ nahmen rund 300 Gruppen teil – zwei davon wurden für ihre herausragende Leistung mit der Einladung zum „Tag der Talente“ nach Berlin geehrt, darunter auch die Gruppe der Klosterschule, die dort in Begleitung von Frau Kessler durch Franziska Buschert und Anne-Sophie Schäfer vertreten war.

Die diesjährige Veranstaltung stand – in Anlehnung an das Wissenschaftsjahr 2012 „Zukunftsprojekt ERDE“ – unter dem Motto „Grenzenlos“. Neben einem bunten Rahmenprogramm, in dem einige junge Talente ihre Projekte präsentierten, konnten sich die Teilnehmer beim „Markt der Möglichkeiten“ über Stipendien und Förderungsmöglichkeiten für Begabte informieren. Darüber hinaus gewannen die Jugendlichen durch Fachvorträge sowie Workshops passend zum Motto „Grenzenlos“ neue Erkenntnisse. Der Höhepunkt der dreitägigen Veranstaltung war die Auszeichnung der Jugendlichen durch den parlamentarischen Staatssekretär des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, Thomas Rachel.

Vermittlung der Grundlagen demokratischen Handelns an der Klosterschule

Über die erfolgreiche Teilnahme am Wettbewerb „Demokratisch Handeln“ freute sich neben den Schülern auch Schulleiterin Margarete Ziegler, die großen Wert auf die Stärkung des christlich-sozialen Profils der Schule legt. So wurde zu dessen Förderung ein umfangreiches Sozialcurriculum erarbeitet, das die Bereiche Soziales Lernen, Prävention und Berufsorientierung umschließt.

Im Rahmen des Sozialcurriculums wurden für die Unter- und Mittelstufe – von Schülern, Eltern, Lehrern, Schulleitung und der Sozialpädagogin der Schule gemeinsam – altersspezifische Konzepte mit entsprechenden Bausteinen entwickelt, welche in regelmäßigen Abständen reflektiert und überar-



beitet werden. So wurde im Schuljahr 2008/2009 mit dem „Klassenrat“ ein weiterer wertvoller Baustein in das Unterstufenkonzept aufgenommen. Auch im Mittelstufenkonzept hat er sich als festen Bestandteil etabliert.

Darüber hinaus werden neben Projekten wie „Compassion“ und „Schüler helfen Schülern“ viele weitere Schul- und Klassenprojekte aus dem sozialen Bereich angeboten: z.B. Besuche in Altenheimen durch Schülergruppen, die Klassenpatenschaft für ein nepalesisches Mädchen und die Tätigkeit als Mentor in unterschiedlichen Fachbereichen. Somit werden die Lernbereitschaft, die Eigenständigkeit sowie die Sozialkompetenz der Schüler auf unterschiedliche Art und Weise täglich gefördert und sie werden zu sinnbringendem (sozialen) Engagement und der Übernahme von Verantwortung motiviert sowie auf das Weltgeschehen sensibilisiert.

Klosterschüler übernehmen eigenständig Verantwortung

Dass die Klosterschüler durchaus am Weltgeschehen interessiert sind, sich für ihre Mitmenschen engagieren möchten und verantwortungsvoll arbeiten können, stellen sie in den vergangenen Schuljahren mehrfach unter Beweis: Im Schuljahr 2008/2009 entschied die SMV, das Thema „Amnesty International“ im Rahmen ihres SMV-Seminars zu bearbeiten. Im darauffolgenden Jahr stand das Seminar unter dem Motto „Fair Trade“.

An beiden Themen war das Interesse der Jugendlichen so groß, dass sich im Anschluss an die jeweiligen SMV-Seminare eine von den Schülersprechern und Vertrauenslehrern betreute schulinterne „Amnesty-International-Gruppe“ (2008) und eine „Fair-Trade-Gruppe“ (2009) bildete. Die Schüler beweisen neben großem sozialem Engagement ihre Fähigkeiten im Organisieren der Gruppen sowie der Planung und Durchführung von Aktionen, womit sie ihre Mitschüler zu sozialem Engagement für die Schülerschaft bewegen, insbesondere aber die Notwendigkeit des Schutzes der Menschenrechte aufzeigen und ihre Mitmenschen zum Mitmachen motivieren. Im Schuljahr 2011/2012 erstellten die Gruppen erfolgreich eine gemeinsame Projektarbeit, welche im weiteren Verlauf genauer beschrieben wird.

Das Projekt „Auch DU kannst etwas verändern!“ – Klosterschüler kämpfen für die Menschenrechte

Die Entstehung des Projektes:

Zu Beginn des Schuljahres 2011/2012 wurde die SMV von den Organisatoren des „Förderprogramm Demokratisch Handeln“ angeschrieben und ermuntert, ihre Arbeit zur Teilnahme am bundesweiten Schülerwettbewerb „Demokratisch Handeln“ zu dokumentieren. Das Interesse der Organisatoren an der Arbeit der Schüler wurde durch den Link „Das Amnesty Projekt“ auf der Schulhomepage geweckt.

Nachdem die Vertrauenslehrer sich über den Wettbewerb erkundigt hatten und auch für die Fair-Trade-Gruppe die Möglichkeit einer Teilnahme sahen, wurden sowohl die Amnesty-International-Gruppe als auch die Fair-Trade-Gruppe über den Wettbewerb informiert. Sehr schnell wurde der Beschluss gefasst, eine gemeinsame Dokumentation unter dem Titel „Auch DU kannst etwas verändern!“ – Klosterschüler kämpfen für den Schutz der Menschenrechte einzureichen. An der Entstehung der rund 35-seitigen Dokumentation war jedes einzelne Gruppenmitglied beteiligt: Es wurden Texte verfasst, Bilder gemacht, das Layout gestaltet und nicht zuletzt immer wieder korrekturgelesen.



Zusammenfassung der Dokumentation:

Nach einer kurzen Darstellung der Entstehung der Gruppen und deren Zielsetzung wurden diese ausführlich vorgestellt:

Die **AI-Gruppe** setzt sich aus Schülern der Klassenstufen 8-12 zusammen. Die Gruppenmitglieder treffen sich einmal wöchentlich in einem eigens für diese Gruppe zur Verfügung gestellten Arbeitsraum, einem früheren Internatszimmer, und planen dort ihre regelmäßig stattfindenden Aktionen.

Die Gruppe wendet sich vor allem mithilfe von Aufrufen an die für die Menschenrechtsverletzungen Verantwortlichen. So schicken die Mitglieder alle acht Wochen von interessierten Lehrern und Schülern unterschriebene Briefe an

Unrechtsregime, um gegen Menschenrechtsverletzungen zu protestieren. In der Schule befindet sich eine Stellwand, durch welche auf die neueste Briefaktion aufmerksam gemacht wird, außerdem weist die Gruppe mittels dieser Stellwand auf die weltweite Missachtung von Menschenrechten hin und stellt die Arbeit von AI vor. Neben den Briefen setzt die Gruppe auch auf Petitionen, für die sie Unterschriften sammelt. Die Gruppe schickt die gesammelten Unterschriften schließlich zur Amnesty-Zentrale in Berlin, die sie entsprechend weiterleitet. Das Porto finanziert die Gruppe über gelegentliche Kuchenverkäufe in den Schulpausen. Darüber hinaus klärt die AI-Gruppe Mitmenschen jeden Alters über die Menschenrechtsverletzungen auf: Dies geschieht vorwiegend über Infostände am „Tag der offenen Tür“ und am jährlichen „Adventsbazar“. Außerdem agiert sie am jährlichen „Tag der Menschenrechte“ mit aktuellen Aktionen, die von AI ausgeschrieben werden.

Genauso wie die AI-Gruppe legt die **FT-Gruppe** den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Aufklärungsarbeit: Sie vermittelt in Form von verschiedenen Aktionen Hintergrundwissen über die Notwendigkeit und den Ablauf des fairen Handels. Sie verkauft im Rahmen verschiedener Schulveranstaltungen „Fair Trade Produkte“. Somit haben u.a. die Besucher des Adventsbazars die



Möglichkeit Weihnachtsgeschenke aus fairem Handel zu erstehen und die Teilnehmer und Betreuer des jährlichen Sportfests können sich an „fairer“ Cola und Limo erfrischen und Mangostreifen und weitere Leckereien aus fairem Handel genießen.

Außerdem präsentieren sich die Mitglieder der Gruppe beim „Tag der offenen Tür“ der Schule. Hier machen sie die Eltern darauf aufmerksam, dass auch beim Kauf von Schulartikeln nachhaltig gehandelt werden kann. Bei der Anmeldung des Kindes verweisen sie auf die Möglichkeit ein „Starterset“ zu bestellen, welches das Kind am Tag der Einschulung erhält. Das „Starterset“ besteht aus einer Stofftasche mit Schullogo sowie vielen für Klasse 5 notwendigen Heften, Umschlägen und Schnellheftern aus Umweltschutzpapier.

Als bekannt wurde, dass an der Schule neue „Eventshirts“ eingeführt werden sollten, engagierte sich die Gruppe dafür, dass ein Anbieter gewählt wurde, dessen Shirts im Sinne der Menschenrechte produziert werden. Nach langem Suchen fand sie einen Lieferanten, dessen Shirts vom Anbau der Baumwolle bis hin zur Produktion nachweislich den Ansprüchen an faire Produktionsbedingungen genügen. Sogar das Bedrucken der Kleidung unterstützt ein soziales Projekt, in welchem Menschen mit Benachteiligungen, Behinderungen und psychischen Erkrankungen Arbeit finden.

Weiterhin kooperierte die FT-Gruppe beim Besuch des mehrfach für den Friedensnobelpreis nominierten irischen Paters Shay Cullen an der Klosterschule mit der „Aktionsgemeinschaft Fairer Handel, Baden-Baden“. Gemeinsam wurde ein Vortrag des Menschenrechtlers in der Aula der Schule für die Klassenstufen 10-13 organisiert. Anschließend hatten einige Gruppenmitglieder nach einem kurzen Radiointerview die Möglichkeit, mit Pater Shay Cullen, zwei geladenen Stadtpfarrern und einigen Vertretern der Aktionsgemeinschaft im Schulbistro zu Mittag zu essen und wertvolle Einblicke in die Arbeit des beeindruckenden Iren, der seit vielen Jahren auf den Philippinen lebt, zu gewinnen.

Erfahrungsbericht von Franziska Buschert und Anne-Sophie Schäfer zum „Tag der Talente 2012“

‚Tag der Talente? Staatssekretär, Vertreter des Weltklimarates, Gewinner der Bundeswettbewerbe? Und ich werde mittendrin sein?‘ Ich kann es noch nicht glauben...



ausgerechnet wir wurden ausgewählt.’ Genau das waren wohl unsere ersten Reaktionen, als wir, Franziska Buschert und Anne-Sophie Schäfer, erfuhren, dass unsere Wettbewerbseinsendung beim Bundeswettbewerb ‚Demokratisch Handeln‘ ausgewählt wurde, am Tag der Talente teilzunehmen. So hieß es gleich mal schnell googeln, was denn dieser ‚Tag der Talente‘ genau

ist, und dann erst mal mit großen Augen vor dem Programm zu sitzen: ganztägiger Workshop, Rede des Weltklimaratsmitglieds Prof. Dr. Ottmar Edenhofer und die Auszeichnung durch den Staatssekretär des Bundesministerium für Bildung und Forschung, Thomas Rachel. Und dies alles auf Einladung von Annette Schavan.

„Müssen wir da was selber bezahlen?“ Auch diese Frage wurde schnell geklärt, denn Frau Kessler ließ uns wissen, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung uns nicht nur zur Veranstaltung eingeladen hatte, sondern auch die Unterkunft, Anreise (Flug), Verpflegung und den für die Tage wichtigen Shuttleservice bezahlen würde.



Am 15. September ging es dann endlich los. Ab an den Flughafen, einchecken und los ging es nach Berlin. Am Hotel angekommen kam auch schon allmählich das Gefühl auf, selbst wichtig und irgendwie ‚VIP‘ zu sein. Denn

unsere Unterkunft war nicht irgendeine Jugendherberge, sondern ein modern eingerichtetes Hotel. Dort wurden wir direkt von den Betreuern der Agentur WE DO voll ausgestattet: Tasche, Block, Kugelschreiber und ein Umhängeband mit Namen. Und da war man dann auf einmal nicht mehr irgendwer, sondern wusste schon da ‚Hey, wir haben etwas Großes geleistet. Ich glaub wir können echt stolz auf uns sein.‘ Aufgrund des Wissenschaftsjahres 2012 „Zukunftsprojekt ERDE“ stand auch dieser ‚Tag der Talente‘ passend dazu unter dem Thema „grenzenlos“. Dies spiegelte sich auch in den Workshop Themen wieder, die wir wählen konnten. Wir entschieden uns für den Workshop ‚Windenergie‘, der uns viele Informationen und Eindrücke lieferte. Die leitenden Referenten der Workshops waren perfekt ausgewählt und gestalteten die Workshops abwechslungsreich und interessant.

Auch das übrige Rahmenprogramm ließ keine Wünsche offen: Gesprächs-



runden, Vorträge oder einfach die Gelegenheit mit anderen gleichaltrigen „Talenten“ zu sprechen: Aus diesen drei Tagen haben wir unendlich viele Erfahrungen mitgenommen, neue Ideen gewonnen und viel über andere Wettbewerbe erfahren. Und zu allem dazu kam dann noch das Buffet: einfach nur total lecker und eine große Auswahl. Das ließ unser VIP-Gefühl wieder aufkommen, ebenso wie der Cocktailempfang an unserem Veranstaltungsort, dem TIPI neben dem Bundeskanzleramt, sowie die uns bei sämtlichen Programmpunkten begleitenden unzähligen Hostessen. Eine weitere Chance, uns über unsere Zukunft zu orientieren, war der „Markt der Möglichkeiten“: Hier stellten uns mehrere Organisationen Stipendien- und Förderangebote vor.

Ein guter Ausgleich zum täglichen Programm waren die persönlichen Gespräche mit anderen Jugendlichen und das gemeinsame abendliche Ausgehen und Erkunden von Berlin. Dies stärkte unsere Gemeinschaft, schuf neue Freundschaften und gab uns viele Einblicke in die unterschiedlichsten Interessengebiete der „Talente“.

Als Fazit lässt sich sagen, dass es ein sehr eindrückliches Erlebnis war, am „Tag der Talente“ teilzunehmen. Die Gespräche mit den anderen Jugendlichen gaben uns viele Impulse für unsere Arbeit in der SMV, Fairtrade- und Amnestygruppe. Wir bedanken uns bei allen, die geholfen haben, uns diese Erfahrung zu ermöglichen. Zu sehen, was die Schule schon geleistet hat und leistet erfüllt uns mit Stolz.

Neuere und geplante Aktionen der Gruppen:

Die Gruppen motivieren ihre Mitschüler weiterhin zum sozialen Engagement innerhalb und außerhalb der Schulgemeinschaft. So gelang es der FT-Gruppe nach Einreichen der Dokumentation, die philippinische Theatergruppe AKBAY der Organisation Preda mit ihrem Musical „Once we had a dream“ an die Klosterschule einzuladen. Hier kooperierte die Gruppe mit der „Aktionsgemeinschaft Fairer Handel, Baden-Baden“.

Auch in Zukunft kommunizieren die Jugendlichen die Notwendigkeit des Schutzes der Menschenrechte und zeigen ihren Mitmenschen Möglichkeiten zum eigenen Einsatz auf und unterstützen sie dabei: Die SMV wird ihr diesjähriges Seminar in Kooperation mit der Polizei Baden-Baden zum Thema „Zivilcourage“ durchführen. Die AI- und FT-Gruppe legen ihren Schwerpunkt derzeit auf die Kooperation mit Partnern außerhalb der Schule. Die AI-Gruppe denkt über eine gemeinsame Aktion

mit der lokalen AI-Gruppe zum Tag der Menschenrechte am 10. Dezember nach, während die FT-Gruppe durch Kontakte eines Schülervaters zu einem Baden-Badener Fußballverein in Aussicht gestellt bekam, sich bei der Ausstattung des Clubs und mit fair gehandelten Fußbällen und deren Präsentation einbringen zu können.

Dank

Die Mitglieder der SMV, AI- und FT-Gruppe sowie die betreuenden Lehrer danken allen ehemaligen Gruppenmitgliedern für die gute Vorarbeit. Außerdem danken sie den vielen freiwilligen Schülern und Lehrern für die Hilfe bei der Durchführung einiger Aktionen. Darüber hinaus gilt ein besonderer Dank der Schulleitung, die die Gruppen in ihren Vorhaben immer unterstützt, den einzelnen Gruppen eigene Räumlichkeiten zur Verfügung stellt und ihre Aktivitäten mit großem Interesse verfolgt.

Simon Mühlon

Im Zeichen des Regenbogens Die Rap-Gruppe Lender Rainbow Minds gewinnt den Bundesjustizministerium ausgeschriebenen Schüler- wettbewerb gegen Rechtsextremismus

Gegründet haben wir uns auf Grund der Ausschreibung eines Schülerwettbewerbs des Bundesjustizministeriums: „Gerechte Sache“ – Engagiere dich gegen Rechtsextremismus: Ideen gegen Rechtsextremismus sollten ausgezeichnet und gefördert werden. Was kann man in seinem Freundeskreis, an der Schule oder in seiner Stadt gegen Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz und Diskriminierung unternehmen? Welche Möglichkeiten gibt es, sich gegen Rechtsextremismus stark zu machen?

Zwei Ereignisse haben sich in zeitlicher Nähe abgespielt:

Am Ende des Schüleraustausches zwischen dem israelischen Gymnasium „Leyada“ und unserer Schule im März 2012 wurde an der Heimschule Lender das Musik-Theater-Kunst-Projekt „Fairy tales“ aufgeführt. Karin aus unserer Klasse nahm an dem Projekt teil, viele Mitschüler schauten sich die Aufführung an. Unser Schulleiter Lutz Großmann stellte in seiner Ansprache vor der Aufführung deutlich heraus, dass in der menschlichen Begegnung viel Zuversicht und Hoffnung steckt und dass Jugendliche gemeinsam eine Zukunft in Frieden und Freiheit gestalten können. Diese Schulpartnerschaft begann mit einem Musik-Theater-Projekt gegen das Vergessen im Jahr 2006: „Sehen was war,...die Geschichte zweier jüdischer Brüder“.

Das zweite Ereignis folgte am Tag darauf. In den lokalen Zeitungen im Ortenaukreis wurde von dem drohenden Aufmarsch rechter Gruppen zum Jahrestag des Todes von 27 Soldaten und Zollgrenzschützern am 14. April 1945 am Panzergraben des Rheinauer Stadtteils Membrechtshofen berichtet. Etwa zeitgleich warnte das LKA von Baden-Württemberg, dass die rechtsextreme Szene in unserem Bundesland auf keinen Fall unterschätzt werden dürfe und die Zahl der rechten Konzerte zunehme.

Dieser krasse Gegensatz, einerseits die wunderschöne deutsch-israelische Freundschaft unserer Schulpartnerschaft und andererseits ein rechtsextremer Aufmarsch hier in der Gegend, gab den Ausschlag für unser künftiges Engagement gegen den Rechtsextremismus. So begannen wir mit der Gründung einer Initiative und der Planung unserer ersten Aktion!

Bereits am Anfang unserer Recherche war klar, dass wir nicht nur schulintern gegen Rechtsextremismus arbeiten wollten. Wir brauchten also einen Namen und eine Kontaktadresse: Lender Rainbow Minds, E-Mail: lender.rainbow.minds@google-mail.com

Der Gründer und Namensgeber unserer Schule, Franz Xaver **Lender**, hat sich in seinem Leben für Gerechtigkeit, Freiheit und Demokratie eingesetzt. Schon in der Schule hielt er als junger Oberprimaner feurige politische Reden, die zu Zeiten der 48er Revolution nicht ohne Folgen blieben. Er musste vor seinem Abitur in die Schweiz fliehen und kehrte erst nach vielen Jahren wieder nach Baden zurück. 1875 gründete er unter den erschwerten Bedingungen des badischen Kulturkampfes die Heimschule in Sasbach (Ortenaukreis), um verantwortungsbewusste Menschen heranzubilden, die bereit waren Kirche, Staat und Gesellschaft in christlicher Verantwortung mitzugestalten. Lender war bis an sein Lebensende unermüdlich politisch tätig. Daher identifizieren wir uns mit ihm, indem wir den Begriff Lender in unserem Namen an erste Stelle setzen.

Der Regenbogen dient uns als Symbol. Er ist in vielen Kulturen auf der ganzen Welt ein Zeichen der Toleranz, der Vielfältigkeit, der Hoffnung, der Sehnsucht, des Friedens und der Freiheit. Der Regenbogen ist überall gleich – also ist er auch ein Zeichen für Gleichwertigkeit, trotz seiner Vielfalt von Farben, wie die Vielfältigkeit der Abstammung aller Menschenrassen und seiner Erscheinung in den unterschiedlichsten Facetten, so wie die unterschiedlichen Lebensweisen, Kulturen und Religionen der Menschen auf der ganzen Welt. Man kann ihn als Brücke sehen, die sich durch ihre starke Biegung über das darunter Liegende hinwegsetzt und damit ein friedvolles Zeichen setzt, dem man sich zuwenden kann. Deshalb passt der Begriff Rainbow ideal zu uns. Wir wollen ein Zeichen setzen und Brücken bauen, uns für die Gleichwertigkeit aller Menschen, für Freiheit und Frieden einsetzen und somit dem Rechtsextremismus in seiner Vielfältigkeit aktiv und nachhaltig entgegenwirken.

„**Minds**“ steht für die Offenheit, aber auch die Unterschiedlichkeit, die Ideen und die breitgefächerten Meinungen der einzelnen Mitschüler der ehemaligen Klasse 8c für unsere Initiative.

Wie konnten wir nun auf uns aufmerksam machen, unsere Gedanken wirkungsvoll verbreiten und möglichst viele Leute überzeugen? Zuerst initiierten Karin und ich einen Rap. Herr Thäter, unser Mathematik und Physiklehrer, half uns bei der Aufnahme sowie der Vertonung des Raps.

Stop!
Rechtsextremismus ist ein Flop

Rap:
Refrain:
Stop!
Rechtsextremismus ist ein Flop.
Wir sind dagegen
und wollen was bewegen.
Egal, wie du aussiehst,
egal, wer du bist,
der innere Wert ist's der wichtig ist.



Erste Strophe:
Jeder ist anders, so soll es auch sein,
egal ob Moslem, Schwuler oder Lesbe,
alles ist rein.
Jeder Mensch ist überall willkommen,
so haben's alle von Gott vernommen.
Mit Fremdenfeindlichkeit ist jetzt Schluss –
das ist ein Muss!

Zweite Strophe:
Die Lösung ist nicht Gewalt,
das ist ein feststehender Verhalt:
Kraft, Ausdauer und Härte,
das sind ihre schwarzen Zeichen,
die müssen wir bleichen.
Wir wollen uns gegen ihre Gewalt wehren
und den Sachverhalt friedlich klären.

Dritte Strophe:
Springerstiefel, schwarze Hosen und Glatze,
das ist doch heute nur noch eine Fratze.
Zieht euch alle bunt an,
das ist der Anfang.
Dann sind wir ein großer dichter Regenbogen,

das ist ungelogen,
gegen einen kleinen schwarzen Fleck,
also ist der weg!

Vierte Strophe:
Austreten wollen nicht die meisten,
doch denen die's wollen,
sollte man Hilfestellung leisten.
sollte man Hilfestellung leisten.
Vereine Verstand und Herz,
so vermeidest du schwarzen Schmerz.

Lange überlegte sich Atina, eine erfahrene Hip-Hop-Tänzerin unserer Klasse, die Choreographie für den Rap, sodass Musik und Bewegungen ideal zum Refrain passten. Möglichst viele aus unserer Gruppen tanzten beim Rap mit, um zu zeigen, dass wir bereits eine kleine Gemeinschaft sind.



Als nächstes kreierten wir noch unser Markenzeichen, ein Verbindungssymbol. Vivien wurde als Chefdesignerin auserkoren, Celine und Patricia griffen ihr unter die Arme. Hier waren wir gezwungen, das erste Mal aus wirtschaftlicher Sicht gut zu überlegen, wie wir die finanziellen Mittel, die unsere Initiative benötigte, erwirtschaften können. So verkauften wir nach der Produktion bei allen unseren Aktionen die Buttons für 1,00 Euro sowie selbstgebackenen Kuchen.



Unsere erste Aktion war die Teilnahme an einer von der evangelischen Kirche organisierten Kundgebung gegen Rechtsextremismus in Rheinau –Memprechtshofen. Hier verkauften wir über 200 Buttons, hielten eine Rede und traten mit unserem Rap auf.



Bei der Preisverleihung des Bundesministeriums der Justiz

Heimschule Lender Sasbach

Zitat aus der Rede:

„dass Rechtsextremismus noch so brandaktuell und auch so nah ist, rüttelte uns wach! **Wir wollen einen Aufbruch wagen und ein Zeichen für Frieden und Freiheit setzen.** Mit Worten allein können wir nicht viel bewirken, deshalb haben wir uns den Rap ausgedacht und möchten damit und mit den Buttons diese Botschaft für Frieden und Freiheit zeigen.“

Um andere Jugendliche in naher Umgebung auf uns aufmerksam zu machen, zu überzeugen, aber auch um zu erfahren, wie sie über die Problematik und unsere Initiative denken, starteten wir eine Aktions-Kampagne bei verschiedenen Schulen in unserer Umgebung und natürlich auch an der Heimschule Lender. Erschreckend war, wie wenig Interesse viele Schüler, unabhängig welcher Schulform, an unserer Vergangenheit und dem immer noch so brandaktuellen Problem Rechtsextremismus hatten.

Auch am Katholikentag in Mannheim bekamen wir eine Chance teilzunehmen. Wir verteilten Flyer und stellten unsere Aktion vor. Unsere gesamte Arbeit und die

Ergebnisse vieler Recherchen dokumentierten wir und stellten daraus ein Projektbuch zusammen, welches wir dann an das Bundesjustizministerium als Wettbewerbsbeitrag sendeten.

Als uns dann eine Einladung des Bundesministeriums der Justiz zur Preisverleihung nach Berlin erreichte, war klar, dass wir, die Lender Rainbow Minds, eine Gruppe unter den ersten zehn Siegern sein würden. Bereits jetzt war die Vorfreude und der Stolz, einer der Gewinner von über 4000 Teilnehmern zu sein, sehr groß. Der Abend der Preisverleihung selbst entpuppte sich schnell als eines der aufregendsten Erlebnisse, das wir im Laufe unserer Schulzeit kennen gelernt hatten. „Wir haben Luftsprünge gemacht“, als wir in Berlin von Frau Ministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger den ersten Preis des Schülerwettbewerbes überreicht bekamen: eine Klassenreise nach Brüssel!

Wir werden im Oktober nach Brüssel reisen und voraussichtlich wird uns ein Team des ZDF-Studios Brüssel begleiten und eine kleine Dokumentation über uns erstellen.

Bei unserer umfangreichen Recherche haben wir festgestellt, dass sich bundesweit viele Schülergruppen gegen Rechtsextremismus einsetzen oder mit Aktionstagen darüber aufklären, jedoch bestehen diese Gruppen oder Aktionen meist nur mittelfristig. Wir wollen diese Situation verändern und eine langfristig orientierte und tätige Schülerinitiative bleiben. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, haben wir von der Schulleitung die Zustimmung erhalten, dass wir an der Heimschule Lender eine anerkannte Schülerinitiative sind, die den Namen Lender Rainbow Minds trägt. Somit sind wir eine feste Institution der Schulgemeinschaft der Heimschule Lender. Dies ermöglicht uns, auf die Ressourcen der Schule, wie zum Beispiel die Räumlichkeiten oder die bestehende Website unserer Schule, zurückzugreifen. Viel wichtiger ist jedoch, dass auch andere Mitschüler die Möglichkeit haben, sich unserer Initiative jederzeit anzuschließen und dass unsere Gruppe größer wird.

Unser Ziel ist es, uns gemeinsam mit anderen Schulen auszutauschen, voneinander zu lernen, facettenreiche Ideen zu entwickeln - sodass Schulpartnerschaften entstehen, die gemeinsam an Projekten arbeiten, wie zum Beispiel die bereits bestehende Schulpartnerschaft mit dem Gymnasium Leyada in Jerusalem, um so Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Intoleranz und Diskriminierung entgegenzuwirken. Nur so können eigenständige Schülergruppen nachhaltig gegen Rechtsextremismus Zeichen setzen.

Für dieses Schuljahr planen wir einen Aktionsabend an der Heimschule Lender, an welchem wir andere Schülergruppen gerne einladen und ein interessantes Programm mit verschiedenen Musik- und Theatergruppen unserer Schule gestalten wollen. Hierzu haben wir Frau Leutheusser-Schnarrenberger, die Initiatorin unseres Projektes, eingeladen, die ihre Teilnahme zugesagt hat. Die Veranstaltung ist für Freitag, den 08. März 2013 in der Aula der Heimschule Lender geplant.

Zu dieser Veranstaltung laden wir alle Interessierten herzlich ein. Wir freuen uns über jede Unterstützung unserer Aktion, damit wir gemeinsam unserem Ziel näher kommen, eine tolerante und weltoffene Gesellschaft zu verwirklichen.

Ulrike Gutmacher

Landespreisverleihung des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen 2012

Am 28. Juni 2012 konnte das St. Raphael-Gymnasium (Heidelberg) eine ganz besondere Veranstaltung ausrichten: die Landespreisverleihung des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen. Unter 452 Teilnehmern des Mittelstufenwettbewerbs konnten sich 6 Schülerinnen und Schüler des St. Raphael-Gymnasiums hervorragend behaupten: Lukas Brückner (10c), Cara Kim (8b), Stella Kim, Leonie Herfarth und Nynke Boiten (alle 9a) sowie Céline Sun (10a) schafften es unter die Landesbesten.

Im Januar 2012 fungierte das St. Raphael-Gymnasium bereits als Klausurschule für die Teilnehmer der Stadt Heidelberg, insgesamt fanden sich 23 Kandidaten ein, darunter 19 Schülerinnen und Schüler des St. Raphael-Gymnasiums. Die Aufgabenstellungen erfüllen bereits die Anforderungen an die im Fremdsprachenunterricht zu erwerbenden Kompetenzen (Leseverstehen, Hörverstehen, Textproduktion und freies Sprechen).

Die Anmeldung für diesen Wettbewerb erfolgt durch die Schüler selbst über das Internet, zur Vorbereitung erhalten die Kandidaten geeignetes Material zur Verfügung gestellt. Insgesamt erstreckt sich dann der Klausurtag bis in die frühen Nachmittagsstunden.

Die Preisverleihung wurde von wunderschönem Sommerwetter begleitet, so dass der Stehempfang mit Imbiss nicht nur in den festlich hergerichteten Gartensälen des St. Raphael-Gymnasiums sondern auch im Park stattfinden konnte. Interessierten Gästen wurde zuvor noch durch den Kollegen Herrn Andreas Barth die Möglichkeit einer kleinen Stadtführung angeboten.

Die Eröffnung des Festaktes in der Aula wurde durch den Unterstufenchor unter der Leitung von Frau Melanie Wolber gestaltet, am Ende beeindruckte Fabian Luchter-



Cara Kim und Lukas Brückner, die Moderatoren der Veranstaltung



Die Preisträger des St. Raphael-Gymnasiums (v.l.n.r.: Lukas Brückner(10c), Cara Kim (8b), Stella Kim (9a), Leonie Herfarth (9a), Nynke Boiten (9a). Die ebenfalls prämierte Schülerin Céline Sun (10a) war am Tag der Preisverleihung erkrankt

handt (Kursstufe 1) mit einer virtuoson Darbietung am Flügel. Insgesamt hatten sich ungefähr 300 Gäste aus ganz Baden-Württemberg zu dem Festakt eingefunden.

Beeindruckend waren dabei auch die Präsentationen der prämierten Gruppenproduktionen: zum einen erhielten die Gäste Einblicke in eine Filmproduktion in englischer Sprache, einen französischen Beitrag aber auch ein Theaterstück, welches live zur Aufführung gebracht wurde. Die Moderation des Festaktes hatten Lukas Brückner und Cara Kim übernommen, sie geleiteten mit Charme und Witz durch das Programm.

Auch in diesem Jahr wird bereits für die Teilnahme am Fremdsprachenwettbewerb geworben, der nicht zuletzt auch als Brücke der interkulturellen Verständigung dient.



Ansprache des Leiters der St. Raphael-Schulen -Gymnasium- OstD Ulrich Amann

Der Unterstufenchor unter der Leitung von Melanie Wolber



Clara Dieing

Corazones para Perú – Herzen für eine neue Welt

Tagebuch eines sehr außergewöhnlichen Compassion-Erlebnisses

Meine Erwartungen beim Antritt der Reise:

Bei meiner Reise an das andere Ende der Welt waren meine Gefühle sehr gespalten. Zum einen war da die Aufregung und auch die Angst vor dem, was mich dort erwartet, zum Anderen waren da die Freude und das Gefühl etwas zu bewirken. Ich wünschte mir, in eine Welt einzutauchen und ein sinnvolles Werk zu vollbringen. Meine Erwartungen waren eigentlich zu verschwommen, um sie beschreiben zu können, da ich mir die Realität, so wie ich sie letzten Endes vorgefunden habe, niemals so hätte vorstellen können. Alles was ich über Südamerika, Armut, Elend und unmenschliche Schicksale aus Nachrichten, Fernsehen oder anderen Berichten kannte, war zu weit weg um mittendrin sein.



Tag 1: Ankunft im Projekt

Um 14:45 war es soweit. Ich bin sicher in Cusco gelandet und wurde gleich mit offenen Armen von meiner Ansprechpartnerin Antonia empfangen. Die eineinhalbstündige Taxifahrt von Cusco zum 3000 Meter hohen Urubamba war für mich wie das Eintauchen in eine fremde noch unergründete Welt. Wir fuhren an kleinen Bergdörfern und großen Weiden vorbei.

Auf dem Weg kamen uns mehrere wilde Kühe und Schweine entgegen und versperrten uns den Weg. Ich fand das sehr amüsant, doch der Taxifahrer war da wohl anderer Meinung und vertrieb die Tiere mit wütendem Hupen. Als wir dann endlich in Urubamba ankamen, geriet ich ins Staunen. Wir hielten auf der Plaza, auf der ein kleiner Brunnen stand und um ihn herum viele Bänke in verschiedenen Farben. Der Himmel war strahlend blau, obwohl die Sonne gerade unterging und es langsam kühler wurde. Unser nächstes Ziel war das Haus des Freiwilligenbetreuers Moritz.

Mit meinem Gepäck im Schlepptau machten wir uns auf einen fünf Minuten langen Fußmarsch und kamen völlig erschöpft an dessen Haus an, wo wir schon sehnsüchtig erwartet wurden. Zusammen mit Moritz erstellten wir meinen Arbeitsplan für die kommenden zwei Wochen. Mir war es wichtig, dass ich in so vielen Bereichen wie möglich arbeiten konnte, um das Projekt besser kennen zu lernen.

Nachdem das geschafft war, fuhren Antonia und ich gemeinsam hoch in das Kinderdorf, das noch einmal 500 Meter höher liegt. Dort angekommen sah ich das



erste Mal, was ich bis jetzt nur von Erzählungen kannte. Herr Doktor Arnold hat wirklich ganze Arbeit geleistet. Auf einem Berghang erstrecken sich acht Häuser mit verschiedenen Namen, eines davon das Freiwilligen Haus. In der Mitte die Casa Redonda, in der Feste gefeiert werden. Und ganz oben ein weiteres Kinderhaus in Arbeit. Unterhalb des Eingangs gab es einen kleinen Sportplatz, einen Spielplatz und eine Turnhalle.

Im Freiwilligenhaus bekam ich mein eigenes Zimmer und habe erst einmal ausgepackt. Dann gab es auch schon Abendessen und um zwanzig Uhr dreißig bin hundemüde schlafen gegangen.

Tag 2: Mein erster Arbeitstag

Dann war es soweit. Mein erster Arbeitstag im Projekt „Herzen für eine neue Welt“ begann. Das Leben im Kinderdorf beginnt sehr früh, schon um sechs Uhr morgens hört man Kinder schreien und herumlaufen. Zwischen den Schreien der Kinder erklingen immer wieder die drohenden Stimmen der Tías (Hausmütter). Um ungefähr sieben Uhr steigen die Kinder dann in den Schulbus und werden von dem Fahrer Luís (ein ehemaliges Munaychaykind) in ihre Schulen gefahren. Kurz nach sieben hört man dann die Motoren und das Bellen der Hunde, die die Autos bis zum Tor begleiten.

Mein Frühstück bestand aus einem heißen Tee, für mehr war keine Zeit mehr, denn Antonia und ich hatten einen sieben Kilometer langen Fußmarsch zur Kindertagesstätte Wawa Wasi vor uns. Auf dem Weg nach unten erklärte mir Antonia, dass



heute ein ganz besonderer Tag in der Kindertagesstätte sei, denn wir würden heute die nahegelegene Posta de Salud Chicón besuchen. In dieser kleinen Krankenanlage arbeiten ein Biologe, ein Zahnarzt, ein Allgemeinmediziner und eine Krankenschwester.

Als Antonia und ich die Hälfte des Weges hinter uns gebracht hatten, kam uns ein Auto mit vielen Kleinkindern entgegen. Die Kinder waren alle Wawa Wasi Kinder. Wir wollten mitfahren doch Moritz, der auch im Auto saß, sagte uns, dass unten doch mehr Kinder warten und er deshalb noch ein Auto zu uns schicken würde. Wir dachten uns nichts dabei und liefen nach unten zu Wawa Wasi. Als wir jedoch sahen, dass unten nur noch ein Kind zu sehen war und Moritz anrief, dass doch kein Auto nach unten kommen würde, waren wir etwas durch den Wind. Denn das hieß für uns fünf Kilometer den Berg hoch und zwar zu Fuß. Mittlerweile war es wirklich warm geworden und wir kamen völlig erschöpft an der Posta an. Hier sah ich die ganzen kleinen Kinder zum ersten Mal. Ich war unsicher, wie sie auf ein neues Gesicht reagieren würden, aber das änderte sich schnell, als ein kleiner Junge auf mich zu kam, mich mit seinen riesigen Augen anschaute und mein Bein umarmte. Auf einmal kam eine ganze Menge der Kinder auf mich zu gelaufen und einige fragten mich wie ich denn heiße. Von diesem Tag an war ich nur noch Señorita Clarita. Wir setzten uns mit den Kindern ins Gras und spielten ein wenig. Nach und nach wurden alle Kinder zum Zahnarzt aufgerufen. Manchen Kindern gefiel das aber gar nicht und sie fingen an zu weinen und wollten nicht mehr aufhören. Als dann alle Kinder dran waren, schnappte sich jeder ein oder zwei Kinder und wusch ihm die Hände, denn es war Zeit für das tägliche Obst. Jeder bekam eine Banane. Nachdem alles aufgegessen war, gingen die Kinder zum Allgemeinmediziner und ließen sich unter Schreien Blut abnehmen.

Schließlich holte eine der Erzieherin ein Hüppferd heraus und dann war die Welt für die meisten schon wieder in Ordnung. Ein Junge war so begeistert, dass er am

laufenden Band sagte: „Das ist mein Pferd, das gehört nur mir.“ Und wer ihm dann zu nahe kam oder sogar das Pferd haben wollte, bekam ordentlich eins „auf die Mütze“. Letzten Endes machten wir uns dann um zwölf Uhr auf den Rückweg. Ein weiteres Mal musste jeder ein oder zwei Kinder an die Hand nehmen. Ich habe einen sehr störrischen kleinen Jungen erwischt, der einfach nicht laufen wollte. Irgendwann blieb er stehen und setzte sich ins Gras. Zum Glück kam mir eine Erzieherin zu Hilfe, denn ich konnte den Jungen einfach nicht zum Weitergehen ermutigen. Unten angekommen ging es direkt zum Händewaschen und danach zum Mittagessen. Ich habe noch nie gesehen, dass Kinder sich so auf das Essen freuen wie diese Kinder. Man hat wirklich gesehen, dass viele von ihnen zu Hause kaum etwas zu essen bekommen, das macht sich auch an ihrem Körperbau bemerkbar. Viele der Kinder sind fürchterlich unterernährt.

Nach dem Essen hieß es Schlafenszeit und die Kinder schliefen sofort ein. Antonia und ich machten uns dann wieder auf den Weg nach oben in das Kinderdorf, denn hier wartete unsere Nachmittagschicht auf uns. Mir waren einem Haus zugeteilt und machten dann dort Hausaufgabenbetreuung. Antonia hat sich um Mathe und Spanisch gekümmert und ich war für Englisch und Biologie zuständig. Ich musste feststellen, dass die englische Aussprache den Kindern große Schwierigkeiten bereitet.

Um 18:30 Uhr waren wir auch damit fertig und begaben uns zurück ins Freiwilligenhaus. Um 19 Uhr gab es dann Abendessen. Ich traute mich jedoch, nur Brot mit Käse zu essen. Kurz danach bin ich auch schon ins Bett gegangen, denn der Tag war sehr anstrengend.

Tag 3: Gleicher Tagesablauf, aber langsam macht mir die Höhe etwas zu schaffen

Mein zweiter Arbeitstag verlief genauso wie der erste. Der einzige Unterschied war, dass wir dieses Mal mit einem der Autos nach unten fahren durften und nicht zu Fuß gehen mussten. In Wawa Wasi haben wir zuerst mit den Kindern gespielt und während, diese gegessen haben, haben wir das Spielzimmer aufgeräumt. Nach dem Mittagessen ging es raus auf die Wiese und es wurde gespielt und gespielt. Danach war wieder Schlafenszeit und Antonia und ich mussten auch schon wieder nach oben ins Kinderdorf. Aber heute gab es keine Hausaufgabenbetreuung, denn die Kinder mussten Bilder für ihre Paten in Deutschland malen. Ich war beeindruckt



von ihren Mal- und Zeichenkünsten. Selbst die kleinen Jungs konnten besser malen als irgendjemand, den ich kenne.

Antonia hat währenddessen einige der Kinder entlaust und ich habe mich um die Tablettenverteilung gegen die Parasiten gekümmert. Nach dieser Schicht im Haus ging es mit Laura, einer anderen Freiwilligen zum Ballett. Nach der Hausaufgabenbetreuung werden für alle Kinder von Munaychay verschiedene Aktivitäten angeboten, eine davon ist Ballett. Am Anfang waren wirklich viele Kinder da, doch am Ende waren es nur noch drei. Denn die meisten von ihnen wollen zwar tanzen, haben jedoch nicht das Durchhaltevermögen, es zu lernen. Es war Mittwoch und das hieß Reunión. Also sind wir dann um 18:00 Uhr nach Urubamba in das andere Freiwilligenhaus gefahren. Hier wird jede Woche eine Sitzung abgehalten, in der alle sagen können, was sie stört oder was man verbessern kann.

Danach bin ich mit Antonia wieder nach Munaychay gefahren und wir sind schlafen gegangen.

Tag 4: Überraschender Besuch

Auch heute war ich wieder in Wawa Wasi, aber dieses Mal kam eine Frau mit ihrer Kindergartengruppe. Diese Frau war eine ehemalige Erzieherin und kommt regelmäßig zu Wawa Wasi mit ihrer neuen Kindertagesstätte, um die Kinder zu besuchen. Die Köchin hatte alle Hände voll zu tun, denn nun musste sie die doppelte Menge kochen. Der Vormittag verlief aber ansonsten wie gewöhnlich.

Den Nachmittag verbrachte ich wie an den anderen Tage auch in einem Haus bei der Hausaufgabenbetreuung. Am Abend gab es wieder eine Reunión, aber diesmal nur für die Munaychay Bewohner.

Tag 5: Das erste Mal auf 4500 Meter

Es war Freitag, auf diesen Tag hatte ich mich schon die ganze Woche gefreut. Ich fuhr um 7:15 Uhr zusammen mit 3 weiteren Freiwilligen nach Huilloc. In diesem Bergdorf gibt es noch ein Gesundheitszentrum und außerdem eine Grundschule und eine weiterführende Schule.

Eigentlich sollte ich den Tag zusammen mit Antonia in der Posta verbringen, doch dann kam alles anders. Wir warteten ungefähr eine Stunde, doch es kamen einfach



keine Patienten. Dann entschied ich mich mit Rosa, einer anderen Freiwilligen, in die Schulen zu gehen. Mir fiel auf, dass in den Schulhöfen mit Kreide viele Kreise gezeichnet wurden, in ihnen standen Zahlen von eins bis zehn. Rosa erklärte mir, dass diese für den Fall eines Erdbebens seien, so hat jede Klasse ihren eigenen Kreis und kann sich in Sicherheit bringen, falls das Schulgebäude einstürzt. Plötzlich klingelte es zur Pause und alle Kinder kamen aus den Zimmern gerannt. Alle sahen gleich aus, die Jungen hatten einen orange gemusterten Poncho und ihre Strohhüte auf. Die Mädchen Röcke und einen Poncho und natürlich auch einen Hut. Ich habe vorher noch keine Menschen in einer Tracht gesehen, denn die Kinder in Munaychay tragen lediglich ihre Schulkleidung. Man sah auf den ersten Blick, dass diese Menschen hier noch ärmer sind als in Urubamba. Die Kinder erzählten uns wie lange sie jeden Morgen in die Schule laufen mussten. Manche der Mädchen kommen aus noch höher gelegenen Dörfern und brauchen länger als zwei Stunden in die Schule und das zu Fuß. Die Kinder hatten alle nur sehr dünne Sandalen an und das obwohl es ungefähr zwei Grad Celsius hatte. Als es wieder zum Unterricht klingelte, fragten sie noch ganz aufgeregt nach Süßigkeiten, denn sie sind es gewohnt, dass sie von Fremden Süßes bekommen. Aber auch wir mussten uns beeilen, denn ich hatte mich entschieden mit Rosa, die jetzt Englischunterricht geben musste, in die weiterführende Schule zu gehen. Dort angekommen kam uns die Schulleiterin entgegen und erklärte uns, dass ein Lehrer leider nicht kommen könne und jetzt ein Englischlehrer fehlen würde. Es lief darauf hinaus, dass ich in eine elfte Klasse ging und den Schülern das Verb to be beibrachte. Während die Jungen sehr unkonzentriert und laut waren und der Meinung waren, sie könnten mich ärgern, indem sie Quechua sprechen, waren die Mädchen sehr schüchtern und zurückhaltend. Nach-

dem sie das Verb einigermaßen konnten, durften sie mich noch ein paar Sachen fragen, aber nur auf Englisch. Am späten Nachmittag fuhren wir dann wieder zurück nach Urubamba, hier ging es auf direktem Weg in das Büro von Corazones. Alfonso, ein anderer Freiwilliger, führte gerade Beratungsgespräche. Als ich ungefähr fünf Minuten dort war, kam eine Frau mit einer zerrissenen Tracht, barfuß und mit ihrem kleinen zehn Wochen alten Säugling in die Tür. Die Frau war total aufgelöst und wusste gar nicht, was sie sagen sollte. Nachdem Alfonso sie ermutigt hatte ihm zu erzählen, was vorgefallen war, fing die Frau an zu weinen und erzählte, dass sie gerade ihren Job verloren habe und das nur, weil sie immer mit ihrem Kind kommt. Sie hat bei der Gemeinde geputzt und diese hat ihr gekündigt, da es nicht gut für das Kind ist, wenn es die ganzen Tag die Ausdünstungen der Reinigungsmittel einatmet. Doch das schien nicht das Hauptproblem zu sein, denn die Frau erzählte noch weiter, dass ihr Mann die ganze Zeit betrunken sei und kein Geld nach Hause bringen würde. Er vergewaltigt und schlägt sie und die Kinder. Des Weiteren droht er, alle Kinder zu vergiften, wenn sie ihn verlassen würde. Schon allein der Gedanke, dass dieses Schicksal kein Einzelschicksal ist, erschütterte mich. Am schlimmsten war diese Hilflosigkeit, mit der man daneben steht und einfach nichts machen kann. Viele Kinder aus Munaychay kommen aus solchen Familienverhältnissen. Auf dem Weg ins Kinderdorf erzählte Antonia mir, dass es ein Mädchen im Kinderdorf gibt, das allen Frauen in den Ausschnitt fasst und der Psychologe ist der Meinung, dass dieses Kind mit ansehen musste wie ihr Vater ihre Mutter vergewaltigte.

Tag 6: Die neue Woche beginnt mit körperlicher Arbeit

Um neun Uhr treffe ich mich mit drei weiteren Freiwilligen in Santa Rosa. Wir vereinbaren, dass ich zuerst mit Rosa in die Nähwerkstatt gehe und mit ihr neue Schuluniformen für die Kinder mache. Um circa elf Uhr ging ich dann mit Kalle und Marcel Spinat ernten. Zuerst zeigten sie mir jedoch die gesamte Anlage. Es gibt eine Schreinerei, eine Schmiede, vier Gewächshäuser, Bienen, Hühner und Meer-schweinchen. Nachmittags waren wir dann mit allem fertig und sind in Haus 7 gegangen. Hier wohnen nur Jungen zwischen zwölf und sechzehn Jahren. Hier habe ich dann auch die Jungen kennen gelernt, die am Wochenende das Dach des Spielplatzes angezündet haben. Wir blieben bis um elf Uhr im Haus, denn heute waren alle Tías in Urubamba Pizza essen. Die Hausaufgabenbetreuung verlief heute sehr eintönig, denn wir haben die ganze Zeit nur kleine Streichholzschachteln gebastelt. Nach dem Abendessen haben die Jungen noch einen Film geschaut und sind dann auch ins Bett gegangen, denn morgen war ja Schule.

Tag 7: Hektik

Ich habe verschlafen und hatte nur noch fünf Minuten Zeit, mich fertig zu machen und noch eine Stuhlprobe aus Haus 6 zu holen. Also rannte ich mit meiner Zahnbürste im Mund zu Haus 6 und erst da fiel mir ein, dass ich gar keine Ahnung hatte, wie ich die Tía nach der Stuhlprobe fragen sollte. Sie hat mich dann aber Gott sei Dank verstanden.

Also wieder zurück ins Freiwilligenhaus und meine Tasche holen. Währenddessen hörte ich wie der Motor des Autos anging und ich konnte nur noch hoffen, dass Luís, der Fahrer, auf mich warten würde. Ich hatte Glück und er nahm mich noch mit.

In Urubamba angekommen, warteten wir auf die Ärzte, die mit uns nach Huilloc fahren sollten. Als dann alle da waren, ging es auch schon los. Der Biologe fuhr so schnell, dass ich wirklich Angst hatte, dass wir den Berghang runterfallen und dann lagen auch noch Felsbrocken auf der Straße. Ich war froh, dass ich heil oben angekommen bin. Ich bin zuerst wieder in die Schule gegangen und habe Englischunterricht gegeben. Danach habe ich Moritz mit den Medikamenten für die Kinder in Munaychay geholfen. Am frühen Nachmittag habe ich dann noch in der Fischzucht Werte überprüft und eingetragen.

Tag 8: Fotoshooting

Eigentlich sollte ich heute zu „Menschen mit Behinderung“. Es hat sich dann aber doch anders entwickelt und ich bin zu Wawa Wasi gegangen. Es war ein ganz normaler Tag bei Wawa Wasi, nur dass heute aus den Spielstunden ein Fotoshooting wurde. Ich habe nur einmal meine Kamera herausgeholt, um ein paar Fotos zu machen und die Kinder waren gar nicht mehr zu stoppen und wollten, dass ich immer mehr Fotos von ihnen mache.

Nachmittags bin ich wieder in ein Haus gegangen zur Hausaufgabenbetreuung und danach wieder zum Ballett.

Tag 9: Mein letzter Arbeitstag

Zuerst sollte ich mit Kalle zu „Menschen mit Behinderung“ gehen, aber leider waren an diesem Tag keine Menschen da. Also sind wir in das Büro gegangen und haben uns über meinen Aufenthalt und seine Tätigkeit hier vor Ort unterhalten. Um 15 Uhr bin ich dann aber mit Tim zum Projekt „Lernen mit Herz“ gegangen. Es ist ein

Projekt, in dem vor allem Mädchen finanziell unterstützt werden, um weiter in die Schule gehen zu können. Zuerst haben wir einen Hausbesuch gemacht. Hier konnte ich das erste Mal peruanische Wohnverhältnisse sehen. In einem fünf Quadratmeter großen Raum lebten elf Menschen zusammen mit vier Hunden, neun Hühnern, Meerschweinchen und zwei Schweinen. Der Fußboden bestand aus platt getretener Erde und die Betten aus Stroh. Die Tür bestand lediglich aus einem Loch in der Wand. Danach sind wir zum Nachhilfeunterricht gegangen und haben Englisch unterrichtet.

Tag 10: Abschlussgespräch

Ich hatte mein Abschlussgespräch mit Moritz und wir haben mein Zeugnis geschrieben. Danach hieß es für mich Abschied nehmen, und das war nicht ganz einfach.

Fazit:

Auch wenn manches in meinem Bericht sehr nüchtern klingt, hat mich mein Aufenthalt in Peru keinesfalls unberührt gelassen. Allerdings waren meine Eindrücke, Erlebnisse und Gefühle während meines Aufenthaltes so vielschichtig, dass ich bis jetzt noch nicht damit abgeschlossen habe, meine Erlebnisse für mich selbst einzuordnen und zu reflektieren. Eines jedoch kann ich mit Sicherheit sagen, der Aufenthalt im Projekt „Herzen für eine neue Welt“ hat mir zwei unvergessliche Wochen meines Lebens beschert.

Ich habe erfahren, wie bedingungslos Menschen, die hilfsbedürftig sind, ihre Zuneigung zeigen und wie wichtig und erfüllend es ist, zu helfen.

Ich bin mir sicher, dass ich nach meinem Abitur ein freiwilliges soziales Jahr absolvieren werde.

Wolfram Köhler

Besuch auf dem Heiligen Berg Athos –

Es muss nicht immer der Jakobsweg sein: Vier Kollegen der St. Ursula Schulen auf Pilgerschaft

„Das ist Athos, das ist der Süden. Hier ist alles wie immer. Das ist das Ausgepreßte von tausend Jahren, hier gilt das Uralte. Hier ist es, daß man sich am Rande der Zeit hinbewegt.“ Erhart Kästner (1956), „Die Stundentrommel vom heiligen Berg Athos“

Ein Mönch lädt uns mit freundlicher Geste zum Abendessen in die Trapeza ein, den klösterlichen Speisesaal, die Mahlzeit hat jedoch längst begonnen. Mönche, Laien und Pilger sitzen an langen Tischen und nehmen schweigend ihr karges Mahl ein. Gemüseintopf mit Bohnen, schwarze Oliven, Tomaten aus dem Klostergarten, Wasser, Brot und Wassermelone stehen auf dem klösterlichen Speiseplan. Ein Mönch liest mit monotoner Stimme einen Text, dessen Ende auch das Ende der Mahlzeit bedeutet. Das ist uns bekannt und so versuchen wir, möglichst rasch unseren Hunger zu stillen. Das befürchtete Ende kommt schneller als gedacht, der Vorleser senkt die Stimme und klappt das Buch zu. Alle im Saal legen wie auf Kommando das Besteck beiseite und verlassen wortlos den Speisesaal. Das Mahl ist für uns schneller beendet als der Hunger gestillt. Wer zu spät kommt, Die köstliche Melone bleibt unangetastet liegen, „verzehrt“ allenfalls durch unsere sehnsüchtigen Blicke. Das soll uns nicht noch einmal passieren – geschehen in den Sommerferien 2012 im griechischen Kloster Agiou Dionysiou auf dem Heiligen Berg Athos.

Der Berg Athos, Agion Oros, ist eine seit über 1000 Jahren autonome Mönchsrepublik auf dem östlichen Finger der Halbinsel Chalkidike im Nordosten Griechenlands. Der Besuch ist nur Männern mit einem Berechtigungsschreiben, dem Diamonitirion, möglich. Dessen Beschaffung bis zur Aushändigung gegen eine Gebühr von 30 Euro im Pilgerbüro der quirligen Grenzstadt Ouranopolis kann sich über mehrere Wochen hinziehen. Es berechtigt zum Besuch der Athosklöster vier Tage lang, schließt Übernachtung und Verpflegung mit einfacher Klosterkost ein. Täglich erhalten höchstens 120 Personen dieses Visum, davon zehn nicht orthodoxen Glaubens. Vier davon waren wir, Kollegen der St. Ursula Schulen Hildastraße, Freiburg.

Frauen ist durch das „Abaton“ (Zutrittsverbot) das Betreten streng untersagt. Stacheldraht und Verbotsschilder an der nördlichen Grenze unterstreichen diesen historischen Anspruch demonstrativ. Bei Zuwiderhandlungen drohen drakonische Strafen. Einzig eine Schifffahrt im gebührenden Abstand von 500 Meter vor der



Ein Mönch schlägt die Simantra als Aufforderung zum Gang ins Katholikon

Wolfram Köhler

Athosküste gestattet Frauen wenigstens einen Blick aus der Ferne auf die Klöster. Hören wir, was Jakob Philipp Fallmerayer dazu in seinen „Fragmenten aus dem Orient“ zu sagen hat, er hat den Heiligen Berg 1841 besucht: Auf dem Athos „fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektrizität der Lebensgeister, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menschlicher Bestrebung.“ Doch nicht zuletzt dank dieser restriktiven Grenzpolitik ist der Heilige Berg

mit seinen zwanzig Großklöstern, kleineren Klostergemeinschaften (Skitis, Kellien) und Einsiedeleien eine einmalige Kultur- und intakte Naturlandschaft geblieben, in der die Zeit stehen geblieben zu sein scheint. Doch in den letzten Jahren sorgen ausländische Investoren und Spendengelder für einen Bauboom von Renovierungsarbeiten an den Klöstern, deren Existenz noch vor wenigen Jahrzehnten auch wegen Nachwuchsmangel bedroht war. Ob Novize oder gestandener Mönch, die schwarzen, grauen oder weißen Bärte, die vom entbehrensreichen Leben gezeichneten Gesichter verleihen manchem Klosterbewohner ein biblisches Aussehen und patriarchalische Würde. Ein schwarzer Filzhut versteckt das am Hinterkopf verknotete lange Haar. Erst auf den zweiten Blick stellt man soziale Unterschiede in der Klosterhierarchie fest. Die Hacke des einfachen Arbeitsmönchs und der Laptop seines feineren Klosterbruders symbolisieren diese Gegensätze. Eine Unterhaltung mit den Mönchen gestaltet sich recht schwierig: Kalimera, efcharisto, parakalo, ein Kauderwelsch aus Neu- und Altgriechisch mit einigen anderssprachlichen Zufallsbrocken vermischt.

Erreichbar sind viele der Klöster mit Booten, einst konnten die meisten nur erwandert werden. Maultiere oder die wenigen geländegängigen Fahrzeuge befördern Baumaterial und Holz von Kastanien, Ahorn, Eichen und Nadelbäumen, keine schlechte Einnahmequelle der Klöster. Esel sind im Gegensatz zu früheren Jahren wohl wegen ihres störrischen Charakters weniger zu sehen. In Gärten bauen die



Im Klosterhof von Agiou Grigoriou

Wolfram Köhler

Mönche Gemüse, Kräuter und Blumen an, in kleinen Plantagen vor den Klostermauern gedeihen Bäume von Oliven, Feigen, Nüssen, Obst und Reben.

Die Klöster stellen unermessliche Horte byzantinischer Kunst dar, was der Besucher in den mit Fresken geschmückten Innenhöfen, dem Speisesaal Trapeza und dem Katholikon allenfalls erahnen kann. Im Katholikon finden die oft stundenlangen nächtlichen Gottesdienste statt. Dieser zentrale, von Kuppeln gekrönte Kirchenraum ist für unsere Begriffe überladen mit Ikonen, Malereien, Paramenten, Kelchen, Devotionalien aus Holz und Messing. Unzählige Kerzen werden von einem Mönch vor dem Gottesdienst zeitaufwändig entzündet und danach wieder gelöscht. Die Beleuchtung durch das gelbe Kerzen- und Petroleumlicht und das reflektierende Gold der Ikonen mit ihren Silberbeschlägen taucht den Raum in ein mystisches Dunkel, dessen Wirkung durch Weihrauch und die abgrundtiefen Gesänge von Mönchen gesteigert wird, hat man das Glück, solche zu hören. Das sprachliche Verständnis der liturgischen Texte dürfte den fremden Besuchern verschlossen bleiben.

Die Klosterarchitektur lässt auf eine nicht immer friedliche Vergangenheit schließen. Malerisch türmen sich die Bauten auf hohen Felsen auf, mit denen sie zu verwachsen scheinen. Die Verwendung von anstehendem Baumaterial unterstreicht diese Wehrhaftigkeit, lässt Natur und Kulturbauten eins werden. Mauern mit Zinnen und Turm, Eingangsrampe mit Portal und Brücke demonstrieren dieses einstige Bedürf-



*Das Katholikon von
Agiou Grigoriou*

Wolfram Köhler

nis nach Schutz und Sicherheit, erinnern eher an eine wehrhafte mittelalterliche Burg als an ein Kloster. Die schlimmsten Feinde jedoch kamen nicht von außen, verheerende Brände waren es, denen zu allen Zeiten wertvolle Kunstschatze zum Opfer fielen. Andere Eindrücke vermittelt das Innere der Klosterbauten mit Katholikon, Wohngebäuden und Speisesaal. Diese drängen sich besonders in den Felsenklöstern, die aufwärts streben, auf engem Raum, als wäre kein Raum in die Breite. Doch Platz für beschauliche Innenhöfe ist trotzdem da, Oasen der Ruhe, gesäumt von Arkaden über Zitronenbäumen und Blumenschmuck. Unterbrochen wird die klösterliche Ruhe nur durch Glockengeläut, durch trommelnde Schläge auf das balkenähnliche Holzinstrument Simantra oder einen eisernen Klangkörper, um zum Gottesdienst oder zum gemeinsamen Mahle zu rufen. Die Fassadenfarben erscheinen für Klosterbauten recht bunt, auffallend das satte Dunkelrot der Kuppeln des Katholikons. Auch für eine Aussichtsterrasse ist Platz, für einen verträumten Blick in die Ferne, auf felsige Küste, Wildnis oder den Athosgipfel. Reben ranken in Lauben auf hohen Stelzen in sicherem Abstand vor den Gästen. Vermutlich wollen die Mönche selbst in den Genuss der Trauben, die nicht hoch genug hängen können, und des daraus gekelterten Klosterweins kommen.

Verbreitetes Baumaterial ist Naturstein, davon gibt es auf dem Athos genug, Granit, Gneis und Schiefer, im Süden um das Athosmassiv dominieren Kalkstein und Marmor. Aus Holz werden Balustraden und raumschaffende Außenbalkone gebaut, im Inneren sorgt es für Behaglichkeit. Im Klosterhof plätschert ein Brunnen munter vor sich hin. Die Decke des Brunnenhäuschens im Großkloster Agiou Grigoriou ist innen mit bunten Fresken zum biblischen Thema Wasser bemalt: Taufe im Jordanfluss, Ziehbrunnen, Fischerei im See Genezareth. Etwas abseits versteckt ist der kleine Klosterfriedhof. Einfache Metallkreuze geben Auskunft über Namen und biblisches Alter, geschätzter Durchschnitt – an die 90 Jahre. Kurz ist die letzte Ruhe hier, schon



Der Heilige Berg Athos

Wolfram Köhler

nach wenigen Jahren müssen die Gebeine aus Platzgründen ins Ossuarium, den Knochenkeller, weichen.

Zu den Besonderheiten des Heiligen Berges gehören die nach dem Glauben der Athoniten wundertätigen Ikonen. Eine Ikone soll im 9. Jahrhundert zur Rettung vor den Bilderstürmern bei Konstantinopel ins Meer geworfen worden sein, um am Berg Athos von den Wellen unversehrt an Land gespült zu werden. Die Marienikone des Klosters Agiou Dionysiou habe unbeschadet eine Brandkatastrophe überstanden. Ikonen sind die Kultbilder der orthodoxen Kirche, Heiligenbilder von charakteristischem Ausdruck mit goldbelegtem Heiligenschein und sonst noch viel Blattgold, mit Eitemperafarben nach uralten Vorbildern und Vorschriften gemalt. Die ursprüngliche Leuchtkraft dunkelt im Laufe der Jahre durch Licht, Kerzenruß und Weihrauch nach. Nicht zuletzt dank ihrer einfachen, feierlich strengen Darstellung genießen diese Tafelbilder auch bei uns eine Wertschätzung. Ikonenmaler leben in kleineren Klostersgemeinschaften an den südlichen Ausläufern des Athosmassivs. Dort können sie ungestört ihrer Tätigkeit nachgehen, die gleichzeitig Kunst, Handwerk und Glaubensäußerung darstellt, wobei der künstlerischen Entfaltung durch die strengen Malvorschriften Grenzen gesetzt sind.

Unvergessliche Eindrücke vermittelt eine Wanderung von Kloster zu Kloster. Doch je nach Jahreszeit belasten nicht nur ein schwerer Rucksack, das ständige Auf und Ab auf beschwerlichen Pfaden. Den 2033 Meter hohen Athosgipfel zu besteigen ist zwar verlockend, doch bei der nur viertägigen Aufenthaltsdauer trotz geringer



In der Trapeza (Speisesaal) von Kloster Agias Annis, der heiligen Anna

Beliebtes Fortbewegungsmittel ist der Muli

Wolfram Köhler

Schwierigkeit zu zeitaufwändig. Diese im weiten Umfeld konkurrenzlose Höhe war es, welche die alten Griechen mit einer legendären Entstehungsgeschichte erklärten: Der Riese Athos, ein Sohn des Meeresherrn Poseidon, soll diesen Fels im Kampf mit den Göttern aus Thessalien hierher geschleudert haben – Geologie nach Mythenart.

Dichtes Macchiagestrüpp aus Dornginster, Mäusedorn, Brombeerhecken, Stechpalme und andere borstige Gewächse säumen die Wege. Diese Vertreter einer wehrhaften Flora haben sich mit harten, glänzenden oder filzigen Blättern den klimatischen Gegebenheiten aus Trockenheit und Hitze angepasst. Duftwolken von Rosmarin, Lavendel und Thymian können mit denen von Weihrauch beim orthodoxen Gottesdienst wetteifern. Mancher Autor vermutet in den üppigen Athoswäldern ein Relikt der mediterranen Bewaldung vor deren Zerstörung durch den Menschen. Bei den hohen sommerlichen Temperaturen fühlen sich einzig die Myriaden von Singzikaden wohl. Ihr ohrenbetäubendes Konzert scheint mit zunehmender Temperatur zu immer größerer Lautstärke anzuschwellen: „Glücklich leben die Zikaden, denn sie haben stumme Weiber“ – dies ist ein Zitat des altgriechischen Komödiendichters Xenarchos (4. Jahrhundert v. Chr.). In Küstennähe beruhigt das Rauschen der Meeresbrandung. Die kristallklare Welt unter Wasser mit ihren reichen Beständen zutraulicher Fische profitiert von der Abgeschlossenheit.

Großartig der Anblick eines Klosters auf hohen Felsen über der blauen Ägäis, der für die Strapazen der Wanderung entschädigt. Diese kann der Empfang im Kloster ver-



Kloster Agias Annis

Wolfram Köhler



Auf Pilgerschaft zwischen zwei Klöstern (Agiou Dionysiou und Agiou Grigoriou)

Josef Sartorius



Das „Pilgerquartett“ Markus Harter, Wolfram Köhler, Wolfgang Maier, Josef Sartorius bei seiner verdienten Belohnung

Wolfgang Maier

gessen machen, wenn dem müden Pilger kühles Wasser, ein starker Espressokaffee, ein süßes Geleestück Lukumi oder vielleicht sogar ein Schnaps, Ouzo oder Tsipuro, gereicht wird. Beim Abendessen im zweiten Kloster sollte der Fehler des Vortages nicht wiederholt werden, bei dem der Vorleser das verdiente Mahl vorzeitig beendete. Durch hastiges Essen war der Teller längst geleert, als die monotone Stimme verstummte, jedoch schlug das erhöhte Esstempo so richtig auf den Magen. Erst beim dritten Mahle wurde alles richtig gemacht. Da gab es obendrein ein Glas eines guten trockenen roten Athosweines.

Dies alles zu sehen, zu erleben, führten wir diese Reise in die „Welt hinter der Welt“ durch, wie der Berg Athos auch genannt wird. Es zeigt sich, dass solche gemeinsamen Unternehmungen mit einem Hauch Abenteuer, ungewöhnlichen Herausforderungen, Einlassen auf neue Begegnungen und spirituelle Eindrücke eine gelebte Schulentwicklung mit beruflicher Motivation sein können. Dem Erlebnis Athos gingen in einem größeren Kollegenkreis Unternehmungen in Südtirol (der „Lehrerchor“ auf den „Straßen der Lieder“), Wandern auf Korsika („Tra Mare e Monti“) und Hüttenaufenthalte in den Alpen voraus.

Meldungen vom Sport aus Stiftungsschulen – ein Bilderbogen

Auch dieses Jahr nahmen wieder zahlreiche Mannschaften von Schulen der Schulstiftung an regionalen und überregionalen Sportwettkämpfen teil. Eine Auswahl von besonders erfolgreichen Teilnahmen:

- Die Hockeymannschaft des **Gymnasiums St. Paulusheim in Bruchsal** hat das Landesfinalturnier 2012 im Wettkampf IV gewonnen.
- Die Mannschaft der Judo-AG der **St. Ursula-Schulen in Villingen** erkämpfte sich 2012 den Landessieg und nahm am Bundesfinale teil.
- Zwei Titel und einen vierten Platz errungen die drei Staffeln des **Kollegs St. Sebastian in Stegen** bei den diesjährigen baden-württembergischen Schulmeisterschaften im Mountainbike in St. Märgen.



Orte für Gebet und Stille – Kirchen, Kapellen und Meditationsräume an Stiftungsschulen

Die Kapelle an der Liebfrauenschule in Sigmaringen

Die Liebfrauenschule, an der B 32 am Ortsausgang Sigmaringens Richtung Mengen gelegen – in unmittelbarer Nähe zur FH einerseits und dem früheren Konvikt der Erzdiözese andererseits – wurde am 13. Oktober 1956 durch Erzbischof Dr. Eugen Seiterich eingeweiht.

Bereits an Pfingsten desselben Jahres fand der erste Gottesdienst für die damals 281 Schülerinnen und die in Sigmaringen lebenden 20 Schwestern der Erlenbader Franziskanerinnen in der noch unfertigen Kapelle im 2. OG des neuen Schulbaues statt.

Die Schule wurde als reines Mädchengymnasium mit Internat gegründet und umfasste damals zusätzlich noch zwei Frauenfachschulklassen sowie eine Klasse Haushaltsschule. Die inzwischen enorm gewachsene Schule (1281 Schüler im Schuljahr 2011/2012), die seit dem Jahr 1976 auch eine Realschule einschließt und in der seit 1987 koedukativ unterrichtet wird, ging am 1. Januar 1992 in die Trägerschaft der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg über.

Die Innengestaltung

Der Altarraum der Kapelle wird durch ein großes Mosaik geprägt, das eine Abendmahlszene zeigt. Eine Besonderheit stellen die zentralen Figuren von Jesus und



Aschermittwochsgottesdienst in der Kapelle

Johannes dar. Es handelt sich hierbei um eine typisch schwäbische „Herz Jesu“-Darstellung in Form einer „Johannesminne“. Die Kapelle selbst ist nämlich dem Herzen Jesu geweiht, dies war Bedingung des Mosaikstifters Hans Baumhauer.

An der Nord- und Südseite des Kirchenraumes zeigen bunte Glasfenster der Glasmalerei Isele aus Freiburg u.a. eine Verkündigungszene.

Die gotische Marienstatue in der hinten liegenden Muttergottes-Nische schmückt seit dem 1. Mai 1959 die Kapelle und repräsentiert die Patronin der Schule.

Später kam noch eine barocke Mutter-Gottes-Statue im Altarraum hinzu, ein Geschenk aus Oberbayern an Sr. Carina (ehemalige Schulleiterin), ursprünglich für den Feierraum gedacht und vom ehemaligen Kunstlehrer B. Kösel restauriert.

Die Kapelle – ein Raum des Gebets für die Schulgemeinschaft

Das Schuljahr beginnt und endet mit einem ökumenischen Gottesdienst, der mehrfach wiederholt – bedingt durch die große Schülerzahl – u.a. in der Kapelle stattfindet.



Der Altarraum



Madonnenskulptur in der hinteren Nische

GOMES (GOTTesdienst – MEdiation – Singen) findet sich seit 23 Jahren mit einer festliegenden Wochenstunde im Stundenplan der Klassen 5 und 6 wieder. Je vier dieser Klassen feiern abwechselnd einen gemeinsam mit einem Religionslehrer oder von einem Schulseelsorger vorbereiteten Wortgottesdienst oder eine Eucharistiefeier, während die anderen Klassen an einer der Meditations- oder Singgruppen teilnehmen.

Für die Klassen 7 bis 12 finden Stufengottesdienste statt. Jede Woche ist eine andere Klassenstufe dazu eingeladen. Jeweils eine Klasse der betreffenden Jahrgangsstufe bereitet den Gottesdienst (wahlweise als Wortgottesdienst oder als Eucharistiefeier) im Religionsunterricht vor.



Der Meditationsraum für das Taizégebet



Vorbereitung zur Assisiwallfahrt im Meditationsraum

In der Advents- und Fastenzeit gibt es ein freiwilliges Gottesdienstangebot – auch hier gestaffelt nach Altersstufen. Diese Gottesdienste finden immer als Eucharistiefeier statt. Sie sollen vor den beiden großen Festen Weihnachten und Ostern die Mitte unseres Glaubens erlebbar machen.

Einmal im Monat treffen sich in der Kapelle die „LIZE-Prayer“, ein von Eltern ins Leben gerufener Gebetskreis, der sich Belange der Schule zum Inhalt gemacht hat.

Der jährliche Franziskustag stellt ein ganz besonderes Ereignis für die Schule dar, da sie von Franziskanerinnen gegründet wurde. Er wird mit einer Transitusfeier am Vorabend eingeleitet, die je nach Wetter im Innenhof der Schule oder in der Kapelle stattfindet. Am Franziskustag selbst wird der Kapellenraum von den fünften Klassen für eine Meditation genutzt.

Immer wieder gibt es eine Schülergruppe, die besonders in der Fasten- und Adventszeit einen Pausenimpuls – umrahmt von Musik – vorbereitet.

Außerdem bietet die Kapelle Raum für Gebete und Impulse bei außergewöhnlichen Ereignissen, wie z.B. dem Tod einer Schülerin/eines Schülers oder Geschehnissen von weltpolitischer Bedeutung. Auch Gottesdienste für Mitarbeiter finden hier statt.

Der Meditationsraum an der Liebfrauenschule in Sigmaringen

Als zweiten „Ort der Stille und des Gebets“ gibt es an der LFS seit ca. 10 Jahren einen neu gestalteten Meditationsraum. Ein ehemaliges Wohnzimmer aus dem Internatsgebäude 1, versehen mit Teppichboden und Sitzkissen und schon länger als Meditationsraum genutzt, wurde von Herrn J. Schulz-Lorch in Kooperation mit einigen Lehrern der Schule mit wenigen Mitteln neu gestaltet:

Zur Beruhigung der Architektur wurden die Heizkörper verdeckt und die Decke mit einer einfachen Platte ca. 10 cm tief abgehängt, so dass am Rand eine Schattenfuge entstand. Im Zentrum wurde durch eine zusätzliche, gewölbte Platte ein Raumzentrum geschaffen, das eine Öffnung des Raumes nach oben vermittelt. Durch Lichttechnik wird dieses symbolische Aufbrechen des Raumes verstärkt.

Während die eine Stirnwand für Projektionen vorgesehen ist, schmückt die gegenüberliegende ein nicht figürliches Gemälde, in dem sich zwei gegensätzliche Elemente überlagern: eine lebendige, unstrukturierte Malerei – überdeckt von linearer Strukturierung.

Sitzmöglichkeiten auf dem neu verlegten, schlichten Parkettboden bilden quadratische, zum Farbton des Raumes passende, mit Stoff überzogene Kissen.

Dieser Gebetsraum ist für kleinere Gruppen vorgesehen:

Wöchentlich findet hier eine der Meditationsgruppen von GOMES statt.

In der Advents- und Fastenzeit bieten immer wieder Religionslehrer eine speziell für Lehrer vorbereitete Fröhschicht an.

Schüler treffen sich hier sporadisch zum Taizégebet.

Unsere Assisiwallfahrten werden hier vor- und nachbereitet.

Schließlich wird der Raum auch von Religionslehrern im Rahmen ihres Unterrichts genutzt.

Regina Maria Gut

Die Klosterkirche St. Ursula in VS-Villingen

Schon vor 800 Jahren lebten im Bickenkloster in Villingen fromme Frauen des Dritten Franziskanischen Ordens, so genannte Beginen, die im Geiste der hl. Elisabeth Hunger stillten, Kranke pflegten und Sterbenden beistanden. Der spätromanische Kruzifixus aus der Vetternsammlung, dem späteren Dominikanerinnenkloster, heute die benachbarte Klosterringschule, stammt noch aus der Zeit dieser Beginen. Auch die Darstellung der Rosenkranzspende an St. Dominikus und Katharina von Siena am linken Seitenaltar verweist auf die Dominikanerinnen, die als Folge der Josephinischen Gesetze im 18. Jahrhundert in St. Ursula aufgegangen sind.

Im 15. Jahrhundert reformierte die später seliggesprochene Ursula Haider den Konvent. Ihre Gebeine befinden sich in der Wandnische der Klosterkirche. Für die erste Äbtissin des Klosters St. Klara und Behüterin der Stadt Villingen und ihrer Menschen, die in persönlicher Armut, absolutem Gehorsam und strenger Klausur lebte, waren der erbauliche Gottesdienst und das Chorgebet am wichtigsten. Ursula Haider wörtlich: Es „war die größte freit, wan der selbigortenlich, schen und zierlich vollbracht wurd.“ Da der spätere Landesherr Kaiser Joseph II. von Habsburg der



Auffassung war, dass „Orden, die dem Nächsten keinen sichtbaren Nutzen brächten, auch Gott nicht gefällig sein könnten“, wurde das nebenstehende Dominikanerinnenkloster und das hiesige Klarissenkloster aufgelöst und am 16. Oktober 1782 das „Ursulinerinstitut“ samt Normalschule eingeführt.

Die Szene der hl. Familie auf dem rechten Seitenaltar zeigt die Mutter Maria, die ihren Sohn Jesus in die Heilige Schrift einführt, während der Nährvater Joseph seine schützende Hand über die Szene hält. Ein solches Bild spiegelt ideal das Selbstverständnis der Ursulinen als lehrende Gemeinschaft wider und gilt im Prinzip für alle Lehrerinnen und Lehrer als Wissensvermittler und Erzieher bis heute.

Seit 1990 auf eine neue, abgesicherte Basis gestellt, leisten die Villingener St.-Ursula-Schulen nach wie vor aus der von der Mutter Anne de Xaintonge begründeten Schultradition heraus ihre neuzeitliche Erziehungs- und Bildungsarbeit auf dem Fundament christlicher Weltanschauung und Wertordnung nach dem Motto „Tradition bewahren – Zukunft bereiten“.

Selbst die Abtsloge aus dem Villingener Benediktinerkloster, die wohl im Zusammenhang mit der badischen Säkularisation in die Klosterkirche kam, verweist mit dem Leitspruch der Benediktiner „ora et labora“ auf das Programm einer kirchlichen Schule.

Auf dem Altargemälde von Georg Glückher aus der ehemaligen Dominikanerinnenkirche geht es um das Thema „Aufnahme“, nämlich um die Aufnahme Marias in den Himmel. Die „Gnade allein“ kommt von Gott – Aufnahme ist nur durch Gottes Hilfe möglich; die Gottesmutter Maria kann nach katholischem Glauben dabei aber starke Fürsprecherin sein. Eine Glaubenshaltung, die wesentlich das Selbstverständnis der Ursulinen prägt.

Der Exkurs in die Kloster- und Schulgeschichte sollte zeigen, in welcher langer christlicher und schulischer Tradition wir hier in St. Ursula stehen, die entscheidend von den Ursulinen der Anne de Xaintonge geprägt wurde. Bis heute feiert jeden Mittwoch eine Klasse oder eine Jahrgangsstufe der Schule hier einen Gottesdienst. Fast täglich findet in der Klosterkirche auch noch eine Heilige Messe für die Villingener Öffentlichkeit statt.

Klaus Nagel: Kloster St. Ursula – Ansprache zum Adventsgottesdienst mit Schwestern und Lehrerkollegium am 9. Dezember 2010 (Zusammenfassung von Johannes Kaiser).

Quelle: Hermann Brommer: St. Ursula Villingen, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2002.

Personalnachrichten

Wechsel im Vorstand der Schulstiftung

Seit Gründung der Schulstiftung hat **Pater Hans-Joachim Martin SJ** hoch engagiert an diesem Auftrag für die Bil-



dung und Erziehung junger Menschen mitgewirkt. Den Beratungen im Stiftungsvorstand kamen dabei seine große Erfahrung aus Schule und Internat, aber auch in der Pastoral zugute. Viele wichtige Sach- und Personalentscheidungen hat er in diesen annähernd 25 Jahren mitgestaltet und der Arbeit der Schulstiftung zahlreiche Impulse gegeben. Im Zusammenhang mit der Beendigung seiner Tätigkeit für die Erzdiözese Freiburg hat Pater Martin SJ auf sein Amt im Stiftungsvorstand verzichtet. Mit ihm scheidet das letzte Vorstandsmitglied aus, das von Anfang der Stiftung an diese Arbeit verantwortlich mitgeprägt hat. Pater Martin war in den letzten Jahren sozusagen das lebende Gedächtnis des Vorstandes. Mit Herzblut hat sich

Pater Martin den grundsätzlichen Fragen von Bildung und Erziehung gewidmet und dabei auch einen klaren Blick für Organisationsformen und ökonomische Solidität bewiesen. Pater Hans-Joachim Martin hat sich um die Schulstiftung verdient gemacht. Die Schulstiftung dankt ihm für jahrzehntelange Vorstandstätigkeit und wünscht ihm sowohl gesundheitliche Konsolidierung als auch alles Gute für sich stellende neue Aufgaben.

Zum Nachfolger von Pater Hans-Joachim Martin hat der Stiftungsrat den



Direktor der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg Thomas Herkert gewählt. Schon seit Jahren arbeiten die Katholische Akademie und die Schulstiftung in manchen Feldern eng zusammen. Beide Institutionen sind eine Investition der Kirche in die Gesellschaft. Wir freuen uns, dass Direktor Herkert bereit ist, diese Aufgabe zu übernehmen und wünschen ihm dabei viel Freude.

Rechtsreferentin Aglaja Gramelspacher, die im Stiftungsvorstand die Position des Ordinariatsreferenten mit zweiter juristischer Staatsprüfung wahrgenommen hat, hat einen Sohn geboren und befindet sich in Elternzeit. Entsprechend der Stiftungssatzung wurde sie wegen der Dauer der Abwesenheit von Herrn Erzbischof Dr. Zollitsch aus dem Stiftungsvorstand abberufen.

Zur Nachfolgerin hat Erzbischof Dr. Zollitsch **Rechtsreferentin Dr. Iris Hartlaub** berufen, die auch im Erzbischöflichen Ordinariat Aufgaben von Frau Gramelspacher übernommen hat. Wir danken Aglaja Gramelspacher für ihre Arbeit im Stiftungsvorstand und wünschen Dr. Iris Hartlaub viel Freude bei der nun im Bereich der Schulstiftung übernommenen verantwortungsvollen Aufgabe.

Heimschule St. Landolin Ettenheim

Nach 14 Jahren als Schulleiter trat **OSTD Ernst Jostkleigrew** auf eigenen Wunsch in den Ruhestand. Mit hohem Engagement, Energie und Verantwortungsbewusstsein hat er die Entwicklung der



Stiftungsdirektor Scherer mit einem Schüler-Porträt Ernst Jostkleigrewes



v.l.n.r.: OStD Jostkleigrew, StD Jostkleigrew, Stiftungsdirektor Scherer, Ltd. RSD Steiner, OStR Pfister, Minister a.D. Rau, RR Hugel, Bürgermeister Metz, RSD Bengel



Stiftungsdirektor Scherer dankt OStD Jostkleigrew für seine langjährige Leitungstätigkeit



OStD Ernst Jostkleigrew und sein Nachfolger OStR Eberhard Pfister

Heimschule St. Landolin über 14 Jahre geprägt. Geboren 1949 in Rheda studierte er nach dem Abitur in Wiedenbrück Katholische Theologie und Chemie an der Universität Freiburg und begann nach seinem Referendariat eine Unterrichtstätigkeit am Gymnasium Herford, bevor er 1980 als wissenschaftlicher Angestellter im Bereich Chemie an die Universität Freiburg wechselte und dazu Chemieunterricht am St. Ursula-Gymnasium gab, an dem er dann bis 1998 tätig war. Daneben nahm er die Aufgabe eines Studienleiters an der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg in den Jahren 1983 bis 1990 wahr und bekam 1997 Aufgaben als Fortbildungsreferent der Schulstiftung für den Bereich Naturwissenschaften übertragen. 1991 wurde er zum OStR ernannt, 1999 wurde ihm der Titel OStD verliehen. 2011 konnte OStD Jostkleigrew das 40-jährige Dienstjubiläum

feiern. Wesentliche Weiterentwicklungen der Heimschule St. Landolin wurden von ihm angestoßen und mitgestaltet: die Einführung des Sozialwissenschaftlichen Gymnasiums oder die strukturelle Neuaufstellung der Schule mit einer eigenen Realschulleitung, die Stärkung des künstlerischen und musischen Profils insbesondere durch die Einrichtung eines Kunstprofils. Ein hohes Arbeitspensum verlangte auch die vor allem in die letzten Jahre seiner Tätigkeit fallende bauliche Sanierung und Neustrukturierung der Heimschule, die mit dem Neubau des Mensa-, Kunst-, und Verwaltungsbereiches die Schule zukunftsicher gemacht hat. Die Schulstiftung dankt Ernst Jostkleigrew für seinen großen Einsatz zum Wohl der Erziehung und Bildung der Kinder und Jugendlichen und wünscht ihm für den neuen Lebensabschnitt Gesundheit und Freude.

Mit Beginn des Schuljahres 2012/13 hat **OStR Eberhard Pfister** die Leitungsverantwortung in der Nachfolge von OStD Jostkleigrewer übernommen. Eberhard Pfister wurde 1968 in Tübingen geboren und hat nach dem Abitur in Hechingen Katholische Theologie und Germanistik an den Universitäten Freiburg und Jerusalem studiert. Nach Tätigkeiten als Mitarbeiter im Bereich Theologie an der Universität Freiburg und den Unterrichtsaufträgen am Goethe-Gymnasium Emmendingen und am Kolleg St. Sebastian Stegen war Eberhard Pfister seit 2007, zuletzt als OStR, am Landesgymnasium für Hochbegabte in Schwäbisch Gmünd in Schule und Internat tätig.

Für die nun größere Verantwortung wünschen wir eine glückliche Hand für anstehende Entscheidungen, viel Kraft, Erfüllung in den wichtigen Aufgaben und Gottes Segen.

Dietfried Scherer

In memoriam Prof. Dr. Josef A. Mayer

Im Alter von 86 Jahren verstarb im August Prof. Dr. Josef A. Mayer, der ehemalige Leiter des Freiburger Seminars für Schulpädagogik. Nach seiner Pensionierung übernahm er 1991 die Schriftleitung von „FORUM-Informationsheft für die Katholischen Freien Schulen der Erzdiözese Freiburg“. Hochgebildet und interessiert an allen philosophischen, pädagogischen und theologischen Fragestellungen konnte er aus einem unermesslichen Fundus von Wissen einerseits und Kontakten andererseits schöpfen und machte auf diesem Hintergrund FORUM zu einer Zeitschrift, die zum Aushängeschild unserer Schulen sowohl nach außen als auch nach innen wurde. Darüber hinaus hat er die Fortbildungsarbeit der Schulstiftung konzeptionell und inhaltlich begleitet und eine Vielzahl von Referenten vermittelt. Auf diese Weise haben unzählige Lehrerinnen und Lehrer bis zu seinem Ausscheiden im Mai 2000 von seiner Arbeit profitieren können und wichtige Impulse für ihren pädagogischen Alltag gewonnen.



FORUM-Schulstiftung steht auf dem Fundament seiner langjährigen Arbeit, für die wir ihm zu großem Dank verpflichtet sind. *Dietfried Scherer*

Neues auf dem Markt der Bücher

Hans Georg Wehrens

Der Totentanz im alemannischen Sprachraum

Verlag Schnell & Steiner, Regensburg;
288 Seiten, Preis: 39,95 Euro - ISBN
978-3-7954-2563-0

Konfrontation mit dem Tabu der Sterblichkeit „Der Totentanz – Muos ich doch dran – und wis nit wan“

Die keineswegs geringe Literatur zum Totentanz ist durch ein grandioses Werk erweitert worden. Hans Georg Wehrens, seit Jahren auf diesem Gebiet forschend, hat einen Band mit monumentalen und graphischen Totentänzen vom späten Mittelalter bis in die Neuzeit vorgelegt. Behandelt werden die Totentanzdarstel-

lungen der Region, wo sich die dichteste Ansammlung befindet: in den „historischen Landschaften“ Elsass, Breisgau, Oberrhein, Hochrhein, Bodensee und Schwaben sowie im Schweizer Mittelland und im Tiroler Reutte – ein Gebiet, das sich mit dem alemannischen Sprachraum deckt.

Über fünfzig Darstellungen der Totentänze im alemannischen Sprachraum plus die Darstellungen der Totenlegenden in dieser Region von den „Drei Lebenden und den drei Toten“ und den „Dankbaren Toten“ (insgesamt 14) beschreibt der Autor in faszinierender Weise und liefert die Übersetzungen der frühmittelalterlichen und lateinischen Texte dazu. Darüber hinaus ist der Band mit 78 Farbabbildungen und 29 S/W-Abbildungen illustriert. In einer außeror-



Hermann Trenkle: Der Totentanz in der Beinhauskapelle zu Bleibach

Ausschnitt aus dem Bleibacher Totentanz

dentlich informativen Einleitung zu dem gesamten Themenkomplex wird auch die Frage nach Vorläufern und Vorbildern sowie der Entstehung der Totentänze behandelt. Und es wird auch auf das wahrscheinlich älteste überlieferte Wandgemälde eines Totentanzes „La Danse macabre de Paris (1424) und auf „La Danse macabre de La Chaise-Dieu“ (1410-1425) eingegangen.

„Die Totentänze in Dichtung und bildender Kunst spiegeln eine Lebenshaltung wider, in der die Beschäftigung mit dem Sterben als Teil eines ‚gelingenden Lebens‘ angesehen wurde. In ihrer Buchform waren die Bilder Bestandteil der Kultur der Adligen und Gebildeten.“ Einem größeren Kreis waren die Darstellungen aber auch zugänglich, da sie sehr häufig an Friedhofsmauern und in Beinhäusern angebracht waren (u. a. Friedhofsmauer in Elbigenalp/Lechtal,

Friedhofskapelle St. Sebastian zu Füssen, Beinhaus in Emmetten/Kanton Nidwalden, Beinhaus in Wil/Kanton St. Gallen).

An zahlreichen Beispielen wird aufgezeigt, in welcher Form der Totentanz dargestellt wurde, so „tanzt der Tod anfangs (etwa um 1440) in einem Reigen, in einem Paartanz oder Gruppentanz mit den nach Standeskategorien geordneten Menschen“. Später seit den 1520er Jahren ändert sich das: „Der individualisierte Tod nähert sich einer Einzelperson und überrascht sie bei einer typischen Beschäftigung in ihrem alltäglichen Leben.“ Hans Georg Wehrens hat in diesem Band eine Vielzahl von Fakten einer jahrelangen Forschungsarbeit zusammengetragen und ein Standardwerk zum Thema Totentanz geschaffen.

Walter Gauer, Köln

Ewald Terhart, Hedda Bennewitz, Martin Rothland (Hg.)

Handbuch der Forschung zum Lehrerberuf

Waxmann Verlag AG, Münster/New York/München/Berlin 2011, ISBN 978-3-8309--2350-3, 825 Seiten, geb. 69 Euro

Die insgesamt 56 Autorinnen und Autoren des Handbuchs haben die fünf- und-vierzig Beiträge acht Themen zugeordnet. Am Anfang steht die Forschung zur Geschichte des Lehrerberufs. Es folgen die Charakteristik und Rahmenbedingungen sowie die Konzepte der Forschung zum Lehrerberuf. Im Zentrum der nachfolgenden Kapitel steht die Forschung zur Berufsbiographie, zur Lehrerbildung, zum Lehrerhandeln und zu den Lehrerkognitionen, -emotionen und -kompetenzen. Abschließend beschäftigt sich noch ein Autorenteam mit den Forschungen zur Belastung und Beanspruchung im Lehrerberuf. Die großen internationalen und nationalen Leistungsvergleichsstudien haben der empirischen Bildungsforschung in Deutschland einen besonderen Impuls und Antrieb vermittelt. Die zunehmende Fokussierung der Schul- und Unterrichtsforschung in Richtung auf den Lehrerberuf lässt sich seit einigen Jahren in der empirischen Bildungsforschung deutlich feststellen. Diese Impulse, Initiativen und Aktivitäten werden in dem

vorliegenden Handbuch in systematischer Form dokumentiert. Besonders leserfreundlich und hilfreich ist, dass die meisten Einzelbeiträge eine gemeinsame Systematik aufweisen. Nach einer kurzen Einleitung erfahren die Leser und Leserinnen in kurzer, prägnanter Form, welchen Beitrag der Artikel zur Lehrerforschung liefern wird. Im Zentrum der Darstellung stehen anschließend Hypothesen, Theorien, Modelle, Konstrukte. Diese werden danach mit dem aktuellen Forschungsstand verknüpft. Wichtig sind die Hinweise auf Widersprüche, Konflikte und Paradoxien. Der Ausblick (Fazit, Abschluss) vermittelt Einblicke in ungelöste Forschungsfragen und weist auf Konsequenzen für die Lehrerausbildung und die Lehrerfortbildung hin. Die einzelnen Beiträge Jedes Kapitels werden von einer Expertin/einem Experten zusammenfassend diskutiert. Dabei werden Forschungsdefizite besonders akzentuiert. Das Handbuch dokumentiert nicht nur den „Ist-Stand“ und den „Soll-Stand“ der Lehrerbildung und Lehrerforschung, sondern weist gleichzeitig auf die Perspektiven der Weiterentwicklung hin. Zu jedem Beitrag gibt es mehrseitige, aktuelle Literaturhinweise auf nationalem und internationalem Niveau. Diese korrespondieren mit den Inhalten der jeweiligen Texte. Das Handbuch wird als Ratgeber und als Informationsquelle viele kommende Lehrgenerationen und Lehramtskandidaten auf ihrem Berufsweg begleiten! Der Lehrer-

beruf befindet sich im Wandel. Neues wird hinzukommen und heute noch gar nicht absehbare Entwicklungen werden auftauchen und hinzukommen. Festzustellen ist, dass es bislang im deutschsprachigen Raum ein solches Handbuch noch nicht gegeben hat. Es hat damit innovativen Charakter. Die zusammenfassende Würdigung der komplexen Themen erlaubt nur punktuelle und exemplarische Hinweise auf einige markante Aussagen. In einem der resümierenden Beiträge werden die Perspektiven und Rahmenbedingungen des Lehrerberufs aus der Sicht des Jahres 2020 dargestellt. Wichtig sind dabei quantitative und qualitative Aussagen. In den nächsten Zehn Jahren zeichnet sich auch in Deutschland ein zunehmender Lehrerberuf ab, der durch den Nachschub an Junglehrern nicht abgedeckt werden kann. Ähnlich wie heute schon in den Vereinigten Staaten wird das Problem der „Quer- und Seiteneinsteiger“ im Lehrerberuf immer gravierender. Damit sind zugleich neue Aufgaben für die Lehrerbildung und die Lehrerforschung verbunden. Mit der Lehrprofessionalität wird künftig auch das Bild vom „lernenden Lehrer“ verbunden sein. – Eine zentrale Kompetenz des „lernenden Lehrers“ ist die Fähigkeit und Bereitschaft, berufliche Konflikte und Probleme eigenständig zu lösen. Dazu gehört auch die Schule „als lernende- Organisation“ (Peter M. Senge). Als Beispiel für den Expertenansatz im

Lehrerberuf gilt die oft zitierte Untersuchung des Professionswissens in der COACTIV-Studie. Dieser neuen Studie kommt in Verbindung mit der Qualitätssicherung der Lehrerausbildung zentrale Bedeutung zu. In der zusammenfassenden Diskussion über „Konzepte der Forschung zum Lehrerberuf“ wird auch die „Aktions- oder Handlungsforschung“ erwähnt und kritisch gewürdigt. Der Autor dieses Diskussionsbeitrags weist zugleich auf Kontroversen, Konflikte und Kritikpunkte hin. Damit wird die Urteilsbildung der Leserinnen und Leser gefördert und angeregt. In Verbindung mit der Würdigung der Forschung zur ersten Phase der Lehrerbildung wird festgestellt, dass es diesbezüglich bislang „keine systematische Wirkungsforschung“ gibt. Festzustellen ist: „Empirische Studien zur Ausbildung bzw. zum berufsbiographischen Hintergrund der Lehrerausbildenden fehlen fast vollständig“. Es werden nur „unterschiedliche Leitbilder von Lehrerausbildern erwähnt“. Dieser Sachstand wird als Defizit akzentuiert. Drei weitere Punkte sind für die Forschung zum Lehrerberuf wichtig: Die Bedeutung der Hirnforschung für das Lehren und Lernen in der Schule, die wissenschaftliche Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in der Schule und die künftige Position der „Quer- und Seiteneinsteiger“ in den Lehrerberuf.

Gottfried Kleinschmidt, Leonberg

Ernst Pallenbach

Die stille Sucht

Missbrauch und Abhängigkeit von Arzneimitteln. Unter Mitarbeit von Rüdiger Holzbach, Barbara Schneider, Martin Müller und Barbara Hoffmann. Mit einem Geleitwort von Sabine Bätzing, MdB, Drogenbeauftragte der Bundesregierung. Mit 3 Tabellen und 16 Abbildungen.

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart 2009. 212 Seiten, 29,80 Euro. ISBN 978-3-8047-2506-5.

Das Buch macht auf ein weithin unterschätztes Problem aufmerksam: Medikamentensucht. Mindestens 1,5 Millionen Menschen sind in Deutschland von Medikamenten abhängig; noch einmal so viele gelten als gefährdet. Es betrifft daher nicht wenige unserer Schülerinnen und Schüler – entweder persönlich oder mittelbar in ihren Familien – und vermutlich auch die eine oder den anderen aus unseren Kollegien. Obwohl die Zahl der Betroffenen ähnlich hoch ist wie bei der Alkoholabhängigkeit, wird in der Öffentlichkeit darüber deutlich weniger gesprochen. Die Arzneimittel-sucht ist eine „stille Sucht“.

Der Verfasser Dr. Ernst Pallenbach, dessen Töchter die St. Ursula-Schulen in VS-Villingen besuchen, arbeitet als Apotheker am Schwarzwald-Baar-Klinikum in



Villingen-Schwenningen und ist darüber hinaus u. a. Vorsitzender des Arbeitskreises Sucht in der Landesapothekerkammer Baden-Württemberg. Sein Anliegen ist, über die Erscheinungsformen und die Ursachen der Medikamentensucht zusammenfassend und fundiert zu berichten. Er will damit die Prävention unterstützen, aber auch Behandlungsmöglichkeiten und Alternativen aufzeigen.

Nach einem einführenden Kapitel, worin Begriffe bestimmt und landläufige Thesen hinterfragt werden („Tablettensucht = Frauensucht?“), stellt das Buch systematisch die verschiedenen medikamen-

tösen Wirkstoffe vor, die abhängig machen können, und nennt dabei präzise die Namen und Zusammensetzungen der Präparate, in denen sie vorkommen. In einem weiteren Kapitel werden die Suchtpotenziale verschiedener Genussmittel und Partydrogen dargestellt. Abschließend führt der Verfasser zahlreiche Adressen, Internetseiten und Hilfsangebote auf.

Das Buch hat überhaupt den Vorzug, dass es aus der Perspektive eines engagierten Fachmanns geschrieben ist, der

immer wieder behutsam, aber entschieden wertet. Die ausnehmend sorgfältige Sprache macht es – bei aller Fachlichkeit – leicht lesbar und ertragreich. Für unsere Schulen kann es eine gute Grundlage in der Beratung hilfesuchender Schülerinnen und Schüler sein. Zugleich macht es sensibel für den möglichen Missbrauch verschiedener Stoffe im Zusammenhang mit Klassenarbeiten und anderen Leistungserhebungen. Mein Tipp: Das Buch wäre eine lohnende Anschaffung für die Lehrerbibliothek.

Johannes Kaiser, Villingen

Autorinnen und Autoren vom FORUM Schulstiftung 57

Amann, Ulrich, OStD – Leiter der St. Raphael-Schulen – Gymnasium – Heidelberg

Baumann, Klaus, Prof. Dr. – Ordinarius für Caritaswissenschaft und Christliche Sozialarbeit; an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Internal Senior Fellow des Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS).

Brunner, Christian, StR – (Englisch, Politik) Klosterschulen Unserer lieben Frau Offenburg

Büssing, Arndt, Prof. Dr. med. – Professur für Lebensqualität, Spiritualität und Coping; Zentrum für Integrative Medizin; Fakultät für Gesundheit der Universität Witten/Herdecke, External Senior Fellow des Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS).

Csordás, Michaele, Sr. – OSB Konvent Kloster Wald

Dieing, Clara – Schülerin am Ursulinen-Gymnasium Mannheim

Gauer, Walter – ehemaliger Leiter der Redaktion „Fernsehdienst“ im katholischen Institut für Medieninformation Köln, Kulturkorrespondent Luxemburger Wort

Gut, Regina M., StD – (Biologie, Chemie, Naturphänomene und NwT), Abteilungsleiterin an der Liebfrauenschule Sigmaringen

Gutmacher, Ulrike, StD – (Spanisch und Französisch), Abteilungsleiterin an den St. Raphael-Schulen – Gymnasium – Heidelberg

Hermann, Judith, OStR – (Deutsch, Französisch) Heimschule Kloster Wald

Joggerst, Karin – Diplom-Politikwissenschaftlerin, Erinnern und Lernen e.V.

Kaiser, Hans – Industriekaufmann, Kriegsteilnehmer von 1942 bis 1946, ehemaliger Stadtrat in Furtwangen

Kaiser, Helga – Kauffrau, Kriegseinsatz im Rahmen des Reichsarbeitsdienstes, ehemalige Stadträtin in Furtwangen

Kaiser, Johannes, OStD – Leiter der St. Ursula-Schulen Villingen

Kessler, Tanja Sabine, StR – (Englisch, Erdkunde) Klosterschule vom heiligen Grab Baden-Baden

Kleinschmidt, Gottfried, Prof. – Schulpädagoge im Ruhestand, Leonberg

Köhler, Wolfram, Dr. – (Chemie und Ernährungslehre) St. Ursula Schulen Hildastraße, Freiburg

Kollefrath-Persch, Annette – (Public relations) BIOSS Centre for Biological Signalling Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Ladenthin, Volker, Prof. Dr. – Lehrstuhlinhaber für Historische und Systematische Erziehungswissenschaft an der Universität Bonn

Lütz, Manfred, Dr. – Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, katholischer Theologe, Chefarzt des Alexianer-Krankenhauses in Köln

Mühlon, Simon – Schüler an der Heimschule Lender (für die Lender Rainbow Minds)

Nagel, Klaus, RL – (Deutsch, Erdkunde) St. Ursula-Schulen Villingen

Ohl, Marcus, StR – (Deutsch, Gemeinschaftskunde) Ursulinen-Gymnasium Mannheim.

Scherer, Dietfried – Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Scherzinger, Klaus, Dr. – Lehrbeauftragter (Neuro-, Bio-, Naturethik) für das ethisch-philosophische Grundlagenstudium an der Universität Freiburg

Schindelbeck, Dirk Dr. – Schriftleiter und Redakteur von FORUM Schulstiftung, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg

Uscatescu Barrón, Jorge, Dr. – wissenschaftlicher Mitarbeiter im Raimundus-Lullus-Institut in der Theologischen Fakultät, PD an der philosophischen Fakultät an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg